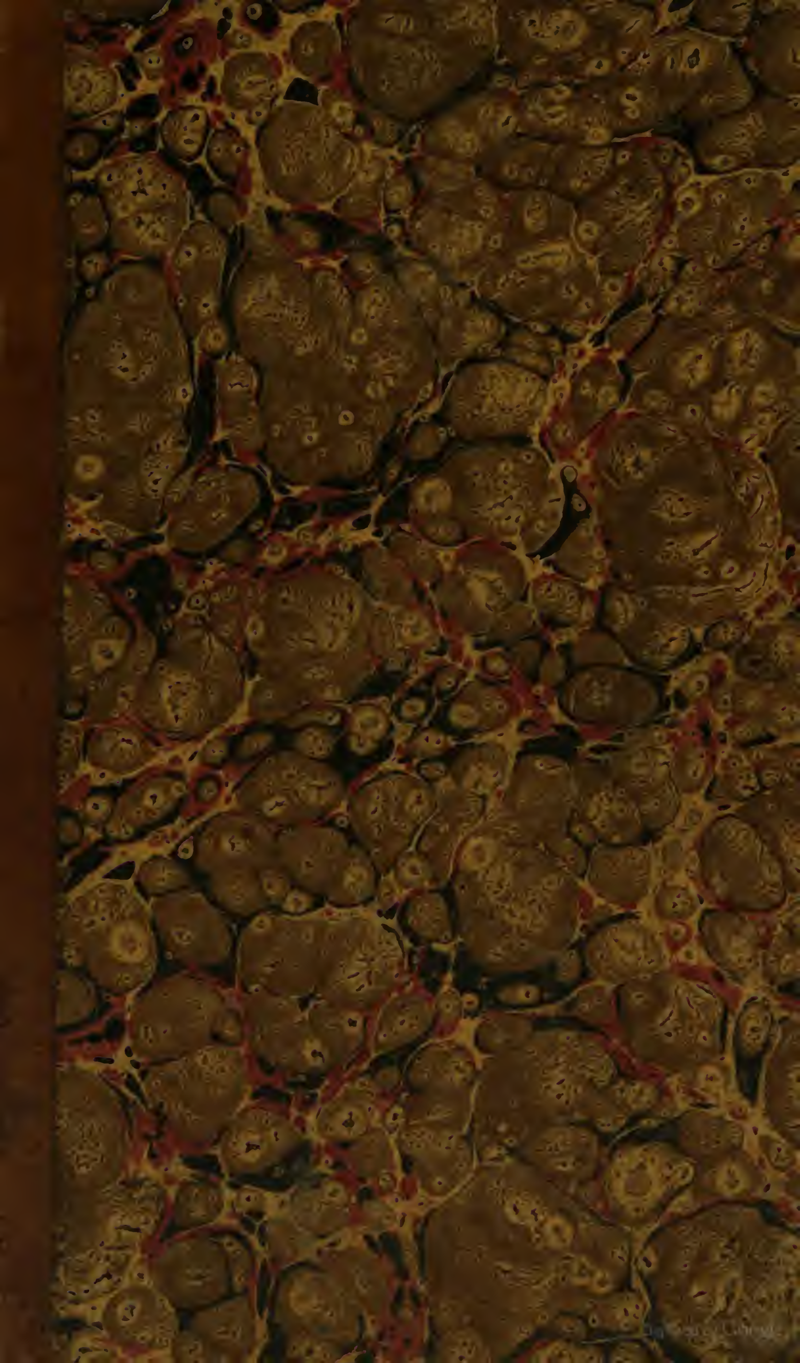
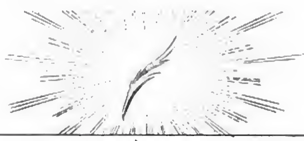




Dessiné par de Redder — Gravé par

MARTYRE DE Mgr FRANÇOIS-ISIDORE

GAGELIN,

A HUÉ EN COCHINCHINE,

le 17 Octobre 1833.

Annalen der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens,

enthaltend

die authentischen Berichte aus den katholischen Missionen in Asien und Nord-Amerika.

Den Mitgliedern der Gesellschaft deutsch mitgetheilt.



Dritter Band.

No. VIII.



Einsiedeln,
Buchhandlung und Buchdruckerei von Meinr. Kälin u. Comp.
Mainz,
in Commission der Administration der Müller'schen Buchhandlung.
1834.

Annalen

der Gesellschaft

zur

Verbreitung des Glaubens.

Behalte was du hast, auf daß Niemand dir die Krone hinweg-nehme.

Offenb. III., 11.

Mission von Tonkin, Cochinchina und Korea.

Kurz, aber entscheidend sind die Nachrichten, die wir über diese wichtigen Missionen unsern Lesern mitzutheilen haben. König Min=Menh will mit allem Ernste ein Christenverfolger seyn. Welch bejammernswerthes Schauspiel bieten jetzt die beiden Theile seines Reiches Tonkin und Cochinchina dar! Nur allzustrenge wurden seine Verfolgungs=Edikte vollführt: beinahe alle Kirchen sind zerstört, und Tausende von Christen wurden festgenommen, eingekerkert und auf die Folterbänke hingestreckt. Alle, sowohl europäische als inländische Priester mußten auf die Berge sich flüchten, in Höhlen und Wäldern sich verkriechen, um den Nachforschungen der Schergen zu entgehen, die ganz vorzüglich auf sie Jagd machen. Es ist ihnen auch bereits gelungen, mehrere inländische Priester gefangen zu nehmen; ohne Gnade wurden sie auf die Folter gespannt. Der Hochwürdigste Hr. Havard, apostolischer Vikar von West=Tonkin, mußte bald in Berghöhlen, bald in verlassenen Christenhäusern sich aufhalten, und oft seinen Zufluchtsort ändern, um nicht in böse Hände zu gerathen. Der Hochwürdigste Hr. Taberd flüchtete sich mit den HHrn. Cuenot und Vialle und einem Theile der Zöglinge seines Collegiums nach Chantabon im Königreiche Siam, wo er sich eben befand, als die letzten Berichte anlangten. Diese Berichte sind vom 15. Mai und Julius 1833.

Was die Lage der Missionen von Tonkin und Cochinchina, nach menschlicher Ansicht, noch verschlimmert, ist der Unfall, der neulich den Missionären zu Makao begegnet ist. Makao ist sonst eine den Portugiesen unter chinesischer Oberherrschaft gehörende Insel in dem Meerbusen von Canton. Nun verlangte jüngst der portugiesische Gouverneur daselbst,

daß die Missionäre die Oberherrlichkeit des Königs von Portugal über alle ihre dasigen Anstalten anerkennen sollten. Die Missionäre wollten sich dazu nicht entschließen; sie besorgten mit Recht, daß dadurch das Werk der Missionen neue Hindernisse erfahren möchte; zudem kam ihnen dieß Verlangen des Gouverneurs etwas lächerlich vor, da die Macht der Portugiesen im Morgenlande von Tag zu Tag abnimmt. Daran kehrte sich aber der Gouverneur nicht: er befahl allen Vorstehern der verschiedenen Missionen, die Stadt Makao sogleich zu verlassen. Dieser Befehl hat sie in die größte Verlegenheit gesetzt, denn Makao ist der Vereinigungspunkt der meisten Missionen; dort ist es, wo die Missionäre aus Europa anlangen; von dort aus werden sie in die ihnen angewiesenen Missionen gesendet. Die Propaganda, das Seminarium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, der Priesterverein von St. Lazarus und die spanischen Missionen haben hier ihre Verweser; sie haben nun alle diese Stadt verlassen, und theils nach Canton, theils nach Singapour sich zurückziehen müssen; nur einige chinesische Priester blieben zurück, weil sie als Chinesen den portugiesischen Gouverneur nichts angehen: sie gehören zur Congregation von St. Lazarus und besorgen ein ordentlich eingerichtetes Seminarium in Makao. Sie legten Bittschriften ein, um Widerruf der vom Gouverneur getroffenen Maaßregeln. Allein Don Pedro, den die Vortheile der Religion bekanntlich wenig kümmern, wird sich schwerlich zu diesem Widerrufe bereden lassen. Dieses alles hindert nicht, daß die Absichten der göttlichen Erbarmung über diese Länder immer deutlicher hervorleuchten. König Min-Menh ist ein Verfolger; vielleicht wird er eben dadurch der thätigste Verbreiter des göttlichen Glaubens. Wann erglänzte die Kirche Gottes wohl mehr, als zu den Zeiten der Kaiser Nero und Diokletian, die die Christen zu Tausenden hinwürgten? Soll aber die Verfolgung in Tonkin und Cochinchina fortdauern, o laßt uns dann nicht bloß stumme Zuschauer und Bewunderer seyn: beten wollen wir nach dem Sinn und Geiste unsers frommen Vereins, damit über die Priester und die Gläubigen jener Länder der Geist der Gnade und

der Starkmuth herabsteige, der scheue Seelen in unüberwindliche Bekenner und Märtyrer Jesu Christi umwandelt! Ein solches Gebeth, um solcher Dinge willen, wandert sicherlich über die Meere ohne Schiffbruch zu leiden, da es Denjenigen erreicht, der allerorts zugänglich ist. Um den Geist der Gnade und Starkmuth im Glauben werden wir bitten! Kann sich wohl Jemand verhehlen, daß wir in gegenwärtiger Zeit eben so sehr dieser Gaben des Himmels bedürfen, als unsere Brüder in Tonkin und Cochinchina? Angstvoll blicken wir in die Zukunft, wofern wir nicht den Leichtsinn vieler Zeitgenossen theilen, die blind über die Ereignisse hinwegschauen. Uns wenigstens mahnet gar Vieles an die Worte des Sohnes Gottes: „Behalte was du hast, auf daß Niemand dir die Krone raube!" Offenb. III, 11.

Wie sehr nun die Christenverfolgung in Tonkin und Cochinchina wüthen mag, so bleibt hier gleichwohl noch der günstige Umstand, daß diese beiden Ländertheile den Kaiser von China als ihren obersten Schutz= und Lehnsherrn anerkennen. Nun aber ist dieser Kaiser gegen das Christenthum keineswegs feindlich gesinnt; und wenn er auch den christlichen Glauben nicht unmittelbar beschützt, so verbietet er doch, daß man ihn verfolge. Dieß versichert ein jüngst aus China angekommener Missionär, der zu Bordeaux im Mai dieses Jahres anlandete. Folgendes meldet von ihm ein französisches Blatt aus jener Seestadt:

„Ein ganz sonderbares Costüm (Kleidertracht) hat in diesen Tagen die öffentliche Aufmerksamkeit allhier (zu Bordeaux) auf sich gezogen: dieses Costüm ist die eigentliche chinesische Tracht, und derjenige, der darin erschien, ist ein Missionär aus China, wo er bereits 10 Jahre verlebte. Er ist ein Zögling aus dem Hause der auswärtigen Missionen zu Paris, und ein Angehöriger des Bisthums von Annecy (in Savoyen). Ungern verließ er China, das Land der Arbeit und glorreicher Gefahren, um dem Rufe seiner Obern zu folgen, die ihn für wichtige Aemter ausersehen haben. Nur mit Rührung spricht er von diesem Lande, das er mit seinem Schweiße so oft befeuchtet

hat; und was er davon spricht, ist der höchsten Theilnahme würdig. Auffallend vermehrt sich daselbst die Zahl der neubelehrten Gläubigen; ihr Eifer und ihr Muth nimmt mit jedem Tage zu. Eine große Anzahl Christen scheut sich nicht, gerade vor dem Hause des Vice-Königs einer Provinz zu wohnen. Der Vice-König kann zu jeder Stunde die heiligen Lieder hören, mit denen sie ihre Arbeit begleiten und würzen. Sie erweisen mit aller Freiheit ihren Todten die letzten Ehren der Religion, und bringen sie zu Grabe mit dem üblichen Kirchengesang und dem Kreuze an ihrer Spitze, ohne daß Jemand sie anfeindet. Werden auch einzelne aus Ihnen hin und wieder festgenommen und zu den Uebelthätern gerechnet, so können sie keck ihren Richtern ins Angesicht schauen nnd wie in den ersten Zeiten der Kirche sie heilig versichern: „daß nicht ein einziger „Christ in ihren Gefängnissen schmachte, der auch „nur des geringsten Verbrechens schuldig wäre.“

„Verschiedene Umstände, meldet der Missionär, tragen zu den gegenwärtigen Fortschritten des Glaubens in China bei. Der regierende Kaiser befahl ausdrücklich seinen Reichsbeamteten, sich auf keinerlei Weise in die Angelegenheiten der christlichen Religion zu mischen. Bonzen *) wurden von Heiden, der Religion wegen, um Rath gefragt; sie bekannten ganz aufrichtig, daß diese Religion einzig vernünftig und des Menschen würdig sey. Einige dieser heidnischen Priester, denen es um die Wahrheit Ernst war, gelangten sogar durch eigene Ueberzeugung zur Erkenntniß des wahren Glaubens, nachdem sie vergebens in den groben Irrthümern ihrer Sekten Beruhigung gesucht hatten. Auch die gemeinen Götzendiener wollen sich bei ihrem abergläubischen Ahnendienst nicht mehr zurecht finden; sie sind oft Zeugen der Ehren, die die Christen ihren Abgestorbenen, nach Gebrauch der Kirche, erweisen, und sie finden, daß unsere Zeremonien bei den Begräbnissen viel rührender, schöner und erhabener als die ihrigen sind.

---

*) Die Bonzen waren schon zu den Zeiten des hl. Franz Xaver die größten und gefährlichsten Feinde des Evangeliums.

Endlich gibt es mehrere dieser Unglücklichen, die dergestalt das Opfer heidnischer Gräuel wurden, daß sie darüber ihre Augen der Wahrheit des christlichen Glaubens aufgethan haben. Die geistliche Hülfe, die bereits seit mehreren Jahren diesem Lande gespendet wurde, reicht noch lange nicht hin; der apostolische Mann kann deßhalb nicht genug wiederholen, welch' großen Nutzen auch die geringsten Allmosen schaffen, die aus Frankreich und andern Ländern diesen Missionen zufließen."

Möge dieses Werk der Liebe nur nicht erkalten! Dann werden nicht nur Allmosen, sondern mehr denn je, auch Männer voll reinen Seeleneifers hinüberwandern in jenes Land, wo jetzt eine so herrliche Erndte, und wohl gar dit Palme der Martyrer auf sie wartet. Tröstlich ist in dieser Hinsicht, was man von Paris an uns schreibt: „Wir haben hier mehrere Bischöfe „und Missionäre gesehen, die sich nun einschiffen werden, um „in ein fernes Land die köstliche Gabe des Glaubens hinüber „zu tragen, und das Reich Jesu Christi den Völkern zu ver„künden, die noch in den Schatten des Todes sitzen. Wir „empfehlen Ihnen ganz vorzüglich die Missionen von China und „Korea, die gegenwärtig uns in hohem Maaße beschäftigen."

So wandern also nicht bloß gemeine Priester, sondern auch Bischöfe fort zu den Völkern, die noch nichts wissen von dem göttlichen Schatze, in dessen Besitz sich die europäischen Christen so sicher glauben. Wen erinnert dieses nicht an die Worte der beiden Apostel Paulus und Barnabas: „Euch hat man zuerst „das Wort Gottes verkündigen sollen: weil ihr aber dasselbige „verwerfet, und euch selbst des ewigen Lebens nicht würdig „achtet, sehet, so wenden wir uns zu den Heiden." Und die Apostelgeschichte setzet hinzu: „Da solches aber die „Heiden hörten, erfreuten sie sich, und priesen laut das Wort „des Herrn: und es glaubten alle, so viel ihrer zum ewigen „Leben vorherbestimmt waren. Und das Wort des Herrn „wurde durch das ganze Land ausgebreitet." Apost. Gesch. XIII, 46—50.

Die großen Erwartungen, die sich an dem preiswürdigen und muthvollen Unternehmungen des Bischofs von Capsus, apostolischen Vikars von Korea knüpfen, machen es uns zur Pflicht, die Nachrichten dieses unerschrockenen Apostels, so wie sie uns zukommen, sogleich unsern Lesern mitzutheilen.

Bereits meldeten wir im vorhergehenden Hefte, daß er am 16. Dezember 1832 von Makao nach Korea verreis'te. Im October des folgenden Jahres befand er sich an dem entgegengesetzten Ende von China, in der Provinz von Cham-Si. Um bis dahin zu gelangen, wie viele und große Hindernisse hatte er zu übersteigen, wie viele Leiden zu ertragen! In Folge des Umweges, den er nehmen mußte, um unbemerkt das Land durchziehen zu können, mußte er die ungeheuer weite Strecke von 1500 Stunden zu Land zurücklegen, was gerade das Doppelte des gewöhnlichen Weges ausmacht. Die körperlichen Leiden, die eine so lange Reise nothwendig zur Folge haben mußte, sind nichts im Vergleiche der Aengsten, die ihm die Furchtsamkeit seiner Führer und andere Ursachen zugezogen haben. Man denke sich einen Bischof, dessen Gegenwart im Innern von China schon allein ein Capitalverbrechen ist —; man denke sich ihn, wie er ein ungeheures Land durchreist, das er nie gesehen, dessen Sprache und Sitten ihm gänzlich unbekannt sind; man stelle sich ihn vor, von allem Gelde entblößt, von seinen Führern verlassen, von solchen sogar abgewiesen, von denen er Herberge und Unterstützung hoffen konnte; man sehe dann, wie er trotz dieser aüßersten Verlassenheit, in Mitte chinesischer Christen, die aus Furcht vor Verfolgung seine Gegenwart und jede Berührung mit ihm, wie Feuer fliehen, seinerseits dennoch den Muth nicht sinken läßt, sondern standhaft unter unsäglichen Beschwerden seinen Weg fortsetzt; — alsdann wird man sich ohne Mühe überzeugen, daß der Mensch keineswegs in sich selbst die nöthige Kraft und Ausdauer zu so heldenmäßiger Aufopferung finden kann, sondern daß die Gnade des Allerhöchsten hier nothwendig ins Mittel treten müsse, um dem menschlichen Herzen einen solchen Eifer und solche Standhaftigkeit einzuflößen. Wir dürfen keck diesen Schluß

machen, wenn wir bedenken, daß wenn der Bischof von Capsus auch das Ziel seiner Reise erreicht, seine Mühen und Leiden noch lange nicht am Ende sind. Die Gefahren, denen er sich im Innern von China preisgiebt, sind nur die Vorläufer jener weit größern Gefahren, die erst noch in Korea auf ihn warten. Wir haben also alle Ursache, diese Unternehmung des Hochw. Hrn. Briguiere nochmals und ganz besonders dem Gebethe der frommen Mitglieder unsers Vereins zu empfehlen. Es handelt sich hier von einer Unternehmung, die wiederum beweist, welch' große Dinge der Glaube zu Stande bringt und wie nur die katholische Kirche den wahren Heldengeist in ihrem Schooße erzeugt und nähret.

Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Briguiere, Bischof von Capsus, an die HHrn. Umpierre und Legregeois.

Cham-Si (China), den 28. October 1833.

Meine Herrn!

„Ich schrieb Ihnen gegen Ende Augusts, als ich eben in der Provinz von Pechili mich befand. Ich glaubte sogleich meinen Weg nach der Tartarei einschlagen zu können, die Vorkehrungen dazu waren bereits getroffen worden, ich hatte einen Wegweiser, mir fehlte nur noch ein Fuhrmann. Da kam der Missionär, bei dem ich wohnte, unglücklicher Weise auf den Gedanken, mir einen solchen aus weiter Ferne zu bestellen, weil, wie er behauptete, dieser Mann eher im Stande sey, mich an mein Ziel zu führen. Es war leider gerade das Gegentheil. Dieser Mann, den schon allein der Gedanke mich zu führen in Schrecken setzte, rief ganz entrüstet aus, daß man ihn mit mir, dem Bischofe, dem Tode preisgebe, und wegen der Vermessenheit eines einzigen Europäers ganz China in Feuer und Flammen setzen wolle. Alle Bewohner der Ortschaften, wo ich vorbei gereist war, und sogar diejenigen, wo ich nicht einmal den Fuß gesetzt hatte, sollten nach seinem Vorgeben, mit dem Tode bestraft werden; Mandarine, Bischöfe,

Priester und gemeine Christen ohne Zahl und Wahl — alle diese, wie der tolle Mensch behauptete, schwebten wegen mir in Gefahr erwürgt zu werden.*) Mehr bedurfte es nicht, um alle meine Wegweiser und Courriere zu erschüttern. Sie beschlossen alle, mich meinem eigenen Schicksale zu überlassen. Der Priester und die Christen, die das Dorf bewohnten, und mehr noch als die Uebrigen eingeschüchtert waren, sehnten sich gar sehr nach dem Tage meiner Abreise: jeden Augenblick glaubten sie die Schergen vor ihren Thüren zu sehen, um sie zu ergreifen. Mein Schüler allein zeigte Muth und Standhaftigkeit; er versicherte, daß nichts zu fürchten sey und gab die Mittel an, jeder Gefahr auszuweichen: allein man horchte nicht auf ihn; man schalt ihn einen jungen Menschen ohne Erfahrung, einen unbesonnenen Waghals, einen Verwegenen, welcher Europäer bis an die äußersten Grenzen von China zu führen versuche, ohne die allgemeinen Verfolgung zu bedenken, die ein solches Unternehmen nach sich ziehen könnte. Nach vielem und dringendem Anhalten gewährte man ihm endlich die Gnade, mich in irgend einem abgelegenen Winkel verborgen zu halten, um die Aufregung der Geister zu besänftigen, während dem er selbst nach Peckin ziehen würde, um daselbst einige Courriere zu verlangen. Seine Reise fiel leider nicht glücklich aus: die Courriere, die vielleicht Willens waren, mich zu führen, starben an der asiatischen Cholera; die andern gaben einstimmig zur Antwort, daß sie sich meinetwegen einem sicheren Tode nicht preisgeben wollten. Das war nicht alles: der edle Jüngling, der meinetwegen eine Reise von 1500 Stunden zu Land gemacht hatte, wurde nun selbst von einer schweren Krankheit befallen, die ihn nöthigte, in Peckin zurück zu bleiben, bis

*) Wer das Daseyn des Teufels und sein stetes Ankämpfen gegen die Kirche Gottes nicht läugnet, mag hier sehen, wie dieser Feind alles Guten alles in Bewegung setzte, um ein apostolisches Werk erster Art zu verhindern. Allein seine Wuth ist ohnmächtig gegen den festen Willen eines Apostels Jesu Christi.

daß seine Gesundheit hergestellt seyn würde. Er ließ mir sagen, daß ich ihn, wofern es immer thunlich sey, in der Provinz Cham-Si erwarten sollte So war ich denn allein; — der Bischof von Nankin, der sich in dieser Angelegenheit stets edel betrug, und mein Pfarrer konnten nur mit großer Mühe mir einen Führer nach Cham-Si geben, um einen Durchgang durch die Tartarei zu versuchen. Dieser Führer wohnte 30 Stunden von dem Orte, wo ich mich aufhielt: es war zu besorgen, daß auch ihm der panische Schrecken der andern beikommen möchte. So waren wir bestellt, als man uns meldete, die Heiden hätten erfahren, daß ein europäischer Missionär hier angekommen sey. Da war Schrecken im Lager! Sogleich mußten wir fort am 29. September um Mitternacht. Zum Courrieren oder Schnellfahrer hatten wir einen Kuhhirten, zum Wegweiser einen Menschen, der des Weges gar nicht kundig war, zum Begleiter oder Dollmetscher einen Mann, der auf der weiten Reise anderes nichts als die Furcht mitgenommen hatte. Um ihn zu ermuthigen sagte ich zu ihm: „Ich habe „gute Hoffnung, daß unsere Reise glücklich ausfallen werde; „es ist heute (29. Septbr.) das Fest des hl. Erzengels Michael, „und wir gedenken heute aller lieben und heiligen Engel: wei„gern sich die Menschen, uns zu begleiten, so wandern die hl. „Engel mit uns, was offenbar besser ist.“

„Nach einem dreitägigen Marsch trafen wir den Führer an, den uns der Bischof von Nankin angewiesen hatte. Gerne wollte er uns führen und, trotz der Beschwörungen und Thränen seiner Frau und Kinder, die Gefahren der langen Reise mit uns theilen. Während die Mutter und die älteren Kinder durch ihr dringendes Flehen den Vater zurückhalten wollten, blieb die jüngste Tochter allein ungerührt und ermahnte ihn, standhaft zu seyn. „Führe nur den Bischof, bester Vater, „sprach sie, es ist Gott höchst angenehm, sich wegen einer so „heiligen Sache einiger Gefahr auszusetzen.“ Wir begaben uns also auf den Weg: unsere Reise, obwohl beschwerlich, war doch ein angenehmer Spaziergang im Vergleiche mit jener von Nankin nach der Hauptstadt Peking. Dessen ungeachtet

fehlte wenig, daß wir vor Hunger, Ermattung und Krankheit zu Grunde gegangen wären; wenigstens ist dieses von einigen aus uns zu verstehen. Ich für meinen Theil hatte mit innern Leiden und Bedrängnissen zu kämpfen, die ich keinem Menschen offenbaren soll. Hüthen sie sich indessen gewissen Märchen Glauben beizumessen, die man Ihnen in Bezug auf unsere Reise erzählen könnte. Es giebt Leute, die auch mit scharfen Augen und gesunden Ohren dennoch alles verkehrt schauen und hören.

Am 6. October geriethen wir in sehr große Verlegenheit, wir hatten einen ungeschickten Schritt gethan, in Folge dessen ich Gefahr lief, festgenommen zu werden. Meine Leute kamen daher, um mir aus der Noth zu helfen, auf den Gedanken, mich für einen Mandarin auszugeben. Der mandarinische Putz wurde herbei geschafft: man setzte mir einen Filzhut auf das Haupt, meine Nase wurde ganz zierlich mit einem Paar Brillen von gelbem Kristal ausstaffirt; sie mochten wohl ein halbes Pfund gewogen und anderthalb Zoll im Durchmesser gehabt haben. Ich mußte nach Schneiderart sitzen, die Füße kreuzweis übereinander; man lehrte mich die Hände anständig zusammenlegen und das Haupt ernst und vornehm empor halten. Ich gehorchte ganz mechanisch ohne recht zu wissen, was man eigentlich aus mir machen wollte. Mein Dollmetscher hatte die Augen beständig auf mich gerichtet, so lange der Gang von der Herberge bis zur Mauth dauerte, damit ich ja der gegebenen Instruction gemäß mich verhielte. Mein Führer, auf seinem Klepper voran reitend, das Haupt mit einer Art Doctor-Mütze bedeckt, versah das Amt eines Ober-Courriers. Am Posten angelangt, kündete er an, daß eine hohe Standesperson vorbeigehen werde. Sogleich stellten sich sämmtliche Zollbeamtete in eine Reihe vor ihrer Thüre: stillschweigend blickten sie einen Augenblick nach mir, gaben hierauf das Zeichen vorwärts zu marschiren: wir marschirten ohne Zaudern und hatten den Posten bald aus dem Gesicht; einige Furcht abgerechnet, war die ganze Geschichte ohne Kosten abgelaufen.

Am 10. gelangten wir an den Ort, wo der apostolische

Vikar von Cham-Si residirt. Dieser Prälat nahm mich sehr gut auf, wie überhaupt alle Bischöfe und Missionäre, die ich auf meinem Wege antraf. Er versprach mir werkthätige Hülfe. Ich bin nun fast gewiß, daß ich die Provinz Quong-Tong erreichen werde, wenn nur die Christen mir ihren Beistand nicht versagen: es ist leichter durch die Tartarei zu reisen als durch China. Durch diesen widrigen Zufall wird mein Weg wenigstens um 300 Stunden verlängert und es wird mir nicht gelingen noch dieses Jahr Korea zu erreichen. Wäre Joseph mein Schüler nicht erkrankt, ich hätte mich sogleich auf den Weg begeben, ich erwarte ihn hier alle Tage. Es könnte wohl geschehen, daß wir den ganzen Winter hindurch reisen müßten: nun wissen Sie aber, daß die Kälte in der Tartarei fast unerträglich ist; allein, was ist zu thun? Es sind dieß Beschwerden, denen man bei einer so langen, so mühevollen und gefährlichen Reise nicht wohl ausweichen kann. Bis dahin wunderte ich mich über nichts; ich mache mich auf alles gefaßt. Als ich diese Mission verlangte, und sie wirklich auf mich nahm, sah ich alle Arbeiten und Gefahren, die mich erwarteten, voraus. Bis auf diesen Augenblick fand ich derselben noch weniger als ich vermuthete. Dann ist ja Gott überall; nichts wird mir begegnen, als in wiefern es sein Wille und sein göttliches Wohlgefallen ist. Seine Anordnungen sind immer heilig, immer anbethungswürdig, meine Pflicht ist es, mich denselben mit Hülfe seiner Gnade zu unterwerfen. Demnach werde ich nur dann einhalten, wenn gar alles mich verlassen hat, und es mir unmöglich ist, meine Reise weiter fortzusetzen. Dem Zeitverlust den ich hier zu betrauern habe, wäre ich wahrscheinlich ausgewichen, hätte ich gleich Anfangs einen sichern und geschickten Führer gehabt; allein die göttliche Vorsehung ließ es geschehen, daß ich von Makao her bis an den Ort, wo ich mich gegenwärtig aufhalte, nichts als furchtsame Wegweiser fand, die überdas oft sehr ungeschickt waren und mehr als einmal das beschwerliche Amt nur mit größtem Widerwillen annahmen.

Der Weg, den ich eingeschlagen habe, ist der allerschlechteste.

Das sicherste, leichteste und wohlfeilste Mittel in die Tartarei zu kommen, ist der Weg zu Wasser. Dieser Weg biethet gar keine besondern Beschwerden dar, wofern die Christen von Nankin willfährig sich zeigen. Gegen Mitte Augusts findet man daselbst Fahrzeuge, die nach der Provinz Lean-Thong segeln. Doch sind leider die Christen von Nankin sehr furchtsam. Sie haben nicht den Muth der Fo-Chinesen.

Ich ende u. s. w.

Briguiere, Bischof von Capsus,
apostolischer Vikar von Korea.

Missionen der vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Das Schauspiel, welches dieses Land in Bezug auf Religion darbiethet, ist unserer Theilnahme im höchsten Grade würdig. Die Fortschritte, die zumal die katholische Kirche seit fünf und zwanzig Jahren hier machte, übersteigen sowohl an Schnelligkeit, als an Ausdehnung jene der Civilisation. Allerorts erheben sich neue Kirchen; Klöster und Seminarien werden errichtet und zusehends verschwinden die alten, feindlichen Vorurtheile gegen den katholischen Glauben. Vor vierzig Jahren waren erst zwei Bißthümer gegründet, jenes von Baltimore, das andere von Neu-Orleans; gegenwärtig sind deren, wie durch ein Wunder hervorgerufen, zwölf errichtet, wenn jenes neueste von Vincennes dazu gerechnet wird. *) Dreihundert und zwanzig Priester sind in diesen Bißthümern zerstreut, um die Lehre des Heils den Völkern zu verkünden. Leider ist ihre Zahl geringer als die Kirchen, die sie besorgen müssen, da letztere bereits auf 490 angewachsen sind. Die Zahl der Gläubigen erreicht beinahe eine Million; und sie ist

*) Seine päbstl. Heiligkeit hat zu diesem neuen Bißthume Hrn. Brutige ernannt, einen französischen Priester, der bisher an der hohen Schule von Emmitsburg in Maryland docirte. Hr. August Jeanjean, ebenfalls ein französischer Priester, wurde zum Bischof von Neu-Orleans auserkohren. Dem Erzbischof von Baltimore wurde Hr. Eccleston, ein amerikanischer Priester, und Zögling aus dem Seminar von St. Sulpize zu Paris, als Coadjutor beigegeben.

stets im Zunehmen durch die häufigen Bekehrungen und die Ankunft europäischer Auswanderer.

Eine wahrhaft tröstliche Zukunft steht diesen Ländern bevor, wenn gleich schwere politische Ungewitter sie bedrohen. Dieselbe Thätigkeit, welche in Urbarmachung des Bodens, im Landbau und in allen Zweigen der Industrie sich offenbart, zeiget sich auch in den Arbeiten, welche die Verkündigung des Evangeliums und die Ausbreitung der katholischen Kirche zum Zwecke haben. Die Bedürfnisse sind zwar immer noch zahllos; alles muß erst noch erschaffen werden; der Geist der meisten Bewohner ist in Bezug auf Religion noch eben so roh und ungebildet, wie die Wälder und Wildnisse, in denen sie sich angesiedelt haben. Allein bei ihnen ist weder Unglaube, noch Gleichgültigkeit anzutreffen: sie sind von der Nothwendigkeit, einer Religion anzuhangen, innigst überzeugt; nur schweben sie in steter Ungewißheit, welcher von den zahllosen Religionspartheien sie anhangen sollen. Gelangen sie aber, durch glückliche Umstände begünstiget, zur Erkenntniß der Wahrheit, dann öffnen sie willig ihre Augen dem Lichte, folgen insgemein dem Zuge der göttlichen Gnade und bekennen sich aufrichtig zu jenem altkatholischen Glauben, der allein ihrer peinlichen Ungewißheit ein Ende machen kann. Das ist das Urtheil, welches über die Amerikaner von ausgezeichneten Bischöfen und Missionären gefällt wurde, die schon über zwanzig, dreißig und vierzig Jahre unter ihnen wirkten. Das Zeugniß dieser apostolischen Männer ist für uns von Gewicht, und es kann durch entgegengesetzte Berichte auch sonst achtungswürdiger Reisender keineswegs geschwächt werden, da Letztere durch zu kurzen Aufenthalt in Amerika daran gehindert, nicht so wie die Missionäre ihre Ueberzeugung auf wohlbewährte Erfahrungen und vieljährigen Umgang mit den Amerikanern gründen können. Wie dem aber auch immer sey, so stimmen alle Berichte doch darin überein, daß in den vereinigten Staaten eine allgemeine Aufregung der Geister zu Gunsten der katholischen Religion gegenwärtig stattfinde. Die zwei folgenden Briefe enthalten wichtige Belege über diesen Gegenstand; sie beweisen, wie groß die Fortschritte

sind, die der katholische Glaube hier machte, mit welcher Leichtigkeit die größten Hindernisse besiegt wurden, aus welchem Zustande der Ohnmacht und Unterdrückung unsere Kirche sich emporkämpfte und mit welcher Beharrlichkeit sie ihren großen Bestimmungen auf dieser neuen Erde entgegen eilet.

Schreiben des Hrn. S**, apostolischen Missionärs, an die Frau Freiherrin von Theux.

Am 18. Februar 1834.

Hochverehrte Frau!

Um sich einen wahren Begriff von den katholischen Missionen in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's zu machen, muß man vor Allem auf ihren Ursprung zurückkommen. Das Land, das heut zu Tage diesen Namen trägt, wurde zuerst von Auswanderern besetzt, welche nach Vollendung der kirchlichen Umwälzung in England aus den vereinigten Reichen Großbrittaniens herübergekommen waren, um ein neues Vaterland zu schaffen. Diese Colonisten bestunden meistens aus Völkern, die dem Katholicismus feind waren. Bald jedoch erschien auch ein katholischer Edelmann, der mehrere katholische Familien mit sich führte, die in der neuen Welt ebenfalls ein neues Vaterland suchten. Lord Baltimore hieß der Edelmann; die kleine katholische Colonie ließ sich in Maryland nieder, das auf solche Weise die Wiege der katholischen Kirche in den englisch-amerikanischen Staaten wurde. Der neuangelegten Gemeinde kamen sogleich Jesuiten, mehrtheils Engländer von Geburt, zu Hülfe. Um das neue Gebäude, das sie zum Heile der Seelen zu errichten gekommen waren, auf ein festes und sicheres Fundament zu setzen, kauften sie mit sehr großen Kosten und auf verschiedenen Punkten weitausgedehnte Grundstücke, baueten darauf Kirchen und Residenzen. Diese Anlagen waren eben so viele Vereinigungspunkte, in deren Nähe viele Katholiken sich nach und nach niederließen. So entstunden allmählig die Stationen von St. Ignaz in der Grafschaft Santa-Maria,

St. Thomas in der Grafschaft Charles; White-Marsh in der Grafschaft Prinz-Georg; Bohemia und St. Joseph auf dem östlichen Ufer der Chesapeak-Bay.

Man findet besonders in den beiden Grafschaften Charles und Santa-Maria eine ziemlich beträchtliche Anzahl alter Familien, englischen und irrländischen Ursprungs, bei denen der Glaube wie das Blut, unverfälscht von den Eltern auf die Kinder übergeht. Ihr Eifer und ihre Anhänglichkeit an ihre heilige Religion zeuget noch immer von jener unüberwindlichen Standhaftigkeit, welche ihre Voraltern im alten Mutterlande der Gewalt der Verfolgung so beharrlich entgegen setzten. Himmlischer Trost ist's für den Missionär, diese Familien zu besuchen. Ihrerseits scheinen diese guten Katholiken keine größere Freude zu kennen, als daß sie ihren Missionären das Beste, was sie haben, anbiethen; was übrigens allen Amerikanern gemein ist; diese Anllänglichkeit an die Religion geht auch selbst auf ihre Sklaven über: schon am ersten Tage nach der Ankunft des Missionärs empfangen sämmtliche Familien-Mitglieder die hl. Sacramente.

Die katholischen Niederlassungen mehrten sich zusehends. Anfangs mußten die Priester in etlichen Provinzen sehr behutsam zu Werke gehen. In Virginien war auf den eingefangenen Priester die Todesstrafe gesetzt. In Pensilvanien konnten die Jesuiten einzig durch den Gebrauch des Hutes der Quäker*) gesichert werden. Indessen hörte ich doch nie, daß während dieser Verfolgung in den vereinigten Staaten irgendwo katholisches Blut geflossen sey. Seit der Revolution von 1775, da das Gesetz allen Partheien freie Religions-Uebung zusicherte, ist auch der katholische Gottesdienst seiner Fesseln ledig geworden. Der hl. Glaube kennt keine andern Widersacher mehr als die Macht der alten Vorurtheile protestantischer

*) Die Quäker bilden eine englisch-protestantische Sekte, die vorzüglich in Pensilvanien sich ansiedelte: ein in die Höhe gehender, oben nur wenig abgeschnittener Hut bedeckt ihr Haupt und unterscheidet sie sehr leicht von andern Sekten. D. Uebers.

seits, und jene geheime Verfolgung des menschlichen Ansehens, wodurch noch oft genug ein von der katholischen Wahrheit überzeugter Protestant selbe zu bekennen sich scheuet, weil er dem daraus erfolgten Haß seiner Anverwandten und andern Bedrängnissen der Art nicht auszuweichen weiß.

Als diese englischen Colonieen zu Freistaaten erklärt wurden, war das Land zugleich den Fremden geöffnet. Es lag im Interesse der neuen Republik, die Ansiedelung auswärtiger Einwanderer so viel wie möglich zu begünstigen, gleichviel aus welchem Lande sie herkommen sollten. In solchen Umständen nahm die Zahl der Katholiken außerordentlich zu; aus Irrland besonders, aber auch aus Deutschland, Frankreich und Holland kamen zahlreiche katholische Familien, um die neuangelegten Gemeinden zu bevölkern.

Die französische Revolution hatte bekanntlich eine große Zahl Anhänger der gestürzten Monarchie in andere Länder getrieben: viele derselben suchten in den Freistaaten eine Zufluchtstätte. Doch ganz besonders den Gräulscenen von St. Domingo*) hatten Charleston, Norfolk, Baltimore, Philadelphia, Neu-York, Neu-Orleans, und selbst St. Louis es zu verdanken, daß ihre katholische Bevölkerung französischen Ursprungs, sich schnell und sehr beträchtlich vermehrte. Leider brachten viele französische Flüchtlinge auch das Gift des Unglaubens mit sich, das seither große Verheerungen im Lande anrichtete. Doch waren auch wieder viele darunter, die den englischen Amerikanern die schönsten und rührendsten Tugend-Beispiele gaben, Menschen, die durch Wiederwärtigkei-

*) Diese wichtige Insel gehörte früher zum Theil den Franzosen. Sie kam zur Zeit der französischen Revolution unter die Herrschaft der Neger und Mulatten, in Folge eines blutigen Aufstandes von Seiten dieser Letztern; viele Franzosen oder Weiße wurden dabei grausam um's Leben gebracht, viele konnten nur kümmerlich dem Blutbade entgehen: diese Flüchtlinge, meistens Franzosen, retteten sich und die Trümmer ihres Vermögens, sammt ihrer treuen Dienerschaft nach Nord-Amerika. D. Uebers.

ten und Verbannung wahrhaft groß und edel geworden waren. Die Neger-Sklaven, die, obwohl frei geworden, dennoch ihren Herren nachfolgen, und mit ihnen eine Insel verlassen wollten, die durch so vieles Blut war befleckt worden, trugen nicht wenig dazu bei, die katholische Religion in ihrem schönen Lichte zu zeigen. Sie sind dieses Lobes würdig. Die Städte Philadelphia, Baltimore, Norfolk u. s. w. werden noch lange dieser guten katholischen Mulatten sich erinnern, die dem Laster feind, nur Gutes zu thun sich bestrebten, und ihren einzigen Trost, so wie ihre Stütze in der getreuen Erfüllung ihrer christlichen Pflicht suchten und fanden. Welchen heilsamen Eindruck machte der Anblick dieser einfachen aber aufrichtigen Menschen auf die Protestanten, wenn sie alle Morgen in der Frühstunde, auch zur Winterszeit, schon eine Stunde vor Tag und an Sonn- und Festtagen noch überdieß alle Abende in ihren Kirchen sich versammelten, um ihre Sehnsucht nach den unvergänglichen Gütern, durch Anhörung des göttlichen Wortes, durch öfteren Gebrauch der hl. Sacramente, so wie durch gemeinsamen Kirchengesang recht rege zu machen.

Die Zahl der Katholiken stieg immer mehr; auch Priester kamen herüber aus Europa, um den neuen Weinberg des Herrn zu bearbeiten. Unter jenen Geistlichen, welche dem klösterlichen Leben ergeben waren, zeichneten sich insbesondere die Dominikaner aus. Diese frommen Ordensmänner (an ihrer Spitze den verewigten Bischof Fenwick) gründeten im Kentuky-Staate eine Anstalt, welche zum Wachsthume des Katholicismus in diesen Ländern sehr vieles beitrug. Auch die Congregation zu St. Sulpiz, in Paris, sandte gleich Anfangs mehrere sehr ausgezeichnete Priester ihres Vereins nach den Freistaaten; vieles verdankt ihnen die Stadt Baltimore, wo sie sich zuerst niederließen. Sie errichteten daselbst ein Collegium zur Erziehung der Jugend und ein Seminar für das theologische Studium. Ihre Standhaftigkeit wurde bei diesem Anlasse auf harte Probe gesetzt; doch siegte sie am Ende über alle Hindernisse. Oft verloren sie auf einmal die Früchte mehrjähriger Mühen und Unkosten, wenn Jünglinge, deren Studien unter ihrer

Anleitung schon weit gediehen waren, plötzlich sie wieder verließen, sich in die weite Welt warfen, und so ihre Hoffnung vereitelten. Die Priester von St. Sulpiz sind eben nicht die Einzigen, denen solches begegnet ist; die Jesuiten, Dominikaner, Lazaristen, und die Bischöfe, welche Seminarien haben, erfuhren oft eben dasselbe. Es wäre schwer auszumitteln, wer in dieser Hinsicht die meisten Opfer machen mußte. Es ist jedoch gewiß, daß alle diese klösterlichen Priester-Vereine durch solches Mißgeschick keineswegs niedergeschlagen, vielmehr unverdrossen sich bemüthen, tüchtige Arbeiter zu bilden. War der Erfolg ihrer Bemühungen auch nicht überall glänzend, so war er doch sicher, und daher um so tröstlicher für die Zukunft. Die Jesuiten, dem Geiste ihrer Stiftung getreu, widmeten sich der Erziehung der Jugend. Sobald die Befreiung vom englischen Joche es erlaubte, errichteten sie ein Collegium auf einem nächst dem Städtchen Georgs-Town liegenden Grundstücke, so daß sie von Washington, der Hauptstadt der vereinigten Staaten, nur durch einen kleinen Fluß getrennt sind. Die Entfernung dieses Collegiums bis zum Capitol, wo die beiden Kammern des Congresses sich versammeln, beträgt kaum eine halbe Stunde. Seine Lage auf einer Anhöhe ist vortrefflich und sehr gesund; man genießt daselbst eine unbeschreiblich schöne Aussicht über die Hauptstadt und ihre nahen und fernen Umgebungen. Obgleich sehr hoch gelegen, besitzt es dennoch eine Quelle welche nie versiegt und die ganze Anstalt mit vortrefflichem Wasser reichlich versieht. Es ist eine ausgemachte Thatsache, auf die neuestens wieder in den öffentlichen Blättern aufmerksam gemacht wurde, daß unter zweitausend Zöglingen, die nach und nach im Collegium als Kostgänger verweilten, auch nicht ein einziger daselbst mit Tode abgieng, sebst nicht in unsern Tagen, in denen gerade zunächst der Mauern des Collegiums die Cholera ihre Verheerungen anrichtete.

Noch besondere Erwähnung verdient das Collegium des Santa-Maria-Berges, nächst dem Städtchen Emmitsburg, in Maryland. Es ist ebenfalls vortrefflich gelegen und hat sehr vieles zur Erziehung der Jugend im katholischen

Sinne beigetragen. Eine nahmhafte Zahl junger Leute sind daselbst zur wahren Frömmigkeit und für alle Zweige des priesterlichen Lebens gebildet worden. Die Vorsteher dieser Anstalt mußten vor mehreren Jahren eine sehr harte Probe bestehen: die Folge davon war, daß die Anstalt nur noch zu größerem Ansehn gelangte, wobei namentlich das amerikanische Volk sich auf eine ehrenvolle Weise auszeichnete. Sie hatten ein sehr schönes Gebäude von Stein zum Collegium erbauet, das bisher in einigen armseligen Häuschen von Holze bestanden hatte. Das Dachwerk war bereits vollendet, man fing an, es zu bewohnen; da wagten sich Neid und Gewinnsucht daran und zerstörten das ganze Werk: es wurde ein Raub des Feuers, das offenbar geflissentlich war angelegt worden. Man glaubte sogar, dem Thäter auf die Spur gekommen zu seyn; allein man wollte, verschiedener Ursachen wegen, die Frevelthat weder beweisen noch bestrafen lassen. Dieses Unglück setzte, wie gesagt, diese Anstalt in noch bessern Ruf. Die zahlreichen Zöglinge legten dadurch ihre Anhänglichkeit an ihre Lehrer an Tag, daß sie willig sich den Umständen fügten und gerne die Unannehmlichkeiten ihrer Lage mit ihnen theilten. Die Bewohner der Umgegenden, sogar jene von entferntern Städten, Katholiken wie Protestanten, kamen mit reicher Beisteuer von allen Seiten zu Hülfe. Nach wenigen Wochen wurde an einer noch vortheilhaftern Stelle ein neues Gebäude angelegt; nur sehr kurze Zeit verstrich, und schöner denn zuvor erhob sich das Collegium von Santa-Maria aus seinen Trümmern."

„Maryland besitzt noch überdieß zu Friedrichstown eine öffentliche Schule unter der Leitung eines Jesuiten. Diese Stadt hatte schon gleich in den ersten Zeiten ihrer Entstehung eine katholische Kirche, mit einem und auch mehreren Missionären, die selbe bedienten. Dessen ungeachtet behielt sie lange, und behält wie man sagt, auch heut zu Tage noch eine feindliche Stimmung gegen den Katholicismus. Der Pater, gegenwärtiger Pfarrer daselbst, der schon zehn Jahre dieser Kirche vorsteht, brachte es so weit, daß durch seinen Einfluß nicht nur viele Personen auf mildere Gesinnungen zurück kamen, sondern

selbst auch entschiedene Gegner des katholischen Namens zur Errichtung einer unter seiner Leitung stehenden Schule, so wie zu einer von barmherzigen Schwestern besorgten Anstalt für Waisenkinder beigetragen haben."

„Rechnet man zu diesen verschiedenen Anstalten auch noch die Erziehungshäuser für Familien-Töchter unter der Leitung der Salesianerinen hinzu, so kennt man die wirksamsten Mittel, deren die göttliche Vorsehung sich bedient, um die der katholischen Kirche so ungünstigen Vorurtheile zu schwächen, womit die englischen Amerikaner schon in den frühesten Jugendjahren angefüllt werden. Ihre Schulbücher für Kinder enthielten die abscheulichsten Lügen und Anschuldigungen gegen die katholische Kirche und besonders gegen ihre Priester; leider sind auch jetzt noch zahllose Bücher dieser Art im Umlauf. Allein da besonders die protestantische Jugend beiderlei Geschlechts häufig in unseren katholischen Anstalten erzogen wurde, so lernten sie dabei die katholische Kirche aus eigener Erfahrung kennen. Die jungen Leute sahen mit eigenen Augen während mehreren Jahren die reinen und erbaulichen Sitten, Uebungen und Werke der Priester und Klosterfrauen; sie staunten über den schönen, milden Geist der so sehr verlästerten Kirche, und wurden insgemein ihre eifrigsten Vertheidiger, wenn sie nach vollendeter Erziehung in's öffentliche Leben übertraten. Man kann nicht zweifeln, daß dieses eines der wichtigsten Mittel gewesen sey, die abentheuerlichen Vorurtheile gegen unsere hl. Kirche verschwinden zu machen. Und dieses Mittel wird von Tag zu Tag wirksamer und mächtiger, da die unter Anleitung Gottgeweihter Personen stehenden Anstalten sich auf eine wunderbare Weise vermehren. Boston hatte schon vor langer Zeit ein Pensionat für junge Bürgerstöchter, von Ursulinerinnen geleitet. Die Städte Bardstown, Barrens, Charleston, Mobile haben ihre katholischen Collegien. St. Louis zeichnet sich besonders durch seine von Jesuiten dirigirte Universität aus. Diese Hochschule besteht seit kaum 4 Jahren, sie hat noch keine Bibliothek und kein Naturalien-Kabinet, dennoch steht sie schon in solchem Rufe, daß von den entferntesten Ge-

genden Amerika's Kinder dahin gesendet werden. Die Lehrer hatten bisher den großen Trost, zu sehen, daß alle ihre protestantischen Schüler katholisch wurden. Die Stadt Cincinati, die unlägst ihren unvergeßlichen Bischof Hrn. Ed. Fenwick verlor, tröstet sich einigermaßen über diesen schmerzlichen Verlust durch das herrliche Collegium, das innert seiner Mauern jetzt pranget, und als das letzte Werk dieses preiswürdigen Prälaten kann angesehen werden. Auch die Frauen des heiligsten Herzens zeichnen sich, so wie die barmherzigen Schwestern und mehrere andere Frauen-Institute im Lehramte sehr aus. In den westlichen Staaten besonders, haben sie eine große Anzahl öffentlicher Schulen, die von Kindern jeglichen Glaubens besucht werden, welche auf diese Weise die Grundlehren und den eigentlichen Geist der katholischen Kirche kennen lernen.

Die wunderbaren Heilungen, die in den vereinigten Staaten seit 9 Jahren stattgefunden haben, trugen nicht wenig bei, den Katholicismus den Protestanten zu empfehlen, und ihre falschen Begriffe von demselben zu läutern. Es ist in der That bemerkenswerth! Man zählt bereits 6 übernatürliche Heilungen, die Gott durch die Fürbitte des berühmten deutschen Priesters, des Fürsten von Hohenlohe und in Folge der von ihm vorgeschriebenen Andachts-Uebungen dem Vertrauen der Betreffenden gewährte. Diese Wunder sind authentisch bestätiget, sie konnten wenigstens die strengste Prüfung bestehen und werden mit der Zeit vielleicht noch strenger untersucht werden. Das Auffallendste dabei ist, daß alle diese wunderbaren Heilungen in der Diözese des Hrn. Erzbischofs von Baltimore sich ereigneten. Derjenige, der das ganze Weltall regiert, scheint recht eigentlich nur darum diese merkwürdigen Thatsachen gerade im einzigen Erzbißthume der vereinigten Staaten angehäuft zu haben, damit sie von diesem Hauptpunkte aus, desto schneller und leichter in allen Gegenden bekannt würden."

„Die plötzliche Heilung der Frau Witwe Anna Mattingly zu Washington war die erste und auffallendste Thatsache dieser Art: ich kann mich hier in keine nähere Beschreibung derselben einlassen. Es reicht hin zu wissen, daß

am Tage selbst, wo die Heilung so plötzlich vorgieng, nämlich am 10. März 1824, über 500 Personen die Frau Mattingly zu sehen kamen. Selbst in neuester Zeit (1833) beeiferten sich Fremde und Reisende, diese Dame zu besuchen, um aus ihrem eigenen Munde die Erzählung ihrer wunderbaren Heilung zu vernehmen. Die Feinde des katholischen Glaubens versuchten es ein einziges Mal, öffentlich diese Thatsache anzugreifen. Kurz nach dem Ereigniß erschien zu Georgs-Town ein Büchlein ohne Namen des Verfassers; allein das erbärmliche Erzeugniß hatte schlechten Grund und Boden, da es eine große Zahl ehrwürdiger Zeugen zu Lügnern machen wollte, und es wagte, ihre gerichtlichen Aussagen, die alle in Druck erschienen und an's offene Tageslicht getreten sind, als Fabelwerk zu erklären. Dieß gab dem beredsamen Bischof von Charleston, Hrn. Joh. England, Gelegenheit, den Gegenstand von Grund aus zu untersuchen. Er bewies hellleuchtend wie der Tag, daß eine Heilung dieser Art nur durch unmittelbare Einwirkung des Urhebers der Natur statthaben konnte."

„Bevor ich weiter gehe, sey es mir erlaubt, noch einige Augenblicke bei den Umständen dieser auffallenden Thatsache zu verweilen. Die kirchliche Behörde hat noch kein Urtheil darüber erlassen, weil sie nur langsam aber sicher zu Werke geht. Allein die katholischen Gläubigen und viele ihrer getrennten Brüder warteten nicht lange auf die Entscheidung der Gottesgelehrten, gaben einer mehr als menschlichen Beweiskraft nach, und erklärten die Heilungen für augenscheinliche Werke der göttlichen Allmacht und Erbarmung. Von den 6 Heilungen, wovon hier die Rede ist, geschahen drei im Districte von Columbia, dem ordentlichen Sitze der Regierung. Nur zwei derselben wurden von zahlreichen und ehrwürdigen Zeugen mit feierlichem Eide beschworen. Die allererste der Zeit nach, und zugleich die auffallendste, ereignete sich in der Stadt Washington selbst, im Hause des Bürgermeisters Hrn. Thomas Carbery, Infanterie-Hauptmann der amerikanischen Armee während dem letzten Kriege, und leiblicher Bruder der geheilten Person. Das Wunder geschah während den Sitzungen des

Congresses und des obersten Gerichtshofes. Zu eigenen Handen des Hrn. Marshall, Groß-Richters des Gerichtshofes, bezeugte der Bürgermeister von Washington mit einem Eide die Wahrhaftigkeit des Ereignisses, wie es in seiner Aussage, einer der merkwürdigsten in ihrer Art, beschrieben ist. Es ist kaum möglich, hier eine göttliche Hand zu verkennen, die solche Thatsachen in der Nähe des amerikanischen Capitols und im Schooße der Hauptstadt der vereinigten Staaten geschehen läßt, gerade zur Zeit, da der gesetzgebende Körper hier versammelt ist. Groß war ganz gewiß der Eindruck, den sie auf so viele ausgezeichnete Häupter der Nation gemacht haben."

„Nebst diesen Thatsachen könnten wir noch mehrere andere gleicher Art anführen, die ebenfalls in der Nähe der Hauptstadt sich zutrugen, und nicht minder denn erstere, den Finger Gottes offenbaren. Diese Ereignisse bewirkten gerade Anfangs wenig Bekehrungen; denn es liegt nicht im Charakter der Nordamerikaner, daß sie sogleich einer Ueberzeugung nachgeben, die bei ihnen den Uebertritt in die katholisch Kirche zur unausbleiblichen Folge hat. Der Amerikaner weiß zu wohl, was für Opfer ein solcher Uebertritt ihn kostet: darum hört er zwar gerne jeden katholischen Prediger, entschließt sich aber erst nach reifer und langer Ueberlegung, seine Religion zu ändern. Die wunderbare Heilung der Frau Mattingly brachte zwar viele Leute an den Fuß unserer Altäre zurück, die vorher mit wahrem Schrecken davor geflohen waren. Allein diese Rückkehr traf nicht gleich in den ersten Tagen ein: man wollte zuwarten, bis die merkwürdigen Ereignisse im Tiegel der Zeit geläutert waren; denn bei vielen erwachte der Zweifel, ob das Wunderbare, das sie an sich trugen, nicht etwa die Wirkung bloßer Täuschung oder zu großen Aufhebens seyn möchte. Gleichwohl ist es ausgemacht, und dahin geht auch der Schluß, den wir aus der ganzen Sache ziehen, daß die allgemeine Erweckung, die aus diesen übernatürlichen Heilungen erfolgte, mächtig dazu beigetragen hat, den Amerikanern eine entschiedene Richtung nach der katholischen Kirche zu geben. Seit jener Zeit besuchen gar viele unsere Kirchen, lassen sich in der katholischen Glau-

benslehre unterrichten, und endigen damit, daß sie in der katholischen Einheit Befriedigung des Gewissens und Ruhe des Herzens wiederfinden. Mehrere andere Ursachen haben zu diesen erfreulichen Aenderungen beigetragen. Es wurden vielfach Bücher verbreitet, die sich ausschließlich mit Vertheidigung der katholischen Lehre befassen; auch Zeitungsblätter, die zum nämlichen Zwecke verfaßt wurden und meistens nur katholische Abnehmer zählten, fielen gar oft unseren irrenden Brüdern in die Hände, und legten zu ihrer nachherigen Bekehrung den ersten Grund. Die Priester mehrten sich, mußten als Missionäre weite Länderstrecken durchwandern, kamen vielfach mit Leuten aller Stände und jeden Glaubensbekenntnisses in Berührung, wurden nach und nach bekannt, geschätzt, geliebt und sind nun gar gesucht und allerwärts verlangt."

„Die Ehrfurcht, die man jetzt den katholischen Priestern fast im ganzen Umfang der vereinigten Staaten erweis't, hat etwas bemerkenswerthes. Wie oft wurde ein kranker Protestant schon auf seine erste Einladung hin durch den Besuch eines katholischen Priesters erfreuet, nachdem er vorher lange, aber vergebens auf den Beistand seines Predicanten gewartet hatte! So hatte vor nicht langer Zeit eine Mutter vergebens ihren protestantischen Geistlichen ersuchen lassen, ihr sterbendes Kind zu taufen: der Geistliche kam nicht. Da sprach die Mutter: „Nun weiß ich wohl, wer meiner Bitte Gehör geben wird, „man hole mir nur einen katholischen Priester." Der Priester kam auf den ersten Ruf und das Kind ward sogleich getauft. Jüngst begegnete man auf dem Felde einem Protestanten mit dem Gepäcke eines Priesters beladen, den er durch sehr beschwerliche Wege nach seiner dürftigen Wohnung führte; auch diesem Manne war es Herzensangelegenheit, sein Kind von katholischer Priesterhand taufen zu lassen. Während zu St. Louis die Cholera wüthete, verlangten in einer einzigen Woche mehr denn fünfzig Protestanten, die von der Krankheit befallen waren, nach katholischen Priestern, weil ihre Geistlichen sie verlassen hatten: diese Kranken starben alle im Schooße der katholischen Kirche. Zu St. Charles auf dem Missouri er-

schienen mehrere protestantische Hausväter mit ihren Weibern und Kindern vor dem Missionär, um sich von ihm unterrichten und taufen zu lassen: sie besorgten die Cholera und wollten katholisch sterben. Noch mehrere solcher Fälle könnten angeführt werden, allein ich muß den Faden meines angehobenen Berichts wieder aufnehmen."

„Ausgezeichnete katholische Prediger zogen zahlreiche Zuhörer von allen Seiten herbei, und durch dieses Mittel wurde die Wahrheit täglich mehr verbreitet. Die Katholiken selbst fühlten sich von einem ungewöhnlichen Eifer fortgezogen; da sie täglich mit den Protestanten in Berührung kamen, ergriffen sie sorgfältig jede Gelegenheit, um ihnen die katholische Religion so zu zeigen, wie sie wirklich ist, und nicht wie sie fälschlich dargestellt und beurtheilt wird."

„Jetzt muß ich von den guten Schwestern der Barmherzigkeit noch ganz besondere Meldung thun. Ihr Institut, das die Hochwürdigsten Bischöfe von Bardstown, Hr. Flaget und dessen Gehülfe Hr. David, nach den Freistaaten verpflanzten, zeigten sich bald als vollkommen übereinstimmend mit dem Charakter und den sittlichen Bedürfnissen der Amerikaner. Diese edlen Jungfrauen verlassen auf der Welt alles, was immer geeignet ist, den Geist zu zerstreuen und die Eitelkeit zu nähren, ohne jedoch den Augen der Weltleute sich gänzlich zu entziehen. Sie überzeugen hiemit Jeden auf die beste Art, nämlich durch Thatsachen, daß Personen, die den ehelosen Stand gewählt, und sich Gott geheiligt haben, jedem persönlichen Vortheil entsagten und alles verließen, was hienieden das menschliche Herz noch fesseln kann, gleichwohl noch sehr nützliche Glieder in der großen Menschenfamilie seyn können. Diese Schwestern, deren schöner Geist recht eigentlich dem Mutterherzen der katholischen Kirche entsprossen ist, wissen von keinem Müßiggang: stets wechselt bei ihnen die Händearbeit mit dem Unterrichte der Jugend und der liebreichen Pflege der Kranken. Gering sind ihre täglichen Ausgaben, da sie mit dem nothwendigsten Unterhalte sich begnügen, und dabei noch sehr sparsamen und strengabgemessenen Haushalt

führen. Ihre hohen Verdienste sind deßhalb auch allgemein anerkannt. So sehr wurde man von der Nützlichkeit ihrer Gesellschaft überzeugt, daß man von allen Seiten sie verlangte; und so vermehrten sich ihre Anstalten seit wenigen Jahren auf ganz auffallende Weise. Die Schreckenszeit der Cholera war für sie ein wahrer Triumph..... Es sey mir erlaubt, mit einigen Zeilen nur diesen schönsten Zug unserer Geschichte zu berühren. Man wollte sich Anfangs nicht überzeugen lassen, daß diese Krankheit ansteckend sey, die Meinungen hierüber waren getheilt. Man wußte es gleichwohl und konnte es darnach sehen, daß oft in der nämlichen Familie und im nämlichen Hause auf einen ersten Todesfall sogleich mehrere andere folgten: die Cholera verbreitete ganz gewiß allgemeinen Schrecken. Nur zu oft blieben von dieser Krankheit angesteckte Personen in ihrer traurigen Lage sich selbst überlassen. Viel war es, wenn eine Mutter, eine Gattin, ein Freund, ein getreuer Diener oder ein mitleidsvoller Hausherr nach fremder Hülfe aussandte, oder wohl gar selber den beschwerlichen Krankendienst versah. Die protestantischen Geistlichen folgten da weitmehr dem Grundsatze der Selbsterhaltung, als jenem der aufopfernden Liebe; sie waren überhaupt diesem Geiste ziemlich getreu: sie flohen, so gut sie konnten die Orte, wo diese Seuche wüthete, oder hütheten sich meistentheils vor dem gefährlichen Krankenbesuch. Ich sage meistentheils, denn auch da sah man ehrenvolle Ausnahmen und einzelne Geistliche protestantischer Confession dem Tode trotzen, um die Sterbenden auszutrösten. Indessen muß der Wahrheit gemäß, hier angezeigt werden, daß außer dem katholischen Theile, weder die Kranken, noch jene die ihnen warteten, ernstlich nach dem Beistande des Geistlichen verlangten. Welch ein überraschender Unterschied zwischen der Selbstliebe und kalten Gleichgültigkeit protestantischer Seits, und jenem muthvollen Eifer und der liebreichen Pflege der Priester und zumal der Schwestern der Barmherzigkeit, die ihres Namens so würdig sind! Die öffentlichen Blätter hatten die Wunder dieser Liebe und dieses schönen Eifers berichtet, und zum Theil hatte man sie erzählen gehört, während

sie in Europa, dann später in Canada erglänzten, wo die Zuchtseuche, bevor sie uns heimsuchte, vorzüglich viele Opfer wegraffte. Allein ganz eigen und mit nichts zu vergleichen, ist der Eindruck, den solche Aufopferungen machen, wenn man sie mit eigenen Augen sehen kann. Protestanten, Presbyterianer, Methodisten, Wiedertäufer, Quäker und Unitarier, alle waren erstaunt zu sehen, wie allerwärts die katholischen Priester zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu den Angesteckten hineilten; und noch mehr wuchs ihre Bewunderung, da sie gewahrten, wie die Diener Gottes nicht nur die Häuser der Reichen, sondern vorzugsweise die Hütten der ärmern Klassen und besonders der Neger besuchten. Erlauben Sie mir hier eine Annekdote einzuschalten; sie gehört zu meinem Gegenstande, und giebt einigen Begriff von dem Geiste der Amerikaner. Einstens wurde mein Freund, der Hochw. Hr. Lutz in der Nacht zu einem an der Cholera sterbenden Neger, ungefähr eine Stunde weit von der Stadt St. Louis berufen. Er rannte sogleich davon, ohne auf sein Pferd zu warten. Zwei Protestanten, die er auf seinem Wege traf, sahen ihn für einen Straßenräuber an und hielten ihn fest. Mit leichter Mühe zog er sie aus dem Irrthume, entdeckte ihnen die Ursache seiner Eilfertigkeit und verließ sie, ganz erstaunt und voll Bewunderung. Tags darauf fand sich einer dieser Herrn auf dem Markt, und erzählte in meiner Gegenwart vor mehr als hundert Personen, die ihn umgaben, die nächtliche Begebenheit auf dem Felde. Mit Bewunderung sprach er von dem Priester und der ganzen katholischen Geistlichkeit, und forderte seine Zuhörer auf, eine Religion anzunehmen, in welcher der Geist der Hinopferung so schön erglänzte. „Was mich betrifft," setzte er bei, „so ist „mein Entschluß gefaßt, ich werde in keiner andern Religion sterben." Er endigte damit, daß er mit den Ausdrücken des tiefsten Unwillens und der Verachtung wider jene falschen Lehrer und Hirten loszog, die zur Zeit der Noth und Gefahr ihre Heerden verlassen hatten. Man stelle sich die Ueberraschung dieser Leute vor beim Anblicke eines Priesters, der oft dem Kranken die verächtlichsten und ekelhaftesten Dienste leistete. Aber

ihre Bewunderung war ohne Gränzen, wenn sie erst die Schwestern der Barmherzigkeit sahen, und gewahrten, wie junge, schwächliche Frauen sich solchen Diensten widmeten, und Tag und Nacht in Cholera-Spitälern mitten unter Kranken verweilten, die mit jeder Stunde sich anhäuften. Aber, o Schmerz! o Scene, die keine Feder würdig beschreiben kann! Drei dieser Schwestern, dieser Engel in Menschengestalt werden schnell nach einander von der furchtbaren Cholera ergriffen. Ihre Laufbahn ist am Ende, nur wenige Stunden gehen vorbei, und sie sinken hin, als Opfer der Liebe! Was thun die andern? werden sie vor Schrecken die Flucht ergreifen? Nein, nein, sie kennen die Gefahr, mit ruhigem Auge blicken sie in den Abgrund, und wandern, ohne das Haupt zu wenden, muthvoll auf dessen Rand umher... weil sie Zuversicht und Kräften dazu aus göttlicher Quelle geschöpft haben.*) Der Tod der drei

---

*) Das sagt der Missionär im Allgemeinen. Aus welcher Quelle aber diese Schwestern eigentlich ihre bewunderungswürdige Ausdauer hernehmen: darüber mag Folgendes, das ein Augenzeuge uns mündlich mittheilte, nähern Aufschluß geben.

Als im Meurthe-Departement (Frankreich) und besonders im Umkreise von Nancy die Cholera ausgebrochen war, erreichte die Seuche auch das Dorf N., wo eine der barmherzigen Schwestern als Lehrerin angestellt war. Schrecken ergriff das arme Mädchen, sobald die Kunde davon zu ihr gelangte. „Nun gilt's, mein Gott!" rief sie aus, und zog das Kreuzlein hervor, das sie stets, ihren Ordens-Satzungen gemäß, bei sich trug, warf sich davor nieder, und seufzte: „O Jesus! ich fürchte mich sehr; wo will ich hinfliehen vor dieser schrecklichen Seuche, wenn ich bei dir keine Zuflucht finde? — Mein Leben ist in deinen Händen, o mein Gott, du magst damit schalten wie du willst; — in deinem Namen will ich hingehen." — Und die Schwester ging hin zum ersten Kranken, zum zweiten, zum dritten u. s. w. und kam an gar kein Ziel mehr: ihre Furcht war wie weggeblasen. Freudig brachte sie Tag und Nacht bei den Kranken zu und ward allen, die von den Schmerzen der Cholera ergriffen waren, theils ein rettender und immer ein tröstender Engel. Einstens empfing sie den vollen Auswurf eines Kranken auf

unschuldigen Opfer, weit entfernt den Muth der übrigen zu lähmen, entflammte ihn nur noch mehr. Neue Schwestern wurden herbei gerufen: sie flogen gleichsam nach dem Schau=

---

ihr Angesicht, während sie ihn auf den Schultern davon trug: scherzend dankte sie für die gar saubere Spende, wischte sich das Angesicht und zog mit der schweren Bürde weiter. Nach der Schwester verlangte alles; kein Segen war im Hause, und kein Besserwerden konnte man hoffen, wofern die Schwester nicht erschien. Die gute Seele verstand es, sich auf alle mögliche Weise zu vervielfältigen. Kaum war sie in einem Hause gewesen, so sah man sie schon wieder in einem andern, als hätte der Wind sie auf Flügeln fortgetragen; doch zog sie nie leer aus noch ein: stets waren ihre Taschen mit Fläschchen jeder Größe angefüllt; die darinn enthaltenen Heilmittel spendete sie genau nach des Arztes Vorschrift. Mit dem Krankendienst mußte sie nun bald auch den Todtengräberdienst versehen, da oft Niemand da war, die Todten zu beerdigen. Wenn bei so vieler und anhaltender Anstrengung sie, an Kräften erschöpft, niedersank — dann zog sie wieder ihr Kreuzlein hervor, sprach so kindlich und zuversichtlich mit dem Herrn, daß sie immer wie verjüngt sich erhob und ihre Arbeiten von vornen anfing. So durchging die Jungfrau 8 bis 10 Dörfer, die der Reihe nach von der Cholera heimgesucht wurden, immer fröhlich und gleichgemuthet und ein wahres Wunder allen denen, die sie sahen und nicht begreifen konnten, wie sie solchen Beschwerden nicht erlag. Es waren bereits mehrere Monate in dieser höchst angestrengten Lebensweise verstrichen: die Cholera hatte manches Opfer weggerafft, manche, die deren Weh in ihren Eingeweiden verspüret hatten, lebten wieder auf, und verdankten der Schwester ihre Erhaltung.

Da wollten auch die Aerzte ihre großmüthigen Dienste anerkennen, und ordneten ihr zur Ehre ein glänzendes Mittagsmahl an, sie hatten sich aber miteinander verschworen, das Geheimniß der Schwester zu entdecken, kost' es was es wolle: denn sie konnten nicht fassen, wie eine schwache Person ihres Geschlechts nicht hundertmal den Anstrengungen erlag, wovon sie selber Zeugen gewesen waren. Als sie so beisammen saßen, und fröhlich der schweren Noth gedachten, die nun vorüber war, wandte sich neckisch einer der Herrn zur bescheidenen Jungfrau: „Nun Schwester, sprach er, wo habt ihr „den Talisman, der euch vor der Seuche schützte, ihr sagt

platze so heldenmäßiger Tugenden, um der erstaunten Welt zu zeigen, wohin der Geist der Liebe führt, wie die katholische Kirche ihn in ihren Kindern erzeugt und groß zieht."

„Der Eindruck, den solches auf die Gemüther machte, war unberechenbar, die Wirkung, died araus erfolgte, unermeßlich, die Bewunderung allgemein. Jedermann zollte diesen schätzbaren Schwestern wohlverdientes Lob, und die Zeitungsblätter posaunten es weit in die Runde. Man wird leicht begreifen, wie alles dieses den katholischen Namen ehrte. Wie sollte man auch in der That eine Kirche nicht hochschätzen, die so viele und so

---

uns doch das Geheimniß?" Die Schwester lachte und nahm die Frage für baaren Spaß. „Nicht Scherz treiben wir," sprachen jetzt mehrere der Anwesenden: „ihr hattet ein Zau„bermittel bei euch, als ihr die Dörfer durchzoget und allem „Wuste der Krankheit euch aussetztet: Mädchen, ihr rückt her„aus mit der Sprache!" — „Meine Herrn! so wahr ich Euch „ehre, ich weiß von keinem Zaubermittel etwas; wie ich „übrigens so viele Beschwerden aushielt, kann ich jetzt selber „nicht begreifen." Mit dieser Antwort waren indessen die Herren Aerzte nicht zufrieden. Wohl mochten mehrere darunter mit der Religion es nicht gar ernst gemeint, somit auch ihre Kraft nicht gekannt haben: der Unglaube gränzt auch bei Gebildeten gar oft an Aberglauben; in solchen Fällen muß es eben nicht wundern, wenn auf Zauberei einiges Vertrauen gesetzt wird. Zum dritten male stürmten nun vereint die gelehrten Herrn auf die gute Schwester los: „Etwas," sagten sie, „muß euch vor Ansteckung bewahrt „haben, etwas gab euch Kraft, Tage und Nächte aufrecht zu „bleiben; Schwesterchen, das Geheimniß sagt ihr uns ein„mal, sonst verscherzt ihr unsre Achtung!" „Nun wohlan!" sprach die Schwester mit ernster Besonnenheit, zog das Kreuzlein aus der Tasche und blickte es an: „hier meine Herrn!" rief sie jetzt lebhaft aus: „hier ist das Zaubermittel, das „Tag und Nacht mich schützte, ihm hab' ich allein die Er„haltung meines Lebens zu verdanken!" — Ganz verplüfft gafften die Herrn bald die Schwester, bald das Kreuzlein an, leerten stillschweigend das Glas und zogen ruhig auseinander. Wohl mochte einer gesagt haben: Dank für die Predigt! „Nun weiß ich wer Schützer und Hüther ist!" — D. Uebers.

schöne Beispiele der christlichen Nächstenliebe vorweisen kann? Frei äußerte sich allerwärts dieses Gefühl, oder gab sich durch unzweideutige Handlungen kund. Wir erinnern hier, daß die Pflicht des feierlichsten Dankes für Gottes huldreichen Schutz auf den religiösen Orden laste. In den vereinigten Staaten, in Canada, in Irrland und England, in Paris, in Wien und vielleicht noch in vielen andern Gegenden, wo die Ordenshäuser von den traurigsten Bildern des Todes umrungen waren, erblickte man auch nicht einen Schatten davon innerhalb ihrer Mauern. Ich selbst sah zu St. Louis solche Ausnahmen. Auf eine Bevölkerung von beiläufig 6000 Seelen strich die Cholera daselbst in der kurzen Zeit von kaum drei Wochen über zwei hündert Einwohner aus der Zahl der Lebendigen. Während die Cholera so wüthete, wachte Gottes Schutz über die nahe an der Stadt liegende Universität der Jesuiten und das Kloster der Frauen vom heiligsten Herzen: auch nicht eine einzige Person der bezeichneten Häuser berührte die Seuche, die doch bis nahe an ihre Mauern Verwirrung und Schrecken verbreitete. Allmächtiger Gott! so wolltest du in deiner Güte ganz besonders über diese Wohlthäter der Menschheit, die ausschließlich deinem Dienste sich hingeben, deine schützende Hand ausstrecken! Dadurch gabst du zu erkennen, o Herr! daß wer immer sein Leben den Freuden der Welt entzieht, um der klösterlichen Vollkommenheit nachzustreben, selbes deiner Huld anvertraut, und weit entfernt, es der Gefahr preiszugeben, dasselbe vielmehr vor jeder Gefahr sicher stellt."

„Nach allem dem, was ich ihnen bereits mitgetheilt habe, wird es Sie nicht wundern, Verehrteste! wenn ich Ihnen noch folgende höchst bedeutsame Züge vor Augen lege, die in hohem Maaße beweisen, wie sehr die Vorurtheile wider die katholische Religion in den vereinigten Staaten abgenommen haben."

„Bei mehreren Anläßen wurden Priester eingeladen, in protestantischen Kirchen, auch sogar in öffentlichen Sälen zu predigen, und Leute von den verschiedensten Religionen sammelten sich um ihre Bühne, um die katholische Wahrheit zu vernehmen. Allein ein Ereigniß dieser Art, das ich ganz besonders

hier zu erwähnen habe, ist die Einladung, die im Jahre 1826 zu Washington an den Hochwürdigsten Bischof von Charleston Hrn. England ergieng. Der Senat der vereinigten Staaten und die Kammer der Repräsentanten haben beide einen Kapellan (Geistlichen), der durch Stimmenmehrheit ernannt wird. Diese Geistlichen haben keine weitere Pflicht zu erfüllen, als daß sie die Sitzungen der Kammern mit einem Gebete eröffnen müssen; doch ist ihnen das Recht eingeräumt, an den Sonntagen im Saale der Repräsentanten zu predigen: von diesem Rechte machen sie auch wechselweise Gebrauch. Oft wird auch durch beiderseitiges Einverständniß und mit Gutheißung sämmtlicher Mitglieder des Congresses ein anderer Geistlicher eingeladen, die Kanzel zu besteigen. Bis dahin war die Zahl der katholischen Mitglieder im Congresse so gering, daß man sie gar nicht in Anschlag bringen konnte. Ich weiß auch nicht, daß man je daran dachte, einen katholischen Priester zum Prediger zu haben. Allein der Bischof von Charleston zählte in beiden Kammern, und besonders im Senat mehrere sehr ausgezeichnete Mitbürger, die seine Beredsamkeit bewunderten, obwohl sie einen ganz andern Glauben als den seinigen bekannten. Da er im Winter 1825 und 1826 eben zu Washington sich befand, begaben sich mehrere Deputirte zu ihm mit dem Gesuche, daß er ihnen auf dem Capitol eine Predigt halten möchte. Er folgte der Einladung, sprach beinahe zwei volle Stunden und machte seiner Kirche nicht wenig Ehre. Seine Rede, die nachgehends im Drucke erschien, trug vieles bei, das gänzliche Verschwinden der alten Vorurtheile gegen die katholische Kirche in manchen Gemüthern vorzubereiten. Allein Folgendes will noch mehr sagen: wenn vor der Einladung des Hrn. Englands kaum daran gedacht wurde, eine katholische Predigt auf dem Capitol zu hören, so war noch viel weniger davon die Rede, irgend einen katholischen Priester zum Kapellan zu ernennen. Dieser ganz neue Fall war der gegenwärtigen Zeit vorbehalten: die Wahl eines dießjährigen Kapellans fiel auf Hrn. Karl Constantin Pise, einen jungen katholischen Priester, welchen der Senat mit großer Stimmenmehrheit zum

ehrenvollen Amte ernannte. Hr. Pise ist unstreitig ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben: mit glänzender Phantasie ausgerüstet und reich an rednerischem Talent, zeichnet er seinen Gegenstand mit kräftigen Zügen und gleichwohl mit ausgebildeter Zartheit: in seinem Vortrage liegt etwas Gemäßigtes, etwas Bescheidenes, das seiner Jugend so vollkommen ansteht und ihm nur um so mehr die Herzen seiner Zuhörer gewinnt. Er ward in den vereinigten Staaten geboren; seine wissenschaftliche Bildung verdankt er den Jesuiten von Georges-Town und ihrem Collegium auf dem Berge Santa-Maria, nächst Emmitsburg. Das priesterliche Amt versah er zu Baltimore und besuchte zweimal Rom und das schöne Italien. Höchst liebenswürdig ist sein Charakter, und während seine Rednergabe die Bewunderung der Zuhörer erregt, fesselt er ihre Herzen durch sein artiges und einnehmendes Betragen. Bei seiner zweiten Reise nach Rom legte er dem obersten Kirchenhaupte mehrere Werke vor, deren Verfasser er ist. Der hl. Vater beehrte ihn mit der Doctorwürde und ernannte ihn überdieß zum Ritter des goldenen Sporen. Von diesen Auszeichnungen macht er jedoch keinen öffentlichen Gebrauch, da ihm solches, als einem amerikanischen Bürger nicht wohl anstehen würde; doch sind sie nicht desto minder bekannt, und erhöhen nur noch mehr sein Verdienst in den Augen des Publikums. Die Mitgileder des Senats schienen ob ihrer Wahl sich Glück zu wünschen: wenn Dr. Pise predigte, drängte sich jedesmal eine ungeheure Menschen-Menge um ihn her, sein kräftiges Wort zu vernehmen. Nur ganz leise versuchten Neid und Häresie den Glanz seines Erfolges zu verdunkeln."

„Ich kann einen andern Umstand dieser Art, der Gleiches bezweckte, und in Boston einer der Hauptstädte des nördlichen Theils der Freistaaten sich zutrug, unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Seit 7 oder 8 Jahren machte die katholische Religion zu Boston sehr erfreuliche Fortschritte. Zwei Jahre sind es gegenwärtig, seitdem ein calvinischer Prediger in seinem fantastischen Hasse gegen die katholische Kirche es wagte, selbe ganz öffentlich und auf die gröbste Weise anzu-

feinden. Der hochwürdigste Bischof von Boston, Hr. B. Fenwick und sein General-Vikar, Dr. O'Flaherty zeigten sogleich öffentlich an, daß sie Willens wären, diese Anfeindung durch eine Reihenfolge von Kanzelvorträgen in der bischöflichen Kirche zurück zu weisen. Jeden Sonntag Abends setzten sie das rühmliche Vorhaben ins Werk und redeten wechselweise, wie im Zweigespräche. Ihr Erfolg war vollständig, das Volk drang haufenweise in die Kirche, die ausgezeichnetesten Männer kamen herbei, sie zu hören; eine Gesellschaft junger Leute, die sich untereinander in rednerischen Versuchen übten, untersuchte die Beweisgründe beider Partheien, und reichte dem katholischen Theile die Siegespalme. Siegreich wiederlegt, überwunden und beschämt verließ der calvinische Geistliche die Stadt Boston; seine Gegner konnten ruhig die Früchte ihres Sieges einärnden, die darinn bestunden, daß mehrere sehr bedeutsame Personen der katholischen Gemeinschaft sich nährten, und überdieß eine fast allgemeine Anregung zu Gunsten des katholischen Glaubens erfolgte.... So nähern wir uns immer mehr und mehr dem großen Ziele und der heißersehnten Zukunft, welche einmal, so Gott will, den alten Vorurtheilen gegen die katholische Wahrheit ein Ende machen wird."

Von S., apostolischer Missionär.

Schreiben des Hrn. Odin, apostolischen Missionärs, an den Hrn. Redaktor der Annalen.

Rom, den 5. März 1834.

Mein Herr!

„Der lebhafte Antheil, den die Katholiken in Frankreich an unsern amerikanischen Missionen nehmen, treibt mich an, für die Annalen der Verbreitung des Glaubens ein kleines Gemählde der entstehenden Kirche in den vereinigten Staaten zu entwerfen und selbes Ihnen anzubieten."

„Wie trostvoll ist nicht für eine christliche Seele der Gedanke, daß jenseits der großen Meere, welche Europa von der neuen Welt trennen, sich ein zahlreiches Volk bildet, welches

den lebendigen Gott in der Wahrheit anbethet! Unsre hl. Religion macht in Amerika, diesem nun äußerst wichtigen Theile des Erdbodens, reißende Fortschritte. Hier verwandelt der thätige Amerikaner durch seinen Fleiß und Anstrengung die großen Wüsten in fruchtbare Wiesen; dort sieht man, wie der Handelsmann auf glänzende Weise den Handel nach allen Theilen der Welt treibt. An den Ufern unsrer majestätischen Ströme erheben sich große Städte mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit; selbst das Innere dieses unermeßlichen Landes, welches seit so vielen Jahrhunderten und erst jüngst noch allen Arten von wilden Thieren zum ungestörten Aufenthalt diente, wird immer mehr und mehr mit Dörfern und Städten erfüllt. Blicken wir weiter, so sehen wir arme Priester, dürftige Diener des Gottes des Friedens in diesem Lande auftreten, die sich bemühen, überall die Fackel des Glaubens hinzutragen, um in diesen neuen Gegenden das sanfte Reich Christi zu gründen. Die im October vorigen Jahres gehaltene Provinzial-Synode, welcher ich beizuwohnen das große Glück hatte, zeigte auf deutliche Weise, wie schnell die katholische Kirche, die erst noch im Entstehen ist, sich hier verbreitet. Wie trostvoll muß es nicht für den amerikanischen Katholiken gewesen seyn, seine ersten Hirten zum zweitenmal in der Metropolitan-Kirche zu Baltimore vereinigt zu sehn! Die erste Sitzung wurde am 20. October gehalten; der Hochwürdigste Hr. Bischof Whitfield hatte darinn den Vorsitz. Viele Menschen waren herbeigeströmt, um eine aus zehn Kirchen-Prälaten zusammengesetzte Versammlung zu sehen, die Alle sich nur in der Angelegenheit des Allerhöchsten vereinigt hatten, und von jenem Geiste belebt waren, der die Apostel entflammt hatte. Nur tiefe Achtung konnte eine Versammlung solcher Bischöfe einflößen, die aus entfernten Ländern einzig darum hieher gekommen waren, um theils die Angelegenheiten der Religion zu ordnen, neue, zur Verbreitung des Reiches Jesu Christi geeignete Maßregeln zu ergreifen, theils um die Bande dieser Vereinigung, welche die Stärke und die schönste Zierde unsrer hl. Kirche ausmacht, immer fester und inniger zu knüpfen. Hr. England, dieser treffliche Kirchen-

Prälat, legte mit der ihm eigenen Kraft, Salbung und Deutlichkeit der Sprache, dem vielbewegten Volke die verschiedenen Gründe auseinander, durch welche so viele und von einander so weit entfernte Bischöfe sich bestimmen ließen, hier sich zu versammeln. Umsonst suchte aber das Volk den Patriarchen der Bischöfe, den würdigen und verdienstvollen Bischof Flaget auf. Eine schwere Krankheit, die ihn wenige Zeit vorher angegriffen hatte, erlaubte ihm nicht, eine so weite Reise zu unternehmen. Auch mangelte noch der liebenswürdige Bischof von Neu-Orleans, Hr. von Neckere; das gelbe Fieber raffte ihn den 4. September in der Blüthe seiner Jahre weg. So jung er war, stand er doch da als ein in allen Tugenden vollendeter Oberhirte: vorzüglich zeichnete ihn die Fülle der Liebe aus. Dieses sein fast jugendliches Alter berechtigte die Kirche von Louisiana zu der tröstlichen Hoffnung, noch lange einen Hirten zu besitzen, der in sich alle Tugenden eines Heiligen und alle Wissenschaften eines Gelehrten vereinigt hatte."

„Unsere getrennten Brüder schienen selbst an der allgemeinen Freude der Gläubigen Antheil zu nehmen. In großer Menge füllten sie die Metropolitan-Kirche, und ihre öffentlichen Blätter erwähnten dieser hl. Versammlung in sehr ehrenvollen Ausdrücken. Den 24. September feierte Bischof Rosati die hl. Geheimnisse der Messe für die hingeschiedenen Bischöfe Fenwick und von Neckere; und Bischof Purzell, erst neulich zur Leitung der wichtigen Diözese von Cincinnati berufen, sprach von den Tugenden und großen Arbeiten dieser zwei verehrungswürdigen Kirchenprälaten mit solcher Rührung, daß die Zuschauer sich der Thränen nicht enthalten konnten. Die Kirchenversammlung wurde den 27. September beendigt. Wie sehr war mein Innerstes bewegt, als ich alle diese Bischöfe und die Priester in ihren hl. Gewanden und je zwei und zwei aus dem Hause des Erzbischofs hervorgehen sah! Wie tief gerührt stand ich da, als alle diese gesalbten Diener Gottes auf der Straße das Lob Gottes anstimmten, und selbes fortsetzten, bis sie in den hl. Tempel eintraten. Ungeheuer war die Menge der Katholiken und der getrennten Brüder; die

tiefe Achtung aller der Gegenwärtigen bezeugte deutlich, wie sehr es sie freute, diese hl. Versammlung zu sehen. Hr. England richtete an sie eine lange Rede, und die folgende Woche ward er genöthigt, den so schön begonnenen Unterricht fortzusetzen, um vielen zu entsprechen, die vor Begierde brannten, das Wort Gottes zu hören."

„Kaum sind es 43 Jahre, daß der erste bischöfliche Stuhl in den vereinigten Staaten ist errichtet worden, und jetzt zählen wir deren schon zwölf. Im Jahre 1814 hatte diese neu entstehende Kirche nur 47 Priester; jetzt durchziehen 320 Missionäre die Städte und Wälder, und verkünden überall die beseligenden Lehren unserer heiligen Religion; schon haben sich vor unsern Augen beinahe 490 Kirchen erhoben. Die meisten dieser Kirchen sind zwar nur arme Hütten von Holz, oder kleine mit Ziegelsteinen aufgeführte Kirchen, in denen das Auge auf keinen einzigen Gegenstand trifft, der uns lebhaft an die Herrlichkeit und Pracht des katholischen Gottesdienstes in Europa erinnern könnte; allein die Sammlung des Gemüthes, der Eifer und die tiefen Gefühle des Glaubens und der Frömmigkeit lassen hoffen, daß Gott, der aus Liebe zu den Menschen sich bis zur tiefsten Armuth erniedrigte, die Huldigung des Dankes, der Liebe und der Reue nicht verwerfen wird, die ihm in diesen armen Heiligthümern dargebracht wird. Die katholische Bevölkerung wächst und verbreitet sich immer mehr. Die im Jahre 1829 gehaltene Kirchenversammlung setzte die Zahl auf 500,000 fest; gegenwärtig ist diese Zahl wohl um die Hälfte größer, und bildet also eine Menge von fast einer Million. Unsere hl. Religion hat nicht mehr, wie vordem, wider die Gewalt der Vorurtheile zu kämpfen. Besucht der katholische Missionär unsere getrennten Brüder, und erklärt er ihnen die katholische Lehre, so wird ihm dieser Besuch eine Quelle hohen Trostes; mit sichtbarem Eifer drängen sie sich in unsre Kirchen und Versammlungsörter, und beweisen durch ihr würdiges Betragen, wie sehr sie verlangen, den Weg des Heils kennen zu lernen."

„Nebst dem sind zur Vermehrung und Aufrechthaltung

der Geistlichkeit 7 Diözesan-Seminarien errichtet worden. Das älteste ist jenes von Baltimore, es steht unter der Oberaufsicht der HH. Sulpizianer. Bereits hat die katholische Kirche in Nordamerika schon viele würdige Geistliche aus diesem Seminarium erhalten. Auf dieses folgen die Seminarien vom Emmitsburg in Maryland, und jenes von Bardstown in Kentuky. Die Provinz Missoury hat auch ein Seminarium, welches unter der Leitung der Lazaristen steht. Cincinnati, Charleston und Mobile sind ebenfalls damit versehen. Aus diesen verschiedenen Priesterhäusern gehen jedes Jahr neue evangelische Arbeiter hervor. Wir müssen bekennen, daß Nordamerika einstweilen wenig Männer liefert, die zum priesterlichen Stande berufen sind; allein wenn die jungen, zum Priesterthum hinanstrebenden Nordamerikaner vom Himmel mit der Gabe der Standhaftigkeit ausgerüstet sind, so gehören sie gewöhnlich unter die vortrefflichern Priester. Von heiligem Eifer begeistert und mit den Sprachen vollkommen vertraut, leisten sie der Religion höchst wichtige Dienste. Die vereinigten Staaten besitzen jetzt 12 katholische Collegien, die von Priestern geleitet werden. Die Jesuiten, die Missionäre von St. Sulpize, die Dominikaner, Lazaristen und Weltpriester sind mit der Leitung dieser verschiedenen Häuser beauftragt. Dieselben sind fortwährend mit zahlreichen Zöglingen angefüllt, die ohne Unterschied der Religion und der Meinungen hier zugelassen werden. Selbst unsere getrennten Brüder scheinen diese Anstalten den ihrigen vorzuziehen und dieß sowohl wegen der guten Zucht als auch wegen der vortrefflichen Ordnung, die darinn herrschen. Die Regierung hat sie sämmtlich zu Universitäten erhoben: sie blühen und gedeihen vortrefflich, und verbreiten über die Religion einen ganz besondern Glanz. Da sie mehrentheils an Orten gelegen sind, wo Handel und Verkehr am lebhaftesten sind, so sieht man sie auch jeden Augenblick von Amerikanern aus allen Gegenden besucht. Die Freundlichkeit, mit der diese Reisende hier aufgenommen werden, die vortreffliche Einrichtung, die sie bemerken, die gute Haltung der Zöglinge, alles flößt ihnen eine große Achtung gegen die Vorsteher dieser Studien-

Anstalten ein. Insgemein kehren sie in ihre Heimath von jenen Vorurtheilen ganz befreit zurück, die man so sehr in ihnen zu erregen und zu erhalten gesucht hatte. Man kann unsere Collegien als ein's der wirksamsten Mittel betrachten, deren sich die göttliche Vorsicht bedient, unsere getrennten Brüder von jenen Vorurtheilen abzubringen, die bei ihnen seit den ersten Jahren der Kindheit wurzelten."

„So also sehen wir mit Vergnügen, wie in unsern Collegien junge Männer heranwachsen, die bestimmt sind, einstens die Wahrheit zu vertheidigen, und die Stütze und die Zierde unsers Landes zu seyn. Blicken wir aber nun auch auf unsre Klöster hin. Was für vortreffliche Familien-Mütter werden nicht in denselben gebildet! Wie kann es aber auch anders seyn, da unsere jungen Töchter der Leitung und Aufsicht so tugendhafter Klosterfrauen übergeben werden, welche sich an den verschiedensten Orten der vereinigten Staaten niedergelassen haben? Die Ursulinerinnen haben zu Neu-Orleans ein schon altes Erziehungshaus. Nebst dem sieht man Ursulinerinnen zu Charleston, nahe bei der Stadt Boston. Die Frauen von Maria-Heimsuchung haben Erziehungshäuser zu Georgstown, nahe bei der Hauptstadt der vereinigten Staaten, wiederum zu Mobile in dem Staate Alabama, und zu Kaskaskias in Illinois. Die Damen vom heiligsten Herzen haben sich an verschiedenen Orten festgesetzt, z. B. zu St. Louis, zu St. Ferdinand und zu St. Charles, in dem Staate Missouri, zu St. Michael und zu Opeloußas in Louisiana. In Kentuky befinden sich mehrere Häuser, die den Schwestern des Kreuzes angehören; sie haben 3 Häuser in Missouri. Die Stadt Baltimore besitzt ein Karmeliten-Kloster; die Staaten Kentuky und Ohio haben Klosterfrauen nach der Regel des hl. Dominikus. Außerordentlich zahlreich sind die barmherzigen Schwestern, vom hl. Vinzenz von Paul gestiftet; man zählt deren schon 247, und sie haben sich nach allen Richtungen der vereinigten Staaten ausgebreitet und fast in allen Städten niedergelassen. Alle diese guten Klosterfrauen stiften unendlich viel

Gutes. Sieht man große Sünder zu Gott zurückkehren, so verdanken sie diese Gnade dem glühendeu Gebethe dieser gottgeheiligten Personen; werden Waisenkinder der Unwissenheit entrissen und in einen bessern Stand versetzt, so geschieht es durch diese edlen Jungfrauen, die mit der Liebe zärtlicher Mütter sich dieser unglücklichen Kinder annehmen; und wenn sowohl die Tochter des armen Landmanns als jene des reichen Gutsbesitzers eine gründliche tugendhafte Erziehung erhalten, so liegt die Ursache davon in der vielfachen Sorge und Mühe, den Kenntnissen und ausgezeichnet schönen Eigenschaften dieser weiblichen Ordenspersonen. Mehrere Jahre hindurch werden die jungen Mädchen diesen Gott geweihten Jungfrauen zum Unterrichte anvertraut; sie sehen an ihnen die herrlichsten Tugenden und heldenmüthigsten Handlungen. Was geschieht? voll des Dankes, der Liebe und der Achtung gegen diese vortrefflichen Erzieherinnen kehren die jungen Mädchen in die Welt zurück, und vertheidigen in verschiedenen Zusammenkünften und Gesellschaften höchst sinnreich unsere hl. Religion, die leider nur zu sehr verläumdet und zu wenig bekannt war.“

„Nun tritt ein Würgengel, eine bisher unbekannte Krankheit, die Cholera, auch in Amerika auf; sie erscheint als ein Verwüster, erobert aber viele hundert Seelen für die katholische Kirche. Bitter seufzten die Diener Gottes beim Anblicke der gräulichen Verwüstung, welche die Cholera anrichtete; allein unendlich süß war der Trost, so viele Sünder auf einmal durch die drohende Gefahr eines schleunigen Todes gewaltig erschüttert, nun nur für die Tugend leben zu sehen. In solchen öffentlichen Drangsalen, wodurch der Herr seine Kinder züchtigt, eilten die Priester zu den unglücklichen Schlachtopfern dieser verheerenden Geisel hin, ertheilten ihnen jede Hülfe, die ihr Eifer erfinden konnte; ihre Bemühungen waren auch wirklich nicht fruchtlos. Beträchtlich viele Protestanten oder Ungläubige öffneten die Augen dem Lichte des Evangeliums, und ausgerüstet mit den hl. Sterbsakramenten der katholischen Kirche, empfanden sie zum erstenmal jenen göttlichen Seelenfrieden, jene Ruhe des Gewissens, jene unaussprechlich heilige Freude, die

wir billig einen Vorgeschmack der Glückseligkeit der Auserwählten nennen. Doch den schönsten und rührendsten Anblick gewährten die Töchter des hl. Vinzenz von Paul; ihr Benehmen bei dem Erscheinen der Cholera ist zu schön, als daß eine kurze Darstellung desselben nicht alle guten Katholiken sehr interessiren sollte. Erfüllt mit übermenschlichem Muthe begaben sich, oder besser zu sagen, flogen diese christlichen Heldinnen an alle Orte hin, wo die Krankheit Tod und Verderben verbreitet hatte. Tag und und Nacht weilten sie bei den unglücklichen Schlachtopfern, und suchten diesen armen leidenden Gliedern ihres himmlischen Bräutigams mit solcher Liebe beizustehen, und sie mit solcher Zartheit zu trösten, daß wahrlich nur eine göttliche Religion solche erhabene Gesinnungen einflößen kann. In diesen Zeiten des Schreckens schienen oft die Natur und die Freundschaft die süßesten Bande und die heiligsten Rechte zu verkennen. Der Freund vergaß seines Freundes, und kaum war es möglich, die nächsten Blutsverwandten beim Bette der Cholera-Kranken festzuhalten. Allein in so trostlosem Zustande fanden die Leidenden an diesen würdigen Töchtern stets treue Mütter und Schwestern, die sich beeilten, auf jede mögliche Weise ihre Lage zu erleichtern. Kaum hatte diese Krankheit nachgelassen, so ertönten die öffentlichen Blätter von dem Lobe dieser guten Schwestern. Die Freunde der Menschheit frohlockten, wenn sie ihren Namen hörten, und alle unsere getrennten Brüder wetteiferten mit einander, wer die trefflichen Dienste dieser Schwestern am besten würdigen könne. Die Stadt Philadelphia beschloß, ihnen ein öffentliches Dankschreiben zuzusenden, und bot ihnen bedeutende Summen Geld's als Zeichen der Erkenntlichkeit an; allein diese Schwestern, deren Geist und Herz nur nach himmlischen Gütern strebt, und daher mit Verachtung auf die vergänglichen Güter dieser Welt hinblickt, wiesen dieses ehrenhafte Anerbieten ab; ihr größtes Glück ist es, ihre Pflicht recht erfüllt, und die Leiden der menschlichen Gesellschaft auf irgend eine Weise gelindert zu haben. Ueberall wird nun mit tiefer Achtung von den barmherzigen Schwestern gesprochen; einen kleinen Beweis dieser Wahr-

heit mag auch Folgendes liefern. Als ich mich nach Baltimore begeben wollte, bestieg ich den nämlichen Postwagen, in welchem sich zwei dieser vortrefflichen Schwestern befanden. Sie gehörten zum Hause oder Hospital von St. Louis, welches als Mutterhaus der übrigen muß betrachtet werden; sie waren dahin zur Herstellung ihrer Gesundheit zurück berufen worden. Der Postwagen rollte durch mehrere Länder, wo man sie noch nie in ihrer Ordens-Kleidung gesehen hatte. Das Außerordentliche ihres Anzuges erweckte überall die Aufmerksamkeit der Einwohner. Mehreremal nahmen mich verschiedene Personen bei Seite, und fragten mich, was denn doch dies für Damen wären, die mit mir reiseten. Es sind Schwestern der Barmherzigkeit, antwortete ich ihnen. O wie glücklich sind wir, sagten sie, solch' vortreffliche Frauen gesehen zu haben, die sich auf so rührende Weise allen Arbeiten und Beschwerden zur Linderung der Leiden der Menschen hingeben! Jetzt betrachteten die Fremden diese Schwestern mit einer Achtung, die an Verehrung gränzte."

„Noch nicht gar lange ist's, daß ein unkatholischer Zeitungsschreiber von St. Louis in seine Blätter einen Artikel aufnahm, der verdient angeführt, zu werden. Er war ungefähr auf folgende Weise abgefaßt: „Wir laden alle Diejenigen, die „aus Furcht vor der Cholera sich auf das Land flüchteten, ein, „in die Stadt zurück zu kehren; denn die Krankheit ist gänzlich „verschwunden. Nur erlaube man uns, sie zu benachrichtigen, „daß ungeachtet ihrer Flucht unsre Kranken gar nicht verlassen „wurden. Es fanden sich unter uns von Liebe beseelte Perso„nen; vorzüglich aber waren es die Schwestern der Barmherzig„keit, die, so viel es immer die traurige Lage der Kranken er„forderte, ihnen alle möglichen Dienste geleistet haben. Auch „unsren protestantischen Geistlichen, die für ihre Weiber und Kin„der besorgter waren als für die ihnen anvertrauten Schaafe, „können wir ankündigen, daß unsre Kranken nicht im Gering„sten des Trostes der Religion beraubt wurden; Tag und Nacht „verfügten sich die katholischen Priester an das Schmerzenbett „der Kranken, und stärkten sie wider die Schrecknisse des Todes.

„kampfes.“ Ich bedaure es sehr, diesen Aufsatz nicht vor mir zu haben; er war sehr gut geschrieben und voll der schönsten Religionsgefühle. Dem Angeführten wollten wir noch folgenden Auftritt beisetzen. Als eines Tags mehrere Amerikaner auf einem Dampfschiffe sich befanden, fiel das Gespräch auf die verschiedenen Religions-Sekten der vereinigten Staaten; eine nach der andern wurde nun durchgemustert. Nachdem sie lange darüber vernünftelt und gestritten hatten, nahm einer von ihnen, der bis dahin ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, das Wort, und sagte zu seinen Reisegefährten: Was mich betrifft, so glaube ich nur an eine einzige wahre Religion, und diese ist jene, zu welcher die guten Schwestern der Barmherzigkeit, die vortrefflichen Krankenwärterinnen von St. Louis sich bekennen. „Wie heißen sie, diese Schwestern? — Diese Damen bekennen sich zur katholischen Religion. Nun das ist die wahre Religion, versetzte der Reisende. Sie flößt zu schöne Gesinnungen ein, als daß sie nicht vom Himmel kommen, folglich wahr und göttlich seyn sollte.“

„Nun will ich Ihnen noch Eins und das Andere über die Diözese von St. Louis mittheilen. Dieser Sprengel umfaßt die Staaten von Missouri und Illinois, und die Gebiethe von Oregon und Arkansas. Zwölf Jahre arbeite ich in diesem Lande; mit welch süßem Troste blicke ich auf die seither bewirkten Veränderungen zurück! Schon oben bemerkte ich, daß wir ein Seminarium, zwei Collegien, ein Hospital und 9 Klöster haben. Alle diese Anstalten gedeihen herrlich, und tragen viel zum Wachsthum der katholischen Bevölkerung bei; die Vorurtheile sind beinahe gänzlich erloschen. Dieses Jahr zeichnete sich durch zahlreiche Bekehrungen in verschiedenen Gegenden unsers Sprengels aus. Die Hochwürdigen HH. Jesuiten und andere Priester arbeiteten zu St. Louis und in anderen Landschaften, und waren so glücklich, eine beträchtliche Anzahl Protestanten zu taufen. Nur 45 katholische Familien waren hier, als ich im Seminarium zu Barrenns ankam; jetzt aber zählen wir beinahe 5000 dem wahren Glauben ergebene Christen. In sehr kurzer Zeit ertheilten wir beinahe 300 er-

wachsene Personen das hl. Sakrament der Taufe; unter diesen befanden sich nicht blos Menschen der untersten Volksklasse, sondern auch solche, die einen bedeutenden Rang in der Gesellschaft behaupten. Die letzte Handlung, welche Hr. Bischof Rosati verrichtete, bevor er nach Baltimore verreiste, war, daß er eine junge Dame und ihre kleine Tochter durch die hl. Taufe der katholischen Kirche einverleibte. Wer kann die tiefe Rührung und die süßen Tröstungen beschreiben, wovon diese Dame in diesem wichtigen Augenblicke durchdrungen war? Ich war bis zu Thränen gerührt. Besitzt der Priester ein Herz, das von Liebe für das Heil dieser armen Völker schlägt, so kostet er oft sehr große Tröstungen, und hat nebstdem Gelegenheit genug, die huldvollen Erbarmungen Gottes gegen jene zu bewundern, die der Einwirkung seiner Gnade keine Hindernisse entgegen setzen. Als ich verflossenen Winter von einer kleinen Reise zurückkehrte, hielt ich an einem Orte still, um eine kleine Familie zu besuchen, die ich schon in etwas kannte. Dort erblickte ich ein kleines Kind, welches durch Krankheit dem Tode nahe war. Hat euer Kind die hl. Taufe empfangen? fragte ich sogleich. Nein antwortete man mir. Nun stellte ich ihnen vor, wie nothwendig es für die Glückseligkeit des Kindes sey, aus jenem heiligen Wasser wiedergeboren zu werden, welches das ewige Leben ertheilt. Man machte einige Schwierigkeiten und Entschuldigungen, die aber auf der Wagschaale der Gerechtigkeit abgewogen, verworfen werden müssen; die Mutter willigte endlich ein, das Kind taufen zu lassen. Alsogleich taufte ich es, und nach wenigen Tagen war das Kind vollkommen hergestellt. Diese Heilung wurde von den Eltern als eine Wirkung des hl. Tauf-Sakramentes betrachtet; sie waren so gerührt, daß ich wenige Tage nachher auch die übrigen Glieder der Familie taufen mußte. Folgendes war die nähere Veranlassung dazu: die Großmutter dieses Kindes, Schwester eines Methodisten-Predigers und sehr eifrig für die irrige Lehre dieser Sekte eingenommen, fiel ebenfalls in eine schwere Krankheit; Gottes Gnade und die Erinnerung der so erst erfolgten

Heilung des Kindes wirkten so mächtig auf sie, daß sie augenblicklich nach dem Seminarium hinschickte, und um einen Priester bath. Sie ließ sich von ihm unterrichten, schwur den Irrthum ab und empfieng die hl. Taufe. Der Empfang dieses Sakramentes erfüllte sie mit so himmlischem Trost, daß sie nun sehnlichst wünschte, ihre Kinder möchten an ihrer Seligkeit ebenfalls Antheil nehmen, und wie sie, lebendige Glieder der Kirche Jesu Christi werden. Ihr Bruder, äußerst betrübt und voll Unmuth über diese Nachricht, eilte alsobald herbei, um sie zu sehen und ihr die bittersten Vorwürfe wegen der Veränderung ihres Glaubens zu machen. Stillschweigend hörte sie ihn an und begnügte sich, ihm auf folgende Weise zu antworten: „Mein Bruder! bis auf diese Stunde glaubte ich, du seyest ein wahrer Christ, und habest die Liebe, das Zeichen der wahren Jünger Jesu Christi; nun sehe ich aber, daß du keines von beiden bist. Wärest du ein wahrer Christ, so würdest du dich freuen, daß deine Schwester den wahren Glauben erhalten hat; und hättest du ein wenig von der christlichen Liebe, so würdest du es dir nie erlauben, wider Personen zu reden, die nur auf unser wahres Glück bedacht sind.“ So ordnete es der Himmel, daß die einzige Taufe eines Kindes Anlaß gab, mehrere Familien in den Schoos der wahren Kirche zurückzuführen.“

„In einer kleinen Entfernung von unserm Seminarium befindet sich ein Kanton, der gänzlich von Protestanten oder Ungläubigen bewohnt ist; nur 3 oder 4 katholische Familien sind dort zu sehen. Dieses Jahr hatten wir den großen Trost, dort einige Personen zu taufen. Einer der angesehnsten Einwohner übte gegen uns öfters die Gastfreundschaft aus; mehreremal reiseten wir in diesen Kanton, und Gott segnete die Güte und Liebe, mit der diese Familie uns aufnahm. Die 3 kleinen Kinder des Familienhauptes hörten mit großer Lernbegierde den Lehren zu, die wir ihnen zu geben nie ermangelten. Vorzüglich zeigte der älteste der Söhne, ein 8jähriger Knabe, eine ganz besondere Neigung zu dem Worte Gottes; seinen Katechismus lernte er aus eigenem Antriebe auswendig. Morgens und Abends verrichtete er sein kleines Gebeth zu Gott;

und wenn seine Schwester aus Nachlässigkeit an dieser hl. Uebung etwas ermangeln ließ, so konnte sie sicher seyn, von ihrem Bruder darüber beschnarcht zu werden. Kaum offenbarte sich die Cholera in der Nachbarschaft, so wandte er sich an seine Mutter mit den Worten: „Mutter, sieh', die Cholera ist in unserm Lande; o daß doch die Priester des Seminariums kämen, um mich zu taufen! Diese grausame Krankheit wird mich angreifen, ich werde ohne Taufe sterben, und ihr, liebe Mutter, werdet darüber dann trauern." Wirklich war dieses Kind eins der ersten Schlachtopfer dieser fürchterlichen Krankheit; heftig waren seine Leiden, und so kurz sie auch waren, verlangte er ununterbrochen getauft zu werden, bis zu seinem letzten Athemzuge hörte man von ihm keine andern Worte als: „O daß man mich doch taufen würde! Mein Gott, soll ich denn ohne die hl. Taufe wegsterben?" Die Mutter war in der äußersten Verlegenheit; einerseits glaubte sie, daß sie das hl. Sacrament der Taufe nicht selbst ertheilen könne; anderseits wollte das Kind von keinem Prädicanten, sondern nur von einem katholischen Priester getauft werden; das Kind verschied also wirklich, ohne seine heiligen und glühenden Wünsche befriedigt zu sehen. Etwas zu spät benachrichtigte man mich, daß die Cholera in diesem Lande ausgebrochen sey; ich begab mich sobald dahin und kam erst an, nachdem der Kleine bereits im Grabe lag. Die Familie war in den tiefsten Kummer und Trauer versenkt. Ich sprach zu ihnen einige Worte des Trostes, vorzüglich versicherte ich sie von der ewigen Glückseligkeit dieses Kindes, indem ich ihnen die trostreiche Lehre unsers hl. Glaubens erklärte, welcher bestimmt ausspricht, daß die Begierd-Taufe, im Falle der Noth, eben so sehr als die wirkliche Aufgießung des hl. Taufwassers von Sünden abwasche und den Himmel öffne. Nach diesem nothwendigen Unterrichte über die Taufe und andere Glaubenslehren taufte ich die Mutter und ihre 2 andern Kinder. Der Vater wird nicht lange zögern, ein so schönes Beispiel seiner Familie zu befolgen. Auch wurde ich 2 Wochen vor meiner Abreise aus dem Seminarium zu ei-

nem jungen 22jährigen Frauenzimmer gerufen, um sie zu taufen. Schon lange bemerkte man an ihr eine Neigung zur katholischen Religion; um diese Neigung zu unterdrücken, boten die Prädicanten alle Kräfte auf; allein alle ihre Bemühungen scheiterten an ihrem festen und schönen Entschlusse; selbst die Verwandten sahen sich gezwungen, ihr kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen; denn sie setzte sich über alles hinweg. So mannigfach in ihrem Glauben geprüft und den Kampf siegreich bestehend, ward sie der hohen Gnade gewürdigt, durch das hl. Sacrament der Taufe eine Erbin Gottes zu werden. Keine Woche vergeht, in der wir nicht das Glück haben, etwelche neue Gläubige zu taufen. Nach Ostern sendete der Hochwürdigste Bischof Rosati den erst neulich geweihten Priester Hrn. St. Cyr nach Chikago, einer kleinen Stadt am Ufer des Sees Michigan. Dieser Priester schrieb mir im Augustmonat, daß seine Mission ihm viele Tröstungen gewähre. Täglich erklärte er den Katechismus vielen Personen, die sich zum Empfang der hl. Taufe vorbereiteten; mehrere halbwilde Familien-Väter und Familien-Mütter gehörten zu diesen Täuflingen. Die kleine Capelle, welche er aufführen ließ, war beinahe vollendet; schon hatte er 14 Personen die hl. Taufe ertheilt; jeden Sonntag las er die hl. Messe vor der ganzen Versammlung; das Haus Gottes war immer voll Menschen. Alles dieses berechtigt ihn zu den schönsten Hoffnungen, und alles kündigt uns an, daß die Geister zur Aufnahme des hl. Evangeliums reif sind. Allein wir sind leider so gering an Zahl, unsere Beschäftigungen aber so vielfach und unsre Hülfsmittel an Geld so schwach, daß wir nicht im Stande sind, das Werk Gottes nach unsern Wünschen zu beschleunigen. Möchten doch alle guten Gläubige von Europa den Herrn der Erndte bitten, uns Arbeiter zu senden, die voll seines hl. Geistes sind!"

„Und nun noch ein Wort von unsren armen Wilden! Wie weh thut es dem Herzen, dieses Volk anzublicken, welches sich zur Annahme des Christenthums so geneigt zeigt, aber noch immer verlassen ist! Doch scheint der Zeitpunkt zu nahen, wo ihnen endlich soll geholfen werden. Vielleicht wird es unsern Lesern

angenehm seyn, zu vernehmen, wie ich vor einiger Zeit einem alten Häuptling aus der wilden Nation der Schawnis die hl. Taufe ertheilte. Als ich von einer kleinen Reise heimkehrte, sah ich mehrere Wilde, die auf der Jagd waren, auf mich zukommen. Sie faßten mich bei der Hand, und schrieen: „Guten Tag, „Schwarzrock; wie freuet es uns, dich zu sehen! Wolle doch kommen, „unser Oberhaupt ist sehr krank, mit vielem Vergnügen wird „er dich sehen.“ Ich begab mich zu dem alten Wilden; er lag hingestreckt auf seinem aus Baumrinden gemachten Bette, und litt die peinlichsten Schmerzen. Ein Wilder, der ihn haßte, war so graumsam gewesen, seinen Fuß mit Gift zu übergießen, darüber war ihm nun der Schenkel auf eine ungewöhnliche Weise angeschwollen. Ich näherte mich ihm und sprach; „Du bist wohl sehr krank, mein Bruder?“ — „Ja, „Schwarzrock, das bin ich.“ — „Meinst du, du werdest sterben?“ — „Ja, ich glaube es.“ — „Es wird dich doch freuen, nach „deinem Tode in das Haus des großen Geistes eingehen zu können?“ — „Ja,“ antwortete er mir. — „Allein du wirst in „dasselbe nicht eingelassen werden, wenn ich dir nicht den Kopf „wasche.“ *) — „Dann Schwarzrock, dann wasche mir den „Kopf; ich liebe den großen Geist sehr herzlich.“ Auf diese rührende Antwort hin, unterrichtete ich ihn über die Haupt-

---

*) So mußte der Missionär reden, um verstanden zu werden. Die armen Wilden nennen die hl. Taufe beim rechten Namen. Kaum ist der Mensch geboren, so steigen ihm Stolz, Ungehorsam, Eigenwille, Selbstsucht, die eigentlichen Quellen jeder Sünde — in den Kopf. Das hl. Tauf-Wasser kann allein solchen Wust wegschaffen und den Menschen durch die heiligmachende Gnade zum Gegentheile stärken, nämlich: zur Erfüllung des großen Gebothes der Selbst-Verläugnung. Wenn übrigens der arme Wilde sagt: wasche mir den Kopf, so wiederholt er wunderbarlich jene Worte: „Wasche mich noch mehr von meiner Missethat“ u. s. w. Ps. 50, 4.

D. Uebers.

geheimnisse unsers Glaubens, und von Zeit zu Zeit fragte ich ihn, ob er wirklich alles glaube, was ich ihm sagte. „Ich „glaube es, weil du der Schwarzrock bist.“ — Diese Wilden hassen die Lüge so sehr, daß sie es nicht fassen, wie ein von ihnen verehrter Mensch sie betrügen könne. Tags darauf kehrte ich zu diesem guten Häuptling der Wilden zurück, errinnerte ihn noch einmal an die ihm vorgetragenen Lehren, und fragte ihn, ob er noch immer wünsche, daß ich ihm den Kopf wasche. „Ach Schwarzrock, so seufzte er, beeile dich doch, mir den Kopf zu waschen; immer dachte ich an den großen Geist, und ich verlange von ganzem Herzen, die Taufe zu empfangen.“ Ich ertheilte ihm die hl. Taufe nicht auf der Stelle. Nur zu sehr war es mir bekannt, daß die Wilden eine angethane Unbild nicht so leicht verzeihen; weil nun dieser Kranke von seinem Feinde war vergiftet worden, so hatte ich billige Ursache zu fürchten, daß er sich zur gänzlichen Verzeihung nicht werde entschließen können. Ich nahm deßwegen mein Kreuz in die Hand und zeigte ihm die Leiden des großen Geistes, die er aus Liebe zu uns am Kreuze ausgestanden hatte; ich stellte ihm vor, daß sogar seine eigenen weißen Kinder*) ihm diese furchtbaren Qualen verursacht, und daß der große Geist vor seinem Tode ihnen alles verziehen habe. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß der große Geist vorzüglich verlange, daß alle seine Kinder, seyen sie von weißer oder rother Farbe, einander von Herzen jede Beleidigung verzeihen sollen, und daß, wenn sie dieses nicht thun wollten, er sie nicht in sein schönes Haus aufnehmen würde. „Wohlan, sagte der Häuptling, ich verzeihe, weil der große Geist es verlangt.“ Zum Zeichen seiner aufrichtigen Verzeihung befahl er seinen Wilden, keine Rache an demjenigen auszuüben, der ihn so schwer beleidigt hatte. So schöne Vorbereitungen waren hinreichend, um ihn des Empfanges der

*) Die wilden Amerikaner haben kupferrothe Hautfarbe; nach ihrer Art zu reden wären sie also die rothen Kinder des großen Geistes: uns nennen sie seine weißen Kinder. D. Uebers.

hl. Taufe fähig und würdig zu erklären. Sobald er sah, daß ich meine priesterlichen Kleider anlegte, erhob er sich, und saß aufrecht auf seinem Bette; er nahm selbst mein Kreuz in seine Hände, und so lange die hl. Taufhandlung dauerte, heftete er weinend seine Augen bald auf dieses Zeichen unserer Erlösung, bald gegen den Himmel. Vier Tage nachher starb er selig in dem Herrn. Zu seinen Taufpathen ließ ich einen Richter und dessen Frau einladen, die beim Anblicke dieses, von der Gnade des Himmels so durchdrungenen und so lebhaft gerührten Wilden, der Thränen sich nicht enthalten konnten."

„Fast hätte ich vergessen, ihnen von den Schwestern der hl. Franziska etwas zu melden. Diese Schwestern haben sich zu Baltimore für Erziehung der Neger und Mulatten festgesetzt; sie sind Frauen von gemischter Gesichtsfarbe (Mulatten), die eine eigene Gemeinde ausmachen. Als nämlich Hr. Joubert, ein würdiger Priester von St. Sulpiz nur mit höchstem Bedauern sah, wie so viele Neger- und Mulatten-Mädchen der tiefsten Unwissenheit hingegeben waren, faßte er den Entschluß, mehrere wohlgebildete Personen dieser gemischten Nationen zu einer klösterlichen Gesellschaft zu vereinigen. Der schöne Plan gelang sehr gut; sie lebten miteinander längere Zeit in einer geregelten Gemeinschaft, und wurden nach langanhaltender Prüfung würdig erachtet, die Gelübde abzulegen. Schon am 5. Junius 1825 bestätigte der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Baltimore diesen Verein als eine Ordens-Genossenschaft, unter dem Namen „der Schwestren der hl. Franziska." Als solche wurden sie auch in Rom durch den apostolischen Stuhl im Jahre 1831, am 2. Weinmonat, anerkannt. Sie erhielten wie ihre Mitschwestern zu Rom, dieselben Vorrechte und Abläße, die schon früher ihrem Orden bewilligt wurden. Die Bemühungen dieses würdigen Priesters wurden vom Herrn auf sichtbare Weise gesegnet; schon besteht die Gemeinschaft dieser Schwestern aus 12 Mitgliedern; ihre Schule wird zahlreich besucht; sie zeichnen sich durch Frömmigkeit und Eifer aus, und leisten der Religion große Dienste."

„Wenn sie glauben, daß diese kleinen Nachrichten für die

Leser der Annalen anziehend und wichtig genug sind, so ersuche ich Sie, den ganzen Brief in einem gefälligeren Style dem Drucke zu übergeben."

Ihrem Gebethe mich empfehlend, geharre u. s. w.

Odin, apostolischer Missionär.

Auszug aus einem Schreiben des Hochwürdigsten Hrn. Rosati, Bischof von St. Louis, 17. Januar 1834.

Die von Gott begnadigte Familie.

„Sehr erbaulich dürften die Mittheilungen seyn, die ich Ihnen über die feierliche Einkleidung einer jungen Klosterfrau zu Kaskaskias machen will. Ihr Name ist Josephine Barber, sie ist die jüngstgeborne Tochter des Hrn. Virgilius Barber, und der Frau Jerusha Barber. Hr. Barber war ehemals ein protestantischer Geistlicher, nun ist er katholischer Priester und Jesuite. Auch seine Gemahlin, Frau Jerusha Barber erlebte eine merkwürdige Aenderung: sie folgte dem schönen Beispiele ihres Gemahls, weihte sich Gott durch die hl. Gelübde und nahm den Schleier im Kloster der Visitantinen zu Georgs-Town. Sie hatten beide fünf Kinder erzeugt, worunter vier Töchter und ein Knabe. Nach der Bekehrung ihrer Eltern traten sämmtliche Kinder in den Klosterstand. Die göttliche Vorsehung verschaffte ihnen die Gelegenheit zu einem noch vollständigern Opfer, indem sie es fügte, daß sämmtliche Glieder dieser gesegneten Familie von einander getrennt wurden. Der Vater, dem Seelendienste hingegeben, lebt zu Friedrichs-Town, die Mutter zu Georgs-Town. Von den vier Töchtern, die alle gottgeheiligte Jungfrauen sind, hält sich die eine zu Quebec auf; die andere in Canada; eine dritte zu Boston, in Massachusset; die vierte zu Kaskaskias in Illinois. Der Sohn lebt zu Rom, als Priester der Gesellschaft Jesu, somit ein Jesuite, wie sein Vater.

Die Bekehrungsgeschichte der beiten Eltern hat etwas Auffallendes, das an die ersten Zeiten der Christenheit erinnert. Dieses fromme Elternpaar zeichnete sich durch nicht gemeine Bildung und sehr reine Sitten aus, und war ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Sie suchten Gott aufrichtig; die Religion war der gewöhnlichste Gegenstand ihrer Gespräche. Indessen verursachte ihnen die große Menge so verschiedener Religions-Secten, die besonders in Amerika Jedermann auffallen muß, oft schwere und peinliche Gedanken; bald zweifelten sie, ob sie in ihrer Secte wohl je zum ewigen Heile gelangen könnten. Ein Geist, gebildet und aufrichtig wie der ihrige war, mußte unschwer einsehen, daß die Wahrheit wesentlich Eine und ungetheilt sey, und daß folglich die Lehre und Kirche Jesu Christi nothwendig dieses Zeichen der Einheit haben müsse. Sie verdoppelten daher ihren Eifer, um es aufzufinden und waren fest entschlossen jene Lehre anzunehmen, und in jene Kirche überzugehen, die dieses Kennzeichen der Wahrheit an sich tragen würde. Die Vorurtheile ihrer Erziehung, die ganz falschen Begriffe, die sie sich von der katholischen Lehre machten, die von den Protestanten so oft wiederholten und überall ausgebreiteten Verläumdungen gegen diese Kirche, hielten sie lange ab, ihre Augen nach derselben zu richten. Nach einer Unterredung mit seinem eigenen Vater, ebenfalls ein protestantischer Geistlicher, der von gleichen Zweifeln beängstiget war, entschloß sich endlich Hr. Barber, die Lehren der katholischen Kirche näher zu prüfen. Er machte seiner Gemahlin diesen Entschluß bekannt: sie billigte ihn, und rieth ihm, sich an irgend einen katholischen Priester zu wenden. In dieser Absicht kam er nach Neu-York, wo er mit dem würdigen Bißthums-Verweser, dem gegenwärtigen Bischof von Boston, Hrn. Fenwick, mehrere Gespräche hatte. Jetzt erst, da der treffliche Priester ihm die Lehre der katholischen Kirche einfach erklärt hatte, giengen ihm die Augen auf, jetzt verschwanden seine Vorurtheile und alle seine Zweifel, jetzt erst erkannte er die Wahrheit so deutlich, daß er fest entschlossen war, den katholischen Glauben anzunehmen. Er that auch diesen wichtigen Schritt sammt seiner Gemahlin;

die vielen und schweren Opfer, die er dabei zu machen hatte, erschreckten ihn keineswegs. Gottes Gnade ließ ihn aber auf dieser Stufe nicht stehen. Kaum war er in den Schoos der Kirche zurückgekehrt, so fühlte er sich sogleich zu einem vollkommenern Leben hingezogen. Mit Beistimmung seiner Gemahlin, welcher die Gnade Gottes gleichen Sinn und Gedanken eingeflößt hatte, trat er in den Ordensstand und ward ein Mitglied der Gesellschaft Jesu. Dem Beispiele der Eltern folgten nachmals auch die Kinder. Der alte Vater des Hrn. Barber's, der ebenfalls die katholische Religion annahm, zeigte sich in allen Stücken als den würdigen Patriarchen dieser von Gott begnadigten Familie. Da er zu alt war, um Priester zu werden, schätzte er sich noch glücklich genug, wenigstens die kleinern Weihen zu empfangen. Der edle Greis wendet alle seine noch übrigen Kräften dazu an, seine Landsleute in den Schoos der katholischen Kirche zurück zu führen. Es ist recht sonderbar! Die Familie der Schwester des Hrn. Barber wurde gleicher Gnade von Gott gewürdiget. Vier Jungfrauen dieser Familie wurden eben so viele Schwestern der Barmherzigkeit; ihr älterer Bruder ist Priester im Bißthum Boston, und die zwei jüngern sind bereits in den geistlichen Stand getreten, müssen aber einstweilen ihre Schuljahre noch ausmachen." U. s. w.

† Joseph, Bischof von St. Louis.

Einäscherung des Ursulinerklosters zu Charleston.

Schön wie ein Garten Gottes blühete das Ursulinerkloster zu Charleston, und zog manche junge Pflanze für die katholische Kirche auf, die früher auf protestantischem Boden gewachsen hatte. Diese frommen Erzieherinnen besaßen das allgemeine Zutrauen in solchem Maaße, daß auch protestantische Eltern ihre Töchter ihnen anvertrauten. Daß diese Kinder in der Wahrheit und nicht im Irrthume erzogen wurden, läßt sich begreifen. Aber eben dieser Umstand erweckte den Neid einer gewissen

Parthei, und hatte den traurigen Unfall zur Folge, den wir hier einem amerikanischen Blatte vom 16. August 1834, nacherzählen wollen:

Uebelgesinnte hatten zu Charleston das ganz grundlose Gerücht verbreitet, daß eine Klosterfrau aus dem katholischen Kloster verschwunden sey. Dies war der Vorwand — dies der Beweggrund, warum das Kloster ein Raub der Flammen werden sollte.

Das klösterliche Gebäude von Ziegeln erbaut und 4 Stock hoch, lag auf dem Benediktsberg, eine halbe Stunde von Charleston und etwa eine Stunde von Boston. Darinn wohnten 5 oder 6 Nonnen, ihre Vorsteherin und 50 bis 60 junge Töchter, welche fast alle protestantisch und nur deßhalb da waren, um daselbst gebildet zu werden.

Montags Abends zündeten die Rädelsführer einige Fäßchen Pech in der Nähe des Klosters an, wahrscheinlich um damit den Mitverschworenen das verabredete Zeichen zu geben. In wenig Augenblicken befanden sich gegen hundert Personen vor den Thoren des Klosters, ganz verkleidet und im Gesicht schwarz bemahlt, damit man sie nicht kenne. Durch heftiges Gelärm und die wüthendsten Drohungen wurden die Nonnen aufgeweckt. Besorgt für die Kinder, für welche sie ihren Familien verantwortlich waren, beeilten sich diese durch die Gärten zu entkommen und flüchteten in ein benachbartes Haus. Um das gräßliche Vorhaben auszuführen brauchten die Stürmer noch Gewalt, um die Priorin zur schnellen Flucht zu nöthigen.

Kaum hatten die Nonnen ihre heilige Stätte verlassen, so wurden alle Thüren gesprengt; Meubel, Sessel, Tische, Klaviere, alles wurde in den Hofraum hinabgeliefert und zerstört. Endlich um halb ein Uhr in der Nacht wurde im zweiten Stockwerk angezündet und in wenigen Stunden hatte das Feuer alles verzehrt.

Eine Menge Leute waren dabei nur theilnahmslose Zuschauer; kein Beamter war auf dem Platz; einige Feuerrotten waren beim ersten Lärm von Boston, Charleston und Cambridge herbeigekommen; die einen kehrten aber alsbald wieder

um, die andern aber waren in ihren Anstrengungen zum Löschen noch gehindert durch die Menge Leute, welche da waren, als wollten sie das Zerstörungswerk beschleunigen und vollenden helfen. Außer dem neuen Kloster verzehrte das Feuer, immer von gleichen Händen geschäftig weiter verbreitet, auch noch das alte Kloster, die Kapelle, das abgesonderte Haus des Beständers. Erst am heitern Tag, da nichts als Ruinen mehr übrig waren, kehrte der Haufe zurück. Man schlägt den Schaden auf 500,000 Franken an.

Als sich die Kunde von diesem kaltblütig überlegten Frevel verbreitete, berief der Stadtvorsteher die Bürger und einmüthig wurde beschlossen, diese Handlung müsse bestraft werden, die Theilnehmer sollen eingezogen und ein Commite von 28 Bürgern soll bestimmen, wie der Schaden des Klosters am füglichsten wieder gut gemacht werden könnte.

Tags darauf, am 12. Augst versammelten sich die Rasenden nochmals auf dem Klosterplatze; in der Nacht von 11 bis 3 Uhr rissen sie die Fruchtbäume, Weinreben und Pallisaden aus und machten daraus ein Freudenfeuer. Niemand war auf dem Platze, der sich ihnen widersetzte.

Das Benehmen der Katholiken mitten unter diesen traurigen Verheerungen war musterhaft. Die Behörden besorgten einige Zeit blutige Vergeltung. Aber der Bischof Fenwick war durch seinen Eifer und durch seine Thätigkeit im Stande, jede Besorgniß zu entfernen, er hielt alle irländische Katholiken, welche der Stadt zueilten, in guter Ordnung. Es war, als könnte sich dieser würdige Prälat selbst vervielfältigen; fünf oder sechs Priester stellte er auf die Straßen, welche in Boston zusammenlaufen, und mit ihrer Hülfe bat er die Leute, welche nicht ohne Grund höchst aufgebracht waren: sie sollten doch die Ursulinernonnen nicht zu rächen trachten. Aber dieser Vorsorge ungeachtet zeigte sich bei den Katholiken eine immer zunehmende Erbitterung; es war alles zu befürchten. Da versammelte der Bischof sie in der Kirche und durch geschicktes und kräftiges Zureden war er im Stande, sie zu beschwichtigen. Sein Benehmen ist über alles Lob erhaben.

Vom Dienstag auf den Mittwoch (12 — 13. August) stand die Infanterie immer marschfertig unter den Waffen; scharfe Patronen waren an sie ausgetheilt.

Dem Erzählten fügen wir noch Folgendes aus einem englischen Blatte bei: „Wenn diese Scenen der Zerstörung nicht „anders als niederschlagend seyn können, so ist es hingegen tröst„lich, zu sehen, welche Liebe und welchen christlichen Geist der „katholische Bischof von Boston bei dieser Gelegenheit bewiesen „hat. Dieses Beispiel des jetzigen Geistes des Katholi„cismus sollte man bei uns nicht so schnell wieder vergessen, „wo man gewiß mit Unrecht eine solche Abneigung gegen unsere „irrländischen Katholiken zeigt.“ So das protestantische Blatt. Wir unserer Seits schließen mit den Worten eines hl. Kirchenlehrers: „Gott hielt es für besser, aus dem Bösen Gutes zu „ziehen, als gar nichts Böses zuzulassen.“ St. Augustin.

Die Missionäre von St. Lazarus

Gewissenhafte Verwendung der ihnen zugetheilten Unterstützungs-Gelder der Gesellschaft.

Schreiben des Hrn. Etienne, General-Procurator der Congregation von St. Lazarus, an die HHrn. Vorsteher der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens.

Paris, 15. October 1833.

Meine Herrn!

„Ich glaube Ihren Wünschen zu entsprechen, wenn ich Ihnen gewissenhaften Bericht über alles das erstatte, was unsere Congregation dieses Jahr zum Besten der ihr anvertrauten Missionen geleistet hat.“

1) „Am 1. October dieses Jahres 1833 haben sich zwei Missionäre von St. Lazarus zu Nantes eingeschifft; sie wurden für die Mission von China bestimmt; es sind die HHrn. Joseph Martial Mouly, aus der Diözese von Cahors und Xaver Danicourt, aus der Diözese von Amiens. Bevor sie verreisten mußte der Eine die Buchdruckerkunst, der Andere die Lythographie erlernen, damit sie die zum Dienste der Missionen nöthigen Bücher und Bilder selbst drucken können. Zu diesem Ende nahmen sie Druckerpressen und alles, was zu dieser Art Arbeit nöthig ist, mit sich.“

2) Am 4. September segelte nach den Missionen von Syrien Hr. Joh. Bapt. Nodde, aus der Diözese von St. Flour.

3) Ein anderer Missionär aus unserer Congregation, Hr. M. Franz Achilles Elluin, aus der Diözese von Amiens wurde am 6. October nach Constantinopel gesendet."

4) „Eines der wirksamsten Mittel, das Gute in unseren Missionen der Türkei zu befördern, besteht unstreitig darinn, daß man die Völker von den Banden der Unwissenheit befreie, sie belehre und unterrichte, und folglich christliche Schulanstalten gründe. Wir hielten es daher für sehr heilsam, Laien-Brüder zu bilden, die zugleich als Lehrer und Katecheten dienen konnten. Drei solcher Brüder ließen wir dieses Jahr abgehen, wovon zwei nach Syrien, der dritte nach Smyrna beordert wurden; es sind dies die Brüder Franz Bourrier, Amand Cat und Theophanes Dequevauvilliers."

„Wir waren also dieses Jahr so glücklich, sieben Personen in unsere auswärtigen Missionen senden zu können, darunter zwei Priester nach China und zwei Priester sammt drei Laien-Brüdern nach der Levante (Türkei)."

„Ich muß Ihnen, meine Herrn, hier die wichtige Bemerkung machen, daß wir während acht vollen Jahren, bevor die Gesellschaft uns unterstützte, kaum drei Missionäre nach der Levante und keinen einzigen nach China senden konnten. Und nun, seitdem wir an der Unterstützung dieses edlen Vereins Theil nehmen konnten, haben wir bereits sechs Missionäre nach China und fünfzehn andere mit 6 Brüdern nach der Levante abgehen lassen: einer der nach China beordneten Missionäre starb unterwegs. Alle diese Missionäre und Brüder sind geborne Franzosen und wurden im Noviziat der Lazaristen in Paris gebildet."

„Es wird wird Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihnen hier einen Ueberschlag der zum Unterhalt unserer Missionen verursachten Kosten vorlege. Ich konnte darüber ganz genaue Erkundigungen ab Seite unserer Missionäre einziehen. Inzwischen wird hier außschließlich von den Missionen der französischen Lazaristen Meldung gethan; es bleiben somit unbeachtet die Mission der portugiesischen Lazaristen in China, die Mission der portugiesischen Lazaristen in Brasilien und die Mission der Lazaristen in Amerika."

Missionen von China.

1) Noviziat der chinesischen Lazaristen zu Makao; jährliche Auslagen	15,000 Fr.
2) Vier französische Missionäre in China; jährliche Auslagen	2,000 Fr.
3) Zwanzig chinesische Lazaristen in den Missionen von China, deren Auslagen vom Mutterhause zu Paris ausschließlich bestritten worden; für jeden Missionär eine jährliche Auslage von 500 Fr.; somit	10,000 Fr.
Gesammt-Auslage für China .	27,000 Fr.

In dieser Summe sind die Reisekosten gar nicht eingerechnet.*)

Missionen der Levante.

1) Sechs und zwanzig Missionäre, wovon jeder einzelne jährlich 600 Fr. verwenden muß; somit im Ganzen	15,600 Fr.
2) Sechs Brüder zu 500 Fr. jährliche Auslagen	3,000 Fr.
Total für die Missionen der Levante .	18,600 Fr.

„Diesem Ueberschlag zu Folge, dessen Genauigkeit ich verbürgen kann, erheben sich sämmtliche Missions-Auslagen der Lazaristen auf die Summe von 45,000 französische Franken.“

„In dieser Gesammt-Summe werden die Reisekosten der Missionäre gleichfalls nicht eingerechnet; im Jahre 1833 beliefen sich selbe auf 3,500 Fr.“

„Ich muß hier noch anderer Kosten erwähnen, denen die Missionen der Levante ausgesetzt sind und wodurch sie sich gar sehr von unsern Missionen in China unterscheiden.“

1) „Jede Mission hat eine öffentliche Kirche, die sie selbst auf ihre Kosten unterhalten und erneuern muß.“

---

*) Die Reisekosten der Missionäre von St. Lazarus, die im Jahre 1833 nach China abgiengen, betragen im Ganzen 9,000 Fr.

2) „Jede Mission hat eben so ein eigenes Haus, dessen Unterhalt sie wiederum allein bestreiten muß."

3) „Jede Mission muß überdieß sowohl die eigenen Gläubigen, als die zur Einheit zurückgekehrten Schismatiker und Häretiker mit Geld unterstützen. Die unter türkischer Herrschaft stehenden Katholiken sind mancherlei Quälereien ausgesetzt und gerathen gar oft in die äußerste Noth. Die bekehrten Ketzer und Schismatiker ziehen sich durch ihre Rückkehr zur katholischen Kirche insgemein den bittersten Haß ihrer ehemaligen Glaubensgenossen zu;. und dieser Haß ist noch weit drückender als die Quälereien der Türken; er zwingt die armen Convertirten meistentheils, ihr Vaterland zu verlassen, oder wenigstens den Ort, wo sie den Irrthum abgeschworen."

„Hier sind noch in Anschlag zu bringen die verschiedenen Auslagen, welche unsere Lazaristen für die ausgesetzten Kinder in Constantinopel, so wie für die Schulen bestreiten müssen, die sie in der ganzen Levante errichten. Diese verschiedenen Auslagen haben voriges Jahr die reine Summe von 21,000 Fr. aufgezehrt. Somit betragen sämmtliche, sowohl ordentliche als außerordentliche Ausgaben für das Jahr ein Total von 83,100 Fr., 12,500 für Reisebedarf mit eingerechnet. Die Bevölkerung der uns anvertrauten Missionen erhebt sich auf 40,000 Seelen in China, und 87,500 in der Levante, was im Ganzen 127,700 Seelen ausmacht."

„Ich hielt es für meine Pflicht, meine Herrn, in alle diese Einzelnheiten einzugehen; dadurch sind sie eher im Stande, ein gegründetes Urtheil über die Unterstützungen zu fällen, welche die Missionen der Lazaristen von der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens erhalten."

„Empfangen Sie meinen heißesten Dank für alle die milden Unterstützungen, die Sie bisher unsern Missionären zukommen ließen. Mit aller Hochachtung u. s. w."

Etienne, General-Procurator der Congregation von St. Lazarus.

Schreiben und Berichterstattung der HHrn. Vorsteher des Seminariums der auswärtigen Missionen an die HHrn. Vorsteher der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens.

Paris, den 2. November 1833.

Hochverehrteste Herrn!

„Wir nehmen die Freiheit, Ihnen einige Bemerkungen vorzulegen, über die Lage und dermaligen Bedürfnisse der zahlreichen Missionen, die wir in Asien zu besorgen haben.“

„Die Hülfsquellen, die ehemals uns zu Gebothe standen, machten es uns möglich, die beträchtlichen Reisekosten unserer Missionäre zu bestreiten; nun sind aber dieselben beinahe sämmtlich verloren gegangen, und was der Sturm der Zeit uns noch übrig gelassen hat, reicht kaum mehr hin zum Unterhalte unsers Hauses zu Paris. Hätte die Vorsehung in ihrer unerschöpflichen Güte die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens nicht erweckt, so würden wir uns wahrlich außer Stand sehen, das heilige Werk der Missionen ferner fortzusetzen; denn seit vier Jahren minderte sich unser jährliches Einkommen um nicht weniger als um 20,000 Franken. Gleichwohl haben unsere Ausgaben während diesem Zeitraum von Jahr zu Jahr sich vermehrt, da wir eine beträchtliche Zahl unserer Missionäre auswandern ließen; dieser Umstand hat die Lasten der vorhergehenden Jahre beinahe um das Doppelte gesteigert; denn keine Anstalt hat, wie die Unserige, so ungeheure Reisekosten für die Missionäre zu bestreiten, es sey denn, daß man hier die Missionen der Propaganda zu Rom ausnehme. Von eigenen Mitteln und auswärtiger Hülfe beinahe gänzlich entblößt, haben wir keine andere Unterstützung als jene, die uns die Vorsehung in der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens finden ließ.“

„Sie wissen es, meine Herrn, daß wir keinen Antheil haben an den milden Beiträgen des in Oesterreich errichteten St. Leopoldinen=Vereins. Diese Beiträge sind ausschließ=

lich für die Missionen von Amerika bestimmt, die doch zugleich von Frankreich aus unterstützt werden. Indessen sind unsere nothwendigsten Bedürfnisse so zahlreich und so ausgedehnt, daß es wahrlich schwer zu begreifen ist, wie wir denselben dennoch begegnen können. Andere reden von der göttlichen Vorsehung, weil sie die Wunder derselben erzählen hörten; wir aber müssen ihre Güte preisen, weil wir ihre Wunder täglich selbst erfahren."

„Mit folgenden Angaben erhalten Sie, meine Herrn, die genaue Uebersicht unserer jährlichen Auslagen, die nothwendig gesteigert werden müssen, wofern das preiswürdige Unternehmen des Hochwürdigen Hrn. Bischof von Capsus, in Korea einzudringen,*) gelingt, nnd unsere Missionäre mit vermehrter Zahl auch neue Versuche machen, um das Evangelium in bisher unbekannten Gegenden zu verkünden."

„Aus den Berichten in den Annalen werden Sie die kühnen Unternehmungen unserer Missionäre im Königreiche Siam gesehen haben; leider entsprach der Erfolg noch keineswegs unseren Erwartungen. Der eifrige Hr. Deschavanne war bereits bis zu den Laos gedrungen und hatte diese Völkerschaft schon vorbereitet, die frohe Botschaft des Heiles zu empfangen; ein frühzeitiger Tod, den er sich durch Uebermaaß des Eifers zuzog, entriß ihn seinen jammernden Neubekehrten. Aus den Annalen werden sie ebenfalls gesehen haben, wie schöne Früchte die evangelischen Versuche der HHrn. Perard und Vallon auf der Insel Nias versprachen. Die Erstlinge ihres Eifers wurden mit dem Märtyrer-Tod gekrönt: das Gift der Priester Mahomeds tödtete sie, weil sie den Nias den Weg zum ewigen Leben zeigen wollten. Gegenwärtig bereitet sich die Mission von Setschuen, in China, ihre Eroberungen auch über die angränzende Provinz von Yunnan auszudehnen."

„Niemand ist unter ihnen, der nicht mit tiefer Rührung die erbaulichen Berichte der Bischöfe von Tonkin und Cochin-

---

*) Sieh das VII. Heft. Mission von Korea.

China, so wie die Briefe des Hrn. Jaccard in Bezug auf die Verfolgung in diesen Ländern liest. Man wird wahrlich zur Bewunderung hingerissen, erst jüngst bekehrte Christen in Mitte der Qualen ausharren zu sehen; und der Muth und die Ausdauer der Bischöfe und Missionäre, die an ihrer Spitze stehen, sind würdig der ersten Zeiten der Kirche.

„In einem neuen Schreiben, das wir vom Hrn. Taberd so eben erhalten haben, fleht dieser Prälat auf das Dringendste um das Gebeth aller Theilnehmer an dem milden Vereine, auf daß der Herr, durch solch gemeinsames Gebeth gerührt, jenen Ländern entweder das Ende der Verfolgung — oder dann den Muth gewähre, der die wahren Märtyrer macht. Dieses Schreiben bestätiget alle frühern Nachrichten; davon soll dem Hrn. Verfasser der Annalen eine Abschrift mitgetheilt werden.“

„In Mitte der Drangsalen, die auf diesem so köstlichen Theile der Heerde Jesu Christi lasten, fließt für uns eine reine Quelle des Trostes: es ist der Muth der jungen Missions-Priester, die noch unter uns weilen und mit Ungeduld auf den ersten Ruf ihrer Obern warten. Weit entfernt, durch die Nachrichten von Verfolgung und frühzeitigen Tod erschüttert zu werden, brennen sie vielmehr vor Begierde, doch bald hingehen zu können, um jener zu trotzen und diesem, um des Namens Jesu willen, sich preis zu geben.“

„Was nun unsere Ausgaben betrifft, haben wir berechnet, daß jeder Missionär, von der Zeit seines Eintritts in unser Haus, bis zu seiner Ankunft in die ihm angewiesene Mission, uns wenigstens 5,000 Fr. kostet, dazu wird eingerechnet, was ihm zu seinem Dienste, an Kirchengeräth und Sonstigem u. s. w. in die Mission mitgegeben wird. Nun haben wir aber seit Julius 1830 bereits dreißig Missionäre abgesendet; gegenwärtig befinden sich ihrer vierzehn in unserm Seminarium; der Geist, der diese jungen Priester beseelt, berechtiget zu den schönsten Hoffnungen. Wenn die Mittel es erlauben, so hoffen wir wenigstens zehn davon auf das nächste Jahr nach dem Morgenlande zu senden; dieser einzige Gegenstand wird uns schon allein

50,000 Fr. kosten. Gegenwärtig zählen wir in unsern Missionen vier und fünfzig Missionäre, acht Bischöfe und beiläufig hundert und 50 eingeborne Priester. Jeder französische Missionär erhält als jährlichen Gehalt 100 Piastres; den Bischöfen geben wir zu ihrem Unterhalte 210 Piastres; und dieß ist auch überhaupt ihr einziges Einkommen. Das Wenige, was die Christen-Gemeinden als Stohlgebühren abwerfen, wird den eingebornen Priestern überlassen, weil sie von uns keinen Jahresgehalt bekommen; ein kleiner Theil jener Gebühren wird zum Unterhalt der Collegien, der Katechisten und anderer Personen, die dem Kirchendienste gewidmet sind, verwendet."

„Jährlich schicken wir den verschiedenen Missionen für 3 bis 4,000 Franken an Kirchenbüchern, wie Missalen, Bibeln, Andachtsbüchern u. s. w., nebst Schulbüchern für die Collegien. Es ist bekannt, daß der Zustand der Religion in China und die Furcht vor Verfolgung noch nicht gestattet, daselbst Collegien zur Bildung eingeborner Priester zu unterhalten; unsere Mission von Setschuen sah sich daher genöthigt, ein solches auf der Insel Pinang zu gründen, wo sie auserwählte Zöglinge hinsendet, die von zweien unserer Missionäre zu den priesterlichen Tugenden und Wissenschaften herangebildet werden; diese Anstalt kostet uns jährlich 6,000 Franken. Auch für den Unterhalt unseres Missionshauses zu Makao müssen wir jährlich 6 bis 7,000 Fr. verwenden; dort ist der Mittelpunkt unsers Verkehrs mit Asien und Europa. Gegenwärtig befinden sich daselbst zwei unserer Mitbrüder, die beauftragt sind, neuangekommene Missionäre aufzunehmen, selbe in die ihnen angewiesenen Missionen zu fördern, den Briefwechsel mit den Missionen und mit unserm Mutterhause zu besorgen u. s. w. Dahin senden wir jährlich 3 bis 4,000 Fr. zur Unterstützung der eingebornen Priester und zum Unterhalte der verschiedenen Collegien."

„Diese kurze Darlegung, meine Herrn, zeigt zur Genüge, welchen Gebrauch wir von den Unterstützungs-Geldern machen, die Sie uns anweisen. Die Zeit wird doch endlich kommen, wo die Religion Jesu Christi siegen wird über das blinde Heidenthum, das ganz besonders in den uns anvertrauten Missionen

tiefe und uralte urzeln gefaßt hat. Ja in diesem Lande wird der unsinnige Dienst eines Brama und Bondah*) endlich der Anbetung des allein wahren Gottes weichen müssen; alsdann erst wird man über den Ruinen der Pagoden (Götzen-Tempel) christliche Tempel errichten können. In Erwartung dieses glücklichen Zeitpunktes werden einstweilen unsere Missionäre in den Uebungen ihres heiligen Amtes fortfahren, nicht zwar in unterirdischen Grüften, wie in den ersten Zeiten der Kirche, denn hier sind sie unbekannt, — doch aber in ärmlichen Hütten zur Friedenszeit, und in den Höhlen der Wälder zur Zeit der Verfolgung. Und wenn es ihnen gelingt, etwas von dem ihnen zugetheilten Allmosen der Gesellschaft zu erübrigen, so wird ihre Liebe solches für Erleichterung der Bekenner des Glaubens verwenden; denn gegen jene besonders kehrt sich ihr Herz, welche jammern müssen in den Fesseln, oder in der Verbannung um des Namens Jesu willen darben, oder erdrückt werden unter der Last einer mehr denn fünfzig Pfund schweren Canga (Holzblock.)“

„In dieser Darlegung berührten wir nur die Anstalten unserer Missionen, die ausschließlich uns zur Last fallen und deren Bedürfnissen wir folglich allein abhelfen müssen. Doch hat noch überdieß jede einzelne Mission ihre religiösen und milden Anstalten, die entweder durch die Arbeiten ihrer Mitglieder, oder durch die Unterstützungen der Vermöglichern unter den Christen unterhalten werden. So zählen wir in den verschiedenen Missionen funfzig bis sechzig Häuser gottgeweihter Jungfrauen, die unter dem Namen Freundinnen des Kreuzes bekannt sind. Sie haben keine Clausur, leben aber in Gemeinschaft und erhalten sich von Handarbeit. Die Mehrzahl dieser Klöster befindet sich in der Mission von Tonkin. In dieser Mission bestehen noch überdieß bei 150 Knaben- und Mädchen-Schulen unter der Leitung der Missionäre, in denen die Kinder lesen und schreiben lernen und in den Grundwahrheiten der Religion unterrichtet werden.“**)

---

*) Die zwei vorzüglichen Gottheiten der Indier. Sieh III. Heft.

**) Das mögen die Feinde der Kirche wieder beherzigen; sie

„Die Zahl der Personen, die theils als Christenlehrer oder unter irgend einer andern Benennung dem Kirchendienste gewidmet sind, steigt wenigstens auf 2,000. Unsere sämmtlichen Missionen zählen zusammengerechnet mehr als 400,000 Christen; davon 180,000 in Tonkin; 80,000 in Cochinchina; 58 bis 60,000 in Setschuen (China); 60,000 in der indischen Mission; 10,000 im Königreiche Siam.“

„Nach der Angabe des Hrn. Taberd, in dessen Schutzschrift an einen Groß-Mandarin und Freund der Christen, enthält das Königreich Anam (Tonkin und Cochinchina) schon allein 400,000 Christen; und die Zahl scheint nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß die Mission der spanischen Dominikaner in Tonkin beinahe so zahlreich als die unsrige ist.“

„Aus allem dem, meine Herrn, mögen Sie die Lage und die Bedürfnisse unserer Missionen erkennen, die wir Ihrer vorsorgenden Güte anzuempfehlen die Freiheit nehmen. Wir sind guter Hoffnung, daß Sie selbe auch in Zukunft mit derselben Sorgfalt und Weisheit wie bisher unterstützen werden. Mit tiefinnigstem Dank u. s. w.“

Langlois, Vorsteher. J. A. Dübois. Baroudel.
Barran. Teßon, Director.

---

werfen ihr beständig vor, daß sie die Unwissenheit begünstige, um das Volk im blinden Aberglauben zu erhalten. Ihr lieben Verläumder, wißt es: 150 christliche Schulen zählt die Kirche in einer einzigen noch dazu heidnischen Provinz, in der das Christenthum verfolgt wird. Ihr prahlt, aber die Kirche und ihre wahren Diener handeln; ihr macht Pläne auf Pläne und kommt an kein Ziel, denn unfruchtbar ist jedes Beginnen, das nicht von Gott ausgeht; die Kirche aber lehrt unaufhaltsam, als eine, die da Macht hat von Gott: gehet und lehret alle Völker u. s. w.

D. Uebers.

Mission der Malabaren.

Die Nachrichten über diese Mission haben wir Hrn. Tesson zu verdanken, der mehrere Jahre hindurch in derselben wirkte und nun dem Seminarium der auswärtigen Missionen zu Paris als Director vorsteht.

„Indostan zählt ohngefähr eine Million eingeborner Katholiken, während mehr als hundert Millionen Heiden oder Muselmänner dieses weitausgedehnte Land bewohnen. Nicht das Verboth der Fürsten, ja nicht einmal feindliche Gesinnung ist es, was hier, wie in andern morgenländischen Reichen, die Ausbreitung des Evangeliums verhindert; die katholische Religion wird im Gegentheil von den Heiden, wo nicht ausdrücklich angenommen, doch wenigstens geachtet; und man sieht sie allgemein als die gute und wahre Religion an. Selbst die Götzendiener unterscheiden sie vor jeder andern, sey's protestantischen, muselmännischen oder heidnischen Religion — nur unter dem Titel der wahren Religion (Sattia-Vedam).“

„Einer unserer ältesten und ehrwürdigsten Missionäre, Hr. Mottet, erzählte mir (Hrn. Tesson) folgenden Umstand, der sich während seines Aufenthalts in der Christengemeinde zu Ponganour zugetragen hat. Ein Engländer lustwandelte einstens mit dem Raja dieser Gegend und kam bei einem christlichen Dorfe vorbei. Das Dorf hatte ein armes Kirchlein, auf dessen Giebel das Zeichen unserer Erlösung zu sehen war. Da fragte der Protestant mit großer Wißbegierde: was denn dieß Gebäude bedeuten wolle?“

„Man antwortete ihm, es sey eine christliche Kirche. Zum

Raja gewendet sprach er gar sehr ereifert: „Laßt dies Gebäude „niederreißen; wie könnt ihr dergleichen Aberglauben in eurem „Lande dulden?“ „Ich werde mich hüthen, solches zu thun, „erwiederte der Fürst; ich kenne den Priester persönlich und schätze „ihn sehr; und mit der Aufführung der Christen bin ich voll„kommen zufrieden.“

„Wenn der Missionär durch ein Dorf ziehen muß, ersuchen ihn die Christen dann oft, ihre Häuser zu segnen. Ich traf selbst auch Heiden, die mich bathen, ihre Häuser zu segnen. Im verflossenen Jahre (1832), als die Cholera zu Karikal furchtbare Verheerungen anrichtete, ermangelten die Heiden nicht, ihre Götzen um Schutz anzuflehen. Schon mehrere Nächte hindurch hatten sie dieselben in den Gassen herumgeführt; durch öffentliche Umgänge und den Schall von lärmenden Instrumenten hofften sie, die unheimliche Gottheit aus dem Lande zu vertreiben oder wenigstens besänftigen zu können. Als alles nichts half, kamen die armen Bethörten endlich zu mir und flehten um eine neuntägige Andacht zum hl. Franz-Xaver.*) Ich könnte noch eine Menge derartiger Fälle anführen.“

„Wenn also Indien noch nicht katholisch ist, so kommt dieß gewiß nicht von Haß oder Verachtung gegen das Christenthum, sondern lediglich daher, weil die Indianer, wie überhaupt alle Morgenländer eine Art Abscheu haben gegen alles, was aus dem Auslande kommt, und was den ursprünglichen Gebräuchen zuwider ist. Da die christliche Religion in diese Gattung gehört, so verwerfen sie dieselbe, wie alles übrige. Gleichwohl sind die Indier überhaupt voll gesunden Verstandes; sie können das Schlechte und das Gute sehr wohl von einander unterscheiden; und wer die Sitten des Landes nicht kennt, der kann es kaum begreifen, wie steif sie dennoch auf so schädliche Vorurtheile versessen sind. Allein die Unglücklichen

*) Ein Beweis, wie lebendig hier selbst unter den Heiden das Andenken dieses großen Apostels Indiens sich erhalten hat.

sind von Fesseln gebunden, die sich schwer zerreißen lassen. Ihre Eintheilung in Kasten oder abgesonderte Stände fesselt sie dergestallt an die Gebräuche und Privilegien ihres Stammes, daß sie sich eher das Leben als diese herkömmlichen Gebräuche nehmen ließen.*) Will ein Familiensohn Christ werden, so sind

*) In diesem Lande nimmt der Gebrauch die Stelle des Gesetzes ein. Wenig liegt ihnen daran, wer sie beherrscht. Schwerlich ergreifen sie die Waffen, um einen fremdem Eroberer zu widerstehn, außer man zwingt sie dazu. Droht man aber, einen ihrer Gebräuche anzutasten, sogleich stehen sie in Masse auf: da gilt kein Waffenstillstand, kein Vergleich; alles wird niedergerannt und eher ließen sie sich in Stücken zerhauen, als daß sie nur einen Punkt von ihren Gebräuchen dahingehen ließen; hier zum Beweise eine Thatsache, von der ich Augenzeuge war. Ein europäischer Beamter war mit einem seiner Untergebenen sehr wohl zufrieden; er wollte ihn seiner treuen Dienste wegen belohnen und erwirkte ihm schriftlich das Recht, Sandalen (Halbschuhe) zu tragen (man bemerke, daß er einer Kaste angehörte, die nach den Sitten des Landes keine Schuhe tragen darf); gestützt auf sein Diplom, besucht nun dieser Mensch seine Vaterstadt mit einem Paar Schuhen an den Füßen. Dies war ein Donnerschlag für die ganze Stadt! Sogleich rotten sich 3000 Menschen aus verschiedenen Kasten zusammen und stürmen auf das Haus des Verwegenen, der glücklicherweise durch schnelle Flucht sich rettete. Die rasende Menge zerstörte nun alles, was ihm angehörte, steckte sein Haus in Brand und war schon auf dem Wege, auch die Wohnung des Beamten mit Plünderung und Brand heimzusuchen. Man sandte Truppen gegen sie aus, um sie zu zerstreuen; dieser Versuch mißlang vollkommen. Da lagerten die Empörer auf englischem Boden und wollten von keinen Friedensbedingnissen etwas hören: vor allem sollte der verwegene Schuhträger seine unrechtmäßigen Schuhe fahren lassen. Diese Geschichte setzte die ganze Colonie in Verwirrung; so daß erst nach Verlauf eines Monats die Ruhe wieder hergestellt war.

seine Eltern gezwungen, ihn aus dem Hause zu jagen: ihre Liebe zu ihm mag noch so groß seyn, sie dürfen sich mit ihm ferner nicht mehr abgeben, ohne sich der gewissen Gefahr auszusetzen, selber aus der Kaste verjagt zu werden. Ein armer Neubekehrter verliert alle Rechte auf das väterliche Erbe; von allem entblößt, muß er nothwendig dem Missionär zur Last fallen, der oft selber nichts hat.... Ich fand Heiden, die in Folge ihres Verkehrs mit den Christen die Lehren der Religion ziemlich gut kannten; ich ermahnte sie, den letzten Schritt zu thun und die Taufe zu empfangen. „Ja," erwiederten sie, „aber so jagt man uns aus der Kaste; wer giebt uns dann „Reis? wer ernährt uns? Wir möchten nicht gern ohne Taufe „sterben; allein wir müssen zuwarten, bis wir nichts mehr zu „essen brauchen: in unserer letzten Stunde wollen wir uns taufen lassen." So antworteten die Unglücklichen. Deshalb muß man sich an die unabhängigen Leute, den Arbeitsstand, wenden; da findet man die wenigsten Hindernisse und die meisten Bekehrungen zum Glauben."

„Die Christen-Gemeinden von Indostan werden von Missionären aus verschiedenen Nationen besorgt. Die Propaganda zu Rom unterhaltet auf mehreren Punkten der malabarischen Küste Missionäre aus dem Orden der Carmeliten, die zu Bombay einen apostolischen Vikar haben. Sie besetzet wiederum mit Missionären aus dem Orden des hl. Frazískus die Missionen von Madras, von Surate und jene im Lande Thibet, wo ebenfalls ein apostolischer Vikar sich befindet. Der Erzbischof von Goa, die General-Vikare von Madras und Cranganor sind Portugiesen; sie haben sehr ausgedehnte Missionen, die sie mit Priestern aus dem Lande zu unterhalten suchen. Diese Missionen, ehemals unter den Jesuiten so blühend, gerathen immer mehr in Zerfall. Unter diesen Priestern kannte ich sehr tugendhafte, wohlunterrichtete, eifrige Männer; allein sie sind es nicht alle; mehrere sind überhaupt sehr unwissend, besonders jene, die dem syrischen Ritus *) folgen; ihr

---

*) Ritus, bedeutet die Art und Weise des äußern Gottes-

träges und kleinlichtes Wesen macht sie zu sehr schlechten Seelsorgern. Oft empören sie die Christengemeinden durch ihr ungeschicktes Benehmen. Während den sechs Jahren, die ich in Indien zubrachte, sah ich beinahe alle drei Monate, bald von dieser, bald von jener Gegend her Christen zu Pondichery ankommen, um unsern Hochwürdigsten Bischof zu bitten, sich ihrer doch anzunehmen und ihnen einige von seinen Missionären zu geben. Was ich indeß von den Missionen obiger Priester gesagt habe, soll nur von den Missionen des innern Landes verstanden werden, die an die unsrige angränzen. Denn die Christengemeinden zu Goa, und auf einem großen Theile der malabarischen Küste scheinen überhaupt besser versorgt zu seyn, und sind sehr bevölkert und eifriger als die andern. Die Missionen der armen Capuciner-Väter hingegen sind in eben so bedauerlichem Zustande wie die obigen.

„Auf der Halbinsel jenseits des Ganges, in den Königreichen von Pegu und Ava, gerieth das Christenthum bis zum Jahre 1831 beinahe ganz in Zerfall. Es fehlte den trefflichen Missionären, denen diese Missionen anvertraut wurden, keineswegs an Eifer und Kenntniß. Die ganze Ursache des traurigen Verfalls lag in ihrer zu geringen Zahl und ihrem hohen Alter: sie waren nur noch ihrer zwei; der eine hatte bereits sein siebenzigstes Jahr erreicht, der andere war schon über die sechzig hinaus. Während dem Kriege der Engländer wider die Birmannen in den Jahren 1825 und 1826 wurden sie beide verfolgt und eingekerkert, ihre Kirchen geplündert und von Grund aus zerstört. Als sie wieder ihre Freiheit erhielten,

---

Dienstes in der katholischen Kirche; so ist ein lateinischer Ritus, einen syrischen Ritus. Selbst der hl. Ambrosius führte zu Mailand einen eigenen Ritus ein, der heut zu Tage noch besteht. Da diese Verschiedenheit nur äußere Ceremonien betrifft, so läßt die Kirche selbe wegen ihrer Ehrwürdigkeit und ihrem Alterthum fortbestehen. So viel hierüber für die minder unterrichteten Leser. D. Uebs.

schrieben sie nach Rom, um Unterstützung zu erhalten, aber ohne Erfolg. Tief betrübte es sie, sich so verlassen zu sehen; und noch tiefer schmerzte sie der Gedanke, ohne Nachfolger sterben zu müssen. Da wandten sie sich an den Hochw. Hrn. Bischof von Halycarnasse und beschworen ihn, um Gotteswillen ihnen doch einiges Geld, die nothwendigsten Geräthe zum hl. Meßopfer und wenn es möglich wäre, einen Missionär zu schicken, oder wohl gar ihre Mission mit der unsrigen zu vereinigen: sie wollten, sagten sie, für die dazu nöthigen Bestätigungen zu Rom schon gutstehen. Allein auch unsere Mission war dergestallt von Priestern und Geld entblößt, das man ihnen weiter nichts als Bücher und einige abgenutzte Kirchen-Paramente schicken konnte; doch versprach man ihnen, ihre Bedürfnisse, so wie ihre Bitten den Vorstehern der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens vorzutragen. Von daher erhielten sie auch wirklich Erleichterung."

„Die Vorsehung hat nun endlich ihre Thränen gezählt und ihre heißesten Wünsche vollkommen erfüllt. Die Propaganda sandte ihnen einen apostolischen Vikar mit vier rüstigen Missionären aus dem Barnabiten-Orden zu Hülfe. Und so wachte nun diese weitausgedehnte Mission wieder zu neuem Leben auf, gerade in dem Augenblick, da der letzte Lebensfunke in ihr zu erlöschen drohte. Laßt uns hoffen, daß dieselbe Vorsehung auf ähnliche Weise für die Wiederbelebung auch jener Missionen Indostans sorgen werde, deren betrübten Zustand ich oben geschildert habe. Schon eröffnen sich dafür neue Aussichten und Wege, wofern den Nachrichten zu trauen ist, die mir auf meiner Rückreise von Indien nach Europa mitgetheilt wurden. Als ich bei Isle-de-France durchzog, besuchte ich den neuen englischen Bischof, der eben vor zehn Tagen daselbst angekommen war. Wir sprachen über die Missionen. Ich klagte ihm meine Betrübniß, die Missionen Indiens so ganz verlassen zu sehen, und wie man trotz zahlloser Bitten und Beschwörungen noch nichts thun konnte, um selbige aus ihrer traurigen Lage empor zu heben. „Sie kamen zur Sprache," erwiederte er mir, „man hat zu Rom auf alles Rücksicht ge-

„nommen; ich selbst, als ich noch in England war, erhielt „Bittschriften und dringende Vorstellungen aus diesen Missio„nen: sie wurden dem päbstlichen Nuntius mitgetheilt, und ich „bin überzeugt, daß in diesem Augenblicke ein Bischof auf der „Reise nach Madras begriffen ist. (Ich glaube, daß er mir „sagte, daß auch für die Insel Ceylon ein Bischof ernannt sey.) „Ich kann ihnen, setzte er bei, noch mehr als dieses sagen: die „englische Regierung ist mit Rom in Unterhandlung getretten, „um eine neue Eintheilung von Bißthümern in Indien zu be„rathen: sie, die Engländer, wollen die jährliche Aussteuer „der katholischen Bischöfe auf sich nehmen, und für alle ihre „Bedürfnisse Sorge tragen; allein diese Angelegenheit ist noch „nicht ganz im Reinen."

„Die uns anvertraute Mission auf der Küste von Koromandel erstreckt sich über hundert Stunden gegen Westen und mehr denn hundert und zwanzig Stunden, wenn von der Breite von Pondichery ausgegangen wird. Bei meiner Ankunft im Jahre 1827, zählte diese Mission nur acht evangelische Arbeiter; davon befanden sich vier zu Pondichery, theils ihres hohen Alters wegen, theils weil sie neue Ankömlinge waren. Die vier andern mußten allein die Beschwerden der ungeheuren Mission auf sich tragen. Bei meiner Rückreise aus Indien, im Anfange dieses Jahres (1833), konnte ich, Gottlob, zwölf rüstige Arbeiter in dem großen Weinberge zurücklassen, und seitdem sind wiederum zwei andere auf dem Wege dahin. Man kann sich vorstellen, wie vortheilhaft diese Verstärkung war, sowohl für die Christengemeinden, als für die Missionäre. Bis dahin waren sie meistens durch sehr große Räume von einander getrennt und jeder Einzelne war gleichsam sich selbst überlassen. Sie konnten nur mit Briefen einander helfen und rathen und höchst selten beichten. Mit den neu angekommenen Priestern konnte nun der Hochwürdigste Bischof mehrere Christengemeinden wieder besetzen, die schon seit längerer Zeit keinen Seelsorger mehr gehabt hatten; in einige Districte konnte er sogar zwei Missionäre hinsenden. Nun giebt es keine Mission, die nicht wenigstens einmal des Jahres besucht werden kann, und die Priester sind eher im Stande, einander beizuspringen,

wenn einer des andern Hülfe bedarf. Bei meiner Abreise war sogar die Rede, eine neue Mission zu unternehmen. Schon seit längerer Zeit hatte Hr. Supries, einer unserer ausgezeichnetsten Missionäre, bei dem Bischof um die Bevollmächtigung angesucht, die Fackel des Glaubens zu den Ungläubigen der Inseln von Nikobar hinüber zu tragen. Diese Inseln liegen nördlich von Sumatra.

Unsere indische Mission ist überhaupt sehr gut geartet, wenn man Pondichery ausnimmt, wo eine große Anzahl Indier, die mit den Europäern in Handels-Verbindungen stehen, die verderbten Sitten dieser Letztern leider nur zu leicht nachahmen. Die Gesammtzahl unserer Christen beläuft sich ungefähr auf 50,000 Seelen. Jedes Jahr finden Bekehrungen statt, und zwar in ziemlich großer Anzahl, besonders im Norden, oder dem Lande von Telinga. Dort ist's, wo Hr. Bonnand während sechs Jahren unter größter Anstrengung und mitten unter Entbehrungen aller Art das Reich Gottes ausbreitete; sein Eifer wurde mit großem Erfolg gekrönt. Der Bischof hat ihn so eben nach Pondichery berufen, um ihn zu seinem Coadjutor und Nachfolger im bischöflichen Amte zu erhalten."

„Es giebt eine Mission, über welche höchst selten gesprochen wird, und die ich unstreitig für die merkwürdigste auf dem Erdboden halte — es ist die Mission von Ceylan. Sie zählt gegenwärtig mehr als 150,000 Christen, und ist von Missionären aus dem Franciscaner-Orden besorgt, die unter dem Bischofe von Goa stehen. Alles, was man sich von dem Glauben, dem Eifer, der Herzenseinfalt und Gerechtigkeit der ersten Christen vorstellen kann, findet sich hier bei diesen Insulanern in der Wirklichkeit. Es sind schöngewachsene Menschen von etwas brauner Gesichtsfarbe. Obschon sie in der Nähe des Aequators, und folglich in einer sehr heißen Erdgegend wohnen, sind sie dennoch stark, arbeitsam und mit einer sonst für die Indier ziemlich seltenen Geisteskraft begabt. Ein breites Tuch, das ihre Lenden umschlingt, macht gewöhnlich ihre ganze Kleidung aus; sie tragen lange Haare, welche vermittelst eines Kammes empor gehalten werden. Einen Theil des Jahres bringen sie mit

Landbau zu. Gegen Ende des Junius belasten sie ihre Schiffe mit Kokos-Nüssen, Kaffee, Areck, Seiler-Werk u. s. w. und reisen nun als Handelsleute auf die Küste von Koromandel, wo sie diese ihre Landes-Erzeugnisse verkaufen und dafür Reis-Vorräthe einhandeln. In die Mission von Karikal, wo ich verweilte, kamen jährlich wohl über fünfzehn hundert dieser Inselbewohner. Regierungs-Beamte haben mich versichert, daß man seit mehr als zwanzig Jahren von keinem einzigen Beispiele wisse, daß irgend einer dieser Insulaner mit der Polizei jemals etwas zu schaffen hatte; dennoch bringen sie hier in großer Zahl oft drei bis vier Monate jährlich zu. Ich fühlte mich wahrlich selig, mich unter so herzguten Menschen zu finden. Immer besuchten sie mich, bathen um Kreuze und Rosenkränze, und diejenigen, welche die Landessprache redeten, kamen zur Beicht. Ich habe sogar mehrere ihrer heidnischen Landsleute in Todes-Gefahr getauft, die sie selbst durch Unterricht zu diesem hl. Sacrament vorbereitet hatten. Folgender Zug beweist die ganze Einfalt und Lebendigkeit ihres Glaubens. Im October des vorigen Jahres, besuchten mich an einem Abend ihrer sechs mit weinenden Augen. Sie begrüßten mich nach morgenländischer Art, indem sie sich der Länge nach zu Boden warfen. „Nun, was „wollt ihr, meine Kinder?“ sprach ich. — „Wir sind sehr be„trübt, Vater! Wir hatten ein Schifflein am Eingange des „Flusses, halb mit Reis gefüllt; zehn unserer Gefährten befan„den sich im Fahrzeuge; plötzlich hat der Wind eine andere „Richtung genommen, er zieht von Süd-west her. Sie können „weder in den Fluß einlaufen, noch gegen Ceylon segeln. „Das Schiff wird in die offene See getrieben, allein selbes ist „so gebrechlich und der Wind so heftig, daß sie kaum zwei Stun„den aushalten werden; ach! sie werden sämmtlich in den Flu„then untergehen!“ — „Kinder, das ist traurig; aber in Got„tes Namen, was wollt ihr, daß ich thun soll?“ — Vater! „du sollst den Wind ändern.“ — „Den Wind ändern?! das „steht ja nicht in meiner Gewalt.“ — „O wenn der Vater für „uns Gott bitten will, sicher wird der Wind sich ändern.“ — „Nun, Kinder, wenn ihr so dem lieben Gott vertrauet; so ruft

„ihn selber an in dieser Noth, er kann euch erhören, und ich "will zu diesem Ende mit euch beten." Nun zogen sich die guten Leute halbgetröstet zurück. Am folgenden Tage waren sie schon um 6 Uhr Morgens bei mir, betrübter noch als zuvor, doch keineswegs niedergeschlagen. „Ach! das Fahrzeug „kam nicht zum Vorschein," schluchzten sie mir entgegen; „heftiger als je wüthet der Sturm, das Meer ist schrecklich anzu„sehen. Wir haben das Gelübd gemacht, drei hl. Messen für „unsere unglücklichen Gefährten lesen zu lassen; wenn sie ge„rettet werden, wollen wir dann alle dem lieben Gott in der „Kirche Dank sagen." — „Nun gut, Kinder; so will ich denn „die heilige Messe für sie lesen. Vereinigt euer Gebeth mit „dem meinigen." Die guten Menschen wohnten sofort der hl. Messe bei. Gleich darnach zogen sie aus; und sieh! — der Sturm hatte sich wirklich gelegt, der Wind war günstig geworden: sie eilen an's Meeresufer, und sehen ihr Fahrzeug mit vollen Segeln in die nahe Mündung des Flusses einlaufen. Die ganze Ladung war wohlbehalten; kein Haar war den lieben Gefährten gekrümmt worden. Ich muß hier nicht erst ihre Freude beschreiben; brauche auch nicht zu sagen, wie sie gleich nach der glücklichen Landung in die Kirche eilten, um dem lieben Gott zu danken und mir die Geschichte zu erzählen."

„Nun will ich Ihnen noch einiges über die Lage des Protestantismus in Indostan mittheilen. Hier giebt es, wie überall, eine Menge Bibel-Verbreiter. Dieses hl. Buch, das in alle indischen Sprachen übersetzt wurde, werfen sie links und rechts einem jeden zu, der es will und nicht will. Diese Bibel-Missionäre sind von der englischen Gesellschaft *) auch nicht von ferne unterstützt; sie sind ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues sowohl vor den Heiden wie vor den Christen.

*) Die sogenannte englische Gesellschaft ist ein Verein von Handelsleuten, die im Namen der englischen Regierung in Indien souveräne Gewalt ausüben. D. Uebers.

Alles weiß, daß sie Padider, das heißt Ketzer sind; und dieser einzige Name reicht schon hin, die Indier von solchen Leuten abzuschrecken. Aber diesen Umstand auch abgerechnet, würden sie gleichwohl in jeder andern Hinsicht keine Bekehrungen machen, denn sie haben weder Bilder noch irgend etwas, das auf die Sinne Eindruck machen kann: und solche Gegenstände muß der Indier einmal haben. Noch ein anderes Hinderniß finden sie hier; es ist ihnen nämlich gelungen, mittelst des Geldes einige Parias*) zu gewinnen, die gerade so lange Protestanten bleiben, als man sie bezahlt. Da nun aus diesem Grunde der Protestantismus nur Leute von solchem Schlage unter seine hiesigen Anhänger zählt, so wird er schlechtweg die Religion der Parias genannt; und dieß ist schon mehr als genug, um die Indier aus höhern Ständen von einer solchen Religion abzuschrecken."

„Diese Bibel-Missionäre haben in Indien dergestalt verlornes Spiel, daß das Journal von Calcutta, das der Sache der biblischen Gesellschaft ganz ergeben ist, und lange ihre eingebildeten Erfolge ausposaunte, nun endlich gestehen mußte, — daß es Sünde sey, das Geld der Wohlthäter für nichts wegzuwerfen, und Millionen von Bibeln bei einem Volke auszubreiten, das über dieses Buch nur spottet. u. s. w."

Teßon, ehemaliger Missionär in Indien.

Schreiben des Hrn. Supries, apostolischer Missionär, an Hrn. Teßon.

Gelobt sey Jesus Christus. Amen.

Karikal (Ostindien).

Mein Freund!

„Ich muß diese Gelegenheit benutzen, um Ihnen einen er-

*) Die Parias in Indien bilden die niedrigste Volksclasse, und sind allgemein verachtet.

baulichen Zug zu erzählen. Ein junger Indier von etwa 26 Jahren wollte die christliche Religion annehmen, seine Eltern setzten gleich Anfangs seinem Entschluße allerlei Hindernisse entgegen; allein sie vermochten nicht, ihn davon abzubringen. Da wandte sich sein Vater an die Polizei und beklagte sich, daß sein Sohn durch den Entschluß, Christ zu werden, die ganze Familie entehren wolle. Sie werden es kaum begreifen, mein Freund, wie viel Aufhebens man bei dieser Sache machte, als gälte es die wichtigste Staats-Angelegenheit. Der Jüngling wurde vor Gericht geladen, dahin abgeführt und von Morgens 10 Uhr bis 5 Uhr Abends aufgehalten: beide Theile wurden angehört. Der Anklagepunkt, die Entehrung der Familie betreffend, schien von höchster Wichtigkeit — von solcher Wichtigkeit, daß der Richter über diese Angelegenheit abzusprechen sich nicht getraute. Es wurden demnach der Oberaufseher und der Anwald des Königs darüber zu Rathe gezogen, die aber gleiche Bedenklichkeiten äußerten. Da meinte man, einen herrlichen Ausweg gefunden zu haben, als man endlich auf den Gedanken kam, die indischen Gesetze zu Rathe zu ziehen und an das sich zu halten, was sie über den betreffenden Fall entscheiden sollten. Mit großem Aufsehen und unter allgemeiner Beifalls-Bezeugung der Heiden wurden also die Gelehrtesten unter den Bramen*) herbeigerufen. Man befragte nun diese hohen Lichter mit vollestem Zutrauen. Da zeigte es sich, daß sie in noch größerer Verlegenheit schwebten als selbst jene, die sie aufklären sollten. Endlich gaben sie den hohen Bescheid: daß, weil der Jüngling das gesetzliche Alter erreicht habe, es ihm frei stehe, seine Religion zu ändern, daß er aber durch solch einen Schritt auf alle Erbrechte, so wie auf die Vortheile seiner Kaste für immer verzichten müsse. Diese Schlußnahme ward zu Protokoll genommen

*) Die Bramen oder Braminen sind indische Priester und zugleich Gesetzes-Ausleger, Schriftgelehrte u. s. w., gerade das, was die Pharisäer bei den Juden waren. D. Uebers.

und dem jungen Indier wurde durch Rechtsspruch erlaubt, sich taufen zu lassen!. . . . Aus allem dem schließe ich, daß wenn irgend ein Gesetz vorhanden gewesen wäre, das dem Indier Christ zu werden verbiethet, man ganz gewiß im Sinne dieses Gesetzes würde gehandelt haben. Der Betheiligte hätte wahrscheinlich dem Gesetze nicht gefolgt, dann aber würde man zur Gewalt seine Zuflucht genommen und folglich der Verfolgung die Bahn geöffnet haben. Ich will mich über diesen Gegenstand nicht weiter einlassen, obschon er zu manchen Betrachtuntungen Anlaß giebt. Uebrigens glaube ich, daß Gott bei dieser Gelegenheit verherrlicht wurde. O! daß doch die Religion noch öffentlich verfolgt würde! ja, daß die Bekenner Jesu Christi noch wie vormals vor heidnischen und sogar vor sogenannten christlichen Richtern des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen müßten! Ach! dieß schiene noch erträglicher als unsere gegenwärtige Lage. Das Blut der Martyrer kann wahrlich allein diese unfruchtbare Erde, worauf bisher nur Disteln und Dornen wuchsen, in ein gesegnetes Erdreich umwandeln."

„Ich kann nicht unterlassen, noch einige Umstände zu erzählen, die auf obgemeldeten Jüngling Bezug haben. Er scheint mit einem geraden, tugendhaften Herzen geboren zu seyn. Die Abscheulichkeit des indischen Götzendienstes hatte schon frühzeitig seinen gesunden Sinn empört, und ihm den entschiedensten Widerwillen gegen eine solche Religion eingeflößt. Die Lesung eines christlichen Buches öffnete ihm nun die Augen und brachte ihn vollends zur Erkenntniß der Wahrheit. Er faßte auch bald den Entschluß, eine so heilige und reine Religion, wie die christliche anzunehmen. Dieser Entschluß zog ihm mancherlei Verfolgungen von Seiten seiner Familie zu, die alles anwandte, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Als er mich einstens besuchte, fragte ich ihn, ob er wohl die Folgen seiner Religions-Aenderung überlegt habe? Er antwortete, daß er wohl nichts als Haß und Rachgier von Seite seiner Familie zu gewärtigen habe, und daß ganz besonders Enterbung und Vertreibung aus der Kaste ihm bevorstehe; allein, setzte er bei, alles dieses erschreckt mich nicht; ich will einmal Christ werden und müßte ich

auch mit dem Tode büßen. Am Vorabende jenes Tages, an dem er vor Gericht erscheinen mußte, besuchte ihn sein Vater mit mehreren andern Heiden in der Kirche, wo er sich aufhielt. Hier brachte der blinde Vater alle möglichen Verführungsmittel in Anwendung; er warf ihm seinen Undank vor und die Schande, womit er seine ganze Familie durch seine Religions-Aenderung bedecken würde: dann fiel er ihm zu Füßen, einen Strom von Thränen vergießend, und beschwor ihn, seinen alten Vater doch nicht sterben zu lassen; denn sagte er: eine solche Schande kann ich nicht überleben; ich werde mir selbst den Todesstoß geben."

„Der edle Jüngling vereinigte seine Thränen mit jenen seines Vaters und antwortete: daß er keine Macht habe, seinem Willen zu entsprechen, daß Gott, der sein erster und wahrer Vater sey, ihm solches streng verbiethe, daß er schuldig sey, der Wahrheit zu folgen, nachdem er sie erkannt habe: es sey übrigens gar keine Schande, eine Religion anzunehmen, die die Ausübung aller Tugenden befiehlt. — Bevor er die Kirche verließ um vor Gericht zu erscheinen, zog er sich noch einige Augenblicke zurück, um allein zu seyn. Ich wollte wissen, was er thue, und schlich mich zu ihm hin. Wie angenehm ward ich überrascht! auf den Knieen lag er, und ich hörte ihn mit Inbrunst das apostolische Glaubens-Bekenntniß hersagen. Nun begab er sich auf den Weg zum Gerichtshause, sein Gebethbuch unter dem Arm. Während dem Hingange mußte er gar vieles von den Heiden leiden, die sich in großer Anzahl zusammengerottet hatten; sein eigner Bruder kam und spie vor sein Angesicht, zum Zeichen der tiefsten Verachtung. Vor Gericht bekannte er den Glauben mit Muth und Würde; er beschämte so vollkommen die Bramen, daß sie ihm kein Wort mehr erwiedern konnten. Der Gerichts-Beamte bemerkte ihm spottweise: daß er kein Christ sey, weil er die Taufe noch nicht empfangen habe. Solches ließ aber der Jüngling nicht gelten, sondern bewies dem Manne, daß er bereits durch den Glauben Christ sey, wenn er gleich die Gnade der hl. Taufe noch nicht erhalten habe. Ich würde mich zu weit einlassen, wollte ich Ihnen, mein Freund, alle einzelnen Umstände dieser Geschichte

erzählen; doch muß ich sagen, daß jener Tag wahrhaft ein Tag des Triumphes war für unsere hl. Religion, und ein Tag der Schande und Bestürzung für den Götzendienst und die Gottlosigkeit."

Th. Supries, apostolischer Missionär.

In einem andern Schreiben berichtete derselbe Missionär, daß er während seinem Aufenthaltt von achtzehn Monaten bei 60 Erwachsenen getauft habe.

Schreiben des Hrn. Jarrige, apostolischer Missionär, an Hrn. Langlois.

Pondichery.

Hochwürdigster Herr Superior!

„Während fünf Monaten war ich beständig auf Reisen in einer nördlich von Pondichery liegenden Mission, die wir die Mission von Ponganour nennen. Der liebe Gott bediente sich meiner, um zwölf erwachsenen Heiden die Gnade der heiligen Taufe zu ertheilen. Ich mußte mich auch öfters mit Braminen in Streit einlassen, um unsere hl. Glaubenslehren zu vertheidigen. Als ich durch ein Dorf nahe bei Adoni ziehen mußte, predigte ich vor mehreren Heiden, die mir nachgefolgt waren. Ein Bramine hatte mich das Brevier bethen und das Kreuz machen gesehen; er stund stille, näherte sich dann mir und sagte, daß sich mehrere unter den Braminen befänden, die an keinen höchsten Gott, als Schöpfer und Erhalter aller Wesen glauben wollten; seiner Seits aber halte er dafür, so wie mehrere andere aus seiner Kaste, daß es über alle Wesen noch einen höchsteinzigen Gott geben müsse, der über alles Erschaffene erhaben ist. Ihr habt Recht, gab ich ihm zur Antwort; und ich bewies ihm das Daseyn dieses höchsten und einzigen Gottes, ohne dem nichts seyn kann. Er zeigte große Freude darüber und sogleich gesellte er sich zu einigen andern Heiden, die einen Götzenpriester herbei rufen wollten, damit dieser mit mir über

die Religion sich besprechen möge. Der Priester kam von mehreren begleitet. Nachdem ich ihn der Landessitte gemäß begrüßt hatte, sprach ich zu ihm: „Ihr bringt Opfer euren Göttern; „aber diese Götter, denen ihr in euren Pagoden opfert, sind „sie auch lebendig? — „Ja,“ antwortete er, „sie sind lebendig.“ Da sie ihren Götzen meistentheils eine menschliche Gestalt geben, stellte ich folgende Frage an ihn: „Haben alle eure Götter mehrere Leben, oder nur ein einziges?“ — „Jeder unserer Götter „hat nur ein einziges Leben,“ war die Antwort. — „Wenn „aber jeder eurer Götter nur ein einziges Leben hat, wie kannst „du, gelehrter Bramine, es beweisen, daß sie zu gleicher Zeit an mehreren Orten gegenwärtig sind? Eurem Götzen Chiva, zum Beispiel, habt ihr an hundert, ja an tausend verschiedenen Orten Pagoden errichtet: nun behauptet ihr, Chiva sey in jeder dieser Pagoden in eigener Person gegenwärtig; Chiva muß also „hundert, oder tausend Leben haben; oder du mußt annehmen, „daß er nur an einem einzigen Orte gegenwärtig sey.“ — Eine solche Beweisart brachte unsern gelehrten Braminen zum Stillschweigen. Ich machte ihm noch mehrere solcher Einwürfe. Um seine Ehre zu retten, sagte er mir am Ende ganz vertraulich: daß der Meister, der über ihn stehe, verbothen habe, alles das zu sagen, was meine Einwürfe widerlegen könnte. Da sprach ich zu ihm: „willst du deine Antworten geheim halten und „meine Einwürfe nicht wiederlegen, warum kommst du denn hieher, um über Religion zu streiten? — So endigte unsere Unterhaltung; die Heiden sahen wohl ein, daß mein Gegner nichts zu antworten wußte. Indessen bekehrte sich doch Niemand: man kann den Geist von der Wahrheit wohl überzeugen, aber das Herz rühren und umändern — das kann nur die Gnade Gottes.“

„Ich brachte auch noch andere gelehrte Heiden, in Bezug auf ihre Lehre von der Seelenwanderung zum Stillschweigen. Da sie vier Paradiese und eine Hölle annehmen, fragte ich sie hin und wieder, ob jene, die in dem Paradies aufgenommen werden oder zur Hölle fahren müssen, für immer in diesen Orten bleiben, und ob jene, die die Tugend ausgeübt haben, auch

wirklich in eins der vier Paradiese aufgenommen werden? — Sie antworteten gewöhnlich mit Ja. Dann aber wendete ich ein: „Wenn jene, die Gutes thun, in's Paradies gehen, und jene „die lasterhaft sind, zur Hölle fahren, wie könnt ihr behaup„ten, daß alle diese wieder auf ein Neues geboren werden? „Werden sie von Neuem geboren, so nützen eure vier Para„diese nicht viel — und ihr könnt sie fahren lassen.“ Es ist recht sonderbar zu sehen, in welch' große Verlegenheit sie durch solche Beweisart gerathen. Ich lasse mich über diesen Gegenstand nicht weiter ein. Mir bleibt noch einzig übrig, Sie meiner fortdauernden Freundschaft und Liebe zu versichern u. s. w.

Jarrige, apostolischer Missionär.

Schreiben des Hrn. Bonnand an Hrn. Cholleton, General-Vikar von Lyon.

Pondichery, 12. Mai 1833.

Hochwürdiger Herr und Freund!

„Vor allem muß ich Ihnen meine Nachlässigkeit bekennen. Meine Verbindlichkeiten gegen Sie und meine Versprechungen machten es mir zur Pflicht, fleißiger an Sie zu schreiben, als ich es gethan habe. Doch, wenn ich Sie an meine Lage während den sechs letzten Jahren erinnere, so hoffe ich von Ihnen ein gnädiges Urtheil zu erhalten. Da ich von Pondichery so weit entfernt war, fehlte es mir immer an Gelegenheit, um meine Briefe an Ort und Stelle zu bringen. Zudem konnte ich auf meinen Reisen, außer den zum Gottesdienst nöthigen Geräthschaften, weiter nichts mitnehmen, und so war ich denn gewöhnlich ohne Dinte und Federn. Meine Ausflüge waren sehr zahlreich: kaum hatte ich ein Dorf besucht, mußte ich sogleich wieder in ein anderes ziehen; war ich mit einem Bezirk fertig, so mußte ein anderer durchwandert werden. Die größern Festtage feierte ich am Hauptorte der Mission (zu Guntour); daselbst verweilte ich auch während der Regens-Zeit,

die in diesem Lande drei volle Monate anhält. Den übrigen Theil des Jahres brachte ich damit zu, daß ich die unter den Heiden zerstreuten Christen aufsuchte, um sie der Tröstung des Wortes Gottes und der hl. Sacramente theilhaftig zu machen; ich konnte sie aber nur ein einziges mal im Jahre sehen. Rechnen Sie zu allem diesem die Oberaufsicht der verschiedenen Arbeiten, die ich unternehmen mußte; dann mögen Sie erkennen, wie ich meine sechs Jahre in der Mission von Telinga zubrachte.“

„Der Hauptort dieser Mission ist ungefähr 23 Stunden westlicher Breite von Masulipatan entfernt. Sie ist wegen dem guten Geist, der darinn herrscht, wohl der bessere Theil der unter der Jurisdiction von Pondichery stehenden Länder. Da mein Zeugniß in diesem Punct partheiisch scheinen könnte, so will ich hierüber Hrn. Mottet sprechen lassen: er ist der älteste in unsern Missionen, ein Mann von nicht gemeinem Verdienst, und äußerst genau in seinen Beurtheilungen. Er arbeitet schon über 45 Jahre in den Missionen Indiens; alle unsere Missionen hat er besorgt, er ist auch der Einzige, der die Mission von Telinga gesehen hat. Folgendes sagte er oft zu uns, indem er die verschiedenen Christengemeinden mit einander verglich: „Die Mission von Telinga, die ich dreimal besuchte, „hat unter allen übrigen meinen Erwartungen am meisten ent„sprochen: ich fand darinn am meisten Ehrfurcht vor den Prie„stern, eine weit gründlichere Frömmigkeit, mehr Eifer zur „Anhörung des Wortes Gottes, mehr Verstand, um das Er„klärte zu begreifen, weniger von jenen abergläubischen und „lächerlichen Gebräuchen des Morgenlandes, weniger Müßig„gang und mehr Anstand in der Kleidung als in den andern „Gemeinden.“ *)

---

*) Herr Mottet, dessen Zeugniß hier angeführt wird, starb im Jahre 1833. Das Seminar der auswärtigen Missionen sandte ihn im Jahre 1785 nach Indien, wo er 49 Jahre in den Beschwerden des apostolischen Amtes zu-

„Diese Mission wurde fast immer durch europäische Missionäre besorgt. Da jene, die dahin gesendet werden, von Pondichery sehr weit entfernt sind und eine ganz andere Sprache reden müssen, so wird ihr Aufenthalt daselbst insgemein über mehrere Jahre verlängert. Die natürliche Folge davon ist, daß die Missionäre diese Christengemeinde besser kennen lernen, und selbe somit auch besser besorgen können; dazu hilft ihnen der Umstand, daß hier die Engländer weit seltner als anderswo gesehen werden; nie konnte ich in diesem Lande einen protestantischen Bibelverbreiter antreffen.“

„In diesem Theile Indiens sind die Christen weniger der Verachtung der Heiden ausgesetzt, und die christliche Religion findet hier nicht jenen fanatischen Haß, den sie in anderen Provinzen erfahren muß. Daher kommt es, daß die Heiden die Christen zu ihren Gastmählern einladen, und daß sie auch ihrer Seits die Einladung der Christen annehmen: diese Gemeinschaft unter einander ist ein Hauptzug in den Sitten der Indier, die einer Kaste angehören. Die ländlichen Beschäftigungen der Bewohner dieser Gegenden und ihre Entfernung von den großen Städten tragen zum guten Geiste der Christen gar vieles bei. Aus diesem und obigen Umständen erklärt sich die Willigkeit, mit welcher sie sich den Entscheidungen des Missionärs unterwerfen, die Ehrfurcht, mit der sie seine Ermahnungen annehmen, der freudige Eifer, den sie bei Anhörung des Wortes

---

brachte. Er war für seine jüngern Mitarbeiter stets ein lebendes Muster; während seiner langen und beschwerlichen Laufbahn hörte er nie auf, sie zu erbauen durch seine Wissenschaft, seinen reinen, aufgeklärten Eifer, seine Frömmigkeit, seine Liebe, seine Klugheit und alle übrigen apostolischen Tugenden, die ihm in hohem Maaße eigen waren. Sein Tod war so heilig als sein Leben. Sein Verlurst wird allgemein betrauert, so wohl von den Eingebornen, deren Vater und Tröster er war, als von den Europäern, die ihn wegen der Freundlichkeit seines Charakters liebgewonnen hatten.

Gottes an den Tag legen. Dieser Eifer ist so groß, daß sie glauben, nur einer halben Messe — zumal an Sonntagen — beigewohnt zu haben, im Fall bei derselben keine Predigt gehalten wird. Die Achtung, die sie für den Missionär hegen, und die kindliche Liebe, die sie ihm erweisen, wenn er in ihren Ortschaften erscheint, fließen aus eben denselben Quellen. Weit entfernt, ob dem Kreuze Jesu Christi zu erröthen, beeifern sie sich vielmehr, und besonders die Frauen, dieses Zeichen des Heils auf ihrer Stirne zu tragen. Sie rechnen es sich zur Ehre, eben so wenig ob diesem ehrwürdigen Denkmahl unserer Erlösung zu erröthen, als die Heiden ob den Namens-Zeichen der Götzen, die sie anbethen. Diese Letztern bedecken sich die Stirne mit einer Menge Sinnbilder, die oft ihre unflätigen Bedeutungen verrathen. Die christlichen Frauen dagegen prägen sich vermittelst eines schwarzen Pflanzensaftes dergestalt das Zeichen des Kreuzes in die Stirnhaut ein, daß die Züge davon nicht mehr getilgt werden können: sonach ist es sehr leicht, ein christliches Weib von einem heidnischen zu unterscheiden. Ich billige sehr diesen Gebrauch, weil er den Glauben und die Frömmigkeit nähret und unterhaltet. Es ist in diesem Lande noch eine andere Sitte dieser Art in Kraft: die Heiden befestigen nämlich Zeichen des Götzendienstes auf den Giebeln und an den Mauern ihrer Häuser, dagegen pflanzen die Christen das Kreuz auf die ihrigen und mahlen dasselbe auf allen Wänden."

„Hier, mein Herr! sey es mir erlaubt, einiges über die Feier der größern Festtage zu berichten. Sie werden immer am Hauptorte der Christengemeinden begangen. Von weit her erscheinen dann die Neubekehrten. Am heil. Ostertage und Geburtstage unsers Herrn kommen sie nicht selten von 35 bis 40 Stunden Wegs her; einige sind sogar mit ihren Kindern beladen, für die sie irgend ein Gelübd gemacht haben. Um sich gegenseitig zu schützen, wandern sie gewöhnlich in Gesellschaft. So wie eine Schaar anlangt, wird sogleich die Kirche besucht und daselbst das gemeinsame Gebeth verrichtet; dann kommen die Pilger, so viel ihrer sind, in das Haus des Missionärs, um seinen Segen zu empfangen. Sie erzählen ihm alles, was im

Dorfe geschah, seitdem der Missionär es das letztemal besuchte und entrichten die Aufträge ihrer Mitchristen, die die Reise nicht mitmachen konnten. Dann aber vergessen sie nicht, was bei hohen Festtagen die Hauptsache ist. Beinahe alle sagen: „Wir „sind von weither gekommen; wir haben nicht mehr gebeichtet, „seitdem der Vater bei uns war, wir verlangen sehr, uns dem „heiligen Tische zu nahen....“ Die Beichten sind bei solcher Gelegenheit immer sehr zahlreich; verweilt man auch noch so lange im Beichtstuhle, so können doch selten mehr als die Hälfte derjenigen, die sich zur Beichte einstellen, angehört werden.“

„In der Mission von Telinga werden die hohen Feste ohne Gesang und Musik gefeiert. Während dem Gottesdienste drängen sich die Christen bis an den Fuß des Altars: die zu kleine Kirche kann die große Menge nicht fassen; kaum kann der Priester am Altar sich kehren und die gewöhnlichen Verbeugungen machen. Während der ganzen Messe bethen die Christen mit lauter Stimme. Der Christenlehrer oder Katechist lies't die Gebethe vor und die Anwesenden — Männer und Frauen, jung und alt, groß und klein — antworten gemeinsam mit einem Eifer und einer Andacht, die mich stets entzückte.“

„Bei ihrer Ankunft verlangen die frommen Pilger mit Sehnsucht den Segen des Vaters. Nie scheiden sie, ohne ihn zuerst begrüßt und seinen Segen zum Abschiede erhalten zu haben. Sind die geistlichen Uebungen zu Ende, dann finden sich die Christen sogleich schaarenweise 3 bis 400 Köpfe stark vor der Wohnung des Missionärs ein und warten mit Ungeduld auf seinen Segen. Sobald er erscheint, werfen sie sich mit einem male sämmtlich zur Erde nieder und rufen: „Gelobt sey Gott!“ Der Missionär giebt ihnen hierauf seinen Segen, den er hin und wieder mit einem passenden Zuspruch begleitet; ist dies geschehen, so entfernt sich die Schaar, um einer andern Platz zu machen“

„Dieses einstimmige Verlangen nach dem Segen des Priesters hat mich bei diesem Volke immer am meisten gerührt. Möchten Sie doch, mein Freund, bei solch' einem Anlasse einmal zugegen seyn, und mit eigenen Augen sehen, wie sehr so

etwas geeignet ist, den Missionär zu erbauen und zu rühren. Alles, was ich hier berichtet habe, ist nur eine sehr oberflächliche Erzählung dessen, was ich gar oft unter diesen guten Leuten erlebte. Daraus läßt sich schließen, daß, wenn gleich die Christen hin und wieder dem Missionär einiges Herzenleid verursachen können, selbe durch die vielen Beweise ihrer kindlichen Liebe und Ehrfurcht ihn wieder reichlich dafür entschädigen. Ich behaupte keineswegs, daß alle fromm sind, und nicht etwa einer oder der andere von dem Wege des Heils abweicht; es giebt leider nur zu viele, die sich von ihren Leidenschaften fesseln lassen. Dennoch kann ich Sie versichern, daß ich unter ihnen wahrhaft fromme und gottselige Menschen gesehen habe; ja ich fand unter ihnen junge Personen, die ähnlich der keuschen Susanna, die schönsten Beweise einer unerschütterlichen Standhaftigkeit gegeben haben und über die Anreitzungen der Hölle siegten. Zum Preis ihres Sieges gab ich jeder ein Kreuz; ich hoffe, daß sie stets eingedenk seyn werden, daß sie auch in Zukunft nur durch die Kraft dieses hl. Zeichens den Sieg behaupten werden."

„Es ist außer allem Zweifel, daß die Indier schon von Natur ein sehr religiöses Volk sind; ihre zahlreichen Tempel liefern dafür den stärksten Beweis. Jeder ruft mit lauter Stimme den Gott an, auf den er vertraut, während ihren Arbeiten, in ihren Leiden und Krankheiten sind unsere Christen sehr fleißig in Anrufung des heiligsten Namens Jesu. ....

„Es war am Ende Novembers 1828, als ich ganz ermattet von dem jährlichen Besuche meiner Christengemeinden heimkehrte und meine Schritte auf den Hauptort der Mission richtete. Um der Sonnengluth nicht ausgesetzt zu werden, war ich eine Stunde nach Mitternacht aufgestanden; bald wanderte ich zu Pferd, bald zu Fuß. Als es zwei Uhr Morgens war, befand ich mich in der Nähe eines ganz heidnischen Dorfes. Während ich nun so ganz langsamen Schrittes auf einem Feldwege dem Dorfe entgegen wandelte, vernahm ich die Stimme eines Menschen, der mit sich selbst zu reden schien. Ich that einige Schritte vorwärts und horchte; die einsame Stimme sprach und

bethete ganz vernehmlich die Reue und Leid in der Landessprache. Als die Reue und Leid zu Ende war, begann dieselbe Stimme in der Telinga-Sprache das Mutter-Gottes-Lied „Gegrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit u.s.w. zu singen an. O mein Gott, rief ich aus, es ist ja das Salve-Regina! so ruft man denn deinen heiligsten Namen an, in diesem ungläubigen Lande! Ich näherte mich und redete denjenigen an, der so ganz in dem Lobe Gottes und seiner jungfräulichen Mutter vertieft schien. Es war ein junger Christ, der sein Saatfeld bewachte, und einer christlichen Familie angehörte, die sich erst jüngst in diesem Dorfe niedergelassen hatte."

„Ehe ich meine Mission verließ, um mich nach Pondichery zu begeben, wollte ich zuvor noch zwei kleine Städte besuchen, wo einige Christen im Dienste des Rajas (Landes-Fürsten) sich befanden. Als ich erfuhr, daß kein Missionär sich ihrer angenommen hatte, begab ich mich zu ihnen, und fand diese armen Familien in einem Zustande der Verwahrlosung, der sich leicht erklären läßt an Christen, die mitten unter Heiden leben müssen, und worunter die Aeltesten sich kaum erinnern können, je einen Missionär gesehen zu haben. Die guten Leute wissen nichts von einer Kirche! In den entferntern Städten aber, wo die Christen zahlreicher sind, versprach man mir, eine solche bauen zu lassen. Da ich hier kein Obdach finden konnte, so nahm ich zu einem uralten und weitästigen Tamarindenbaum meine Zuflucht. Unter seinem Schatten ließ ich mir schnell eine Wohnung zurichten; in die Erde befestigte Pfähle, deren Zwischenräume ich mit eingeflochtenen Cocos-Blättern ausfüllte, bildeten die Mauern. Dies war meine Residenz bei Tag und zu Nacht; ich kann mich kaum erinnern, in Indien je eine bessere und angenehmere Wohnung gehabt zu haben. Nachdem ich die beiden Christengemeinden besorgt hatte, wanderte ich weiter nach dem Hauptorte, wo ich die hl. Ostern feiern sollte. Noch hatte ich aber zuvor nicht minder denn 5 Kirchen und 13 bis 14 Ortschaften zu besuchen, wo sich Christen befanden. Während ich in ihren Dörfern umherzog, dachte ich oft bei mir selbst: „So „ist's das letztemal, daß du diese im Herrn geliebten Kinder be-

„suchest!“ Bereits hatte sich der Hochwürdigste Bischof zu deutlich gegen mich geäußert, als daß ich hoffen konnte, sie noch einmal zu besuchen. Ich ließ ihnen nichts davon merken....*) Wie oft aber flehte ich zu Gott, daß doch die letzten Ermahnungen, die ich ihnen gab, in ihren Herzen recht tiefe Wurzeln fassen und Früchte für die Ewigkeit bringen möchten!

„Während meinem Aufenthalt in der Mission von Telinga ließ ich zwei Kirchen bauen; drei andere mit Moos bedeckte erbauten die Christen. Von dem englischen Collector erhielt ich das Erdreich zu einem Gottesacker für den Hauptort der Mission; darauf ließ ich ein steinernes Kreuz errichten, das einzige dieser Art, das in der Mission zu sehen ist....“

„Wie es nun immer der liebe Gott mit meiner letzten Stunde fügen mag — so bitte ich Sie, flehen Sie für mich, daß er die Gnade mir gewähre, des Todes der Gerechten einstens zu sterben.“

Bonnand, apostolischer Missionär.

Um den Verlurst des Hrn. Mottet, von dem weiter oben die Rede war, zu ersetzen, sandte das Seminarium der auswärtigen Missionen wieder zwei frische Priester nach der Mis-

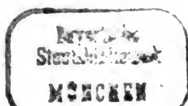
*) In der Zeit, als der eifrige Missionär solches schrieb, ward er zum Bischof von Drusus und Coadjutor des Vorstehers der malabarischen Missionen ernannt. Bevor er seine 4,000 Seelen starke Mission von Telinga verließ, schrieb er noch Folgendes an den Bischof von Annecy in Savoyen: „Die „Zahl der Erwachsenen, die ich in 6 Jahren taufte, besteht „nur in 310 Seelen. Sehen doch Euer Gnaden! wie erbärmlich meine Erndte ausfiel. Wahrlich ich zittere davor, „und Sie mögen es wohl begreifen. Ach! was werde ich „wohl dem göttlichen Meister antworten, wenn er mir die „Vorwürfe machen wird, die der faule Diener sich zuzog? „habe ich nicht ein ähnliches Loos zu erwarten? Doch gütigster Gott! laß die Seufzer desjenigen zu dir emporsteigen, der im Vertrauen auf deine gränzenlose Erbarmung „zu bitten wagt: Parce, Domine, parce, Domine, parce mihi peccatori; fiant aures tuae intendentes in vocem deprecationis meae! (Schone mir, — schone mir, o Herr! schone mir armen Sünder! es merke dein Ohr auf die Stimme meines Gebethes!)

sion von Indien. Sie schifften sich am Anfange des Februars auf einem Fahrzeuge ein, das sie zu Pondichery an's Land setzen soll. Es sind die Herrn Laurentius-Hubert Maßet, aus der Diözese von Troyes und Joh. Ludwig Pacreau, aus der Diözese von Poitiers. Sechs andere Missionäre sollen sich im März dieses Jahres ebenfalls eingeschifft haben. Es sind die Herrn Tißerand, für das Collegium von Pulo-Pinang bestimmt; Franz-Xaver Favan, nach China berufen; Claudius Jurine, für die Mission von Siam. Die drei übrigen HHrn. Petrus Jeanen, Carl Simonin und Petrus Papin gehen nach Makao, wo sie ihre weitere Bestimmung erwarten werden.

Im Jahre 1831 wurden auch im Reiche der Birmanen, das an Siam gränzt, vier Missionäre von Rom aus gesendet, darunter befand sich ein Bischof Hr. Friedrich Cao. Seine Residenz ist in Ava, der Hauptstadt des Birmanischen Reiches. Der Bischof berichtet an S. Eminenz den Cardinal Pedicini, Präfecten der Propaganda zu Rom: daß die katholische Religion bei diesen Völkern beinahe ganz in Zerfall gerathen sey, da ihre Mission fast keine Priester habe; eine große Anzahl katholischer Christen habe, außer der hl. Taufe, kein anderes Sacrament empfangen. Der Prälat fand an einigen Orten die Christen dergestalt in Laster versunken, daß ihre Bekehrung äußerst schwer seyn wird: indessen trösten ihn die guten Anlagen eines Theils seiner Herde, und er hofft, daß auch noch andere Völkerschaften, die die Taufe noch nicht empfangen haben, sich zum Christenthume bekehren werden. Was jene betrifft, die bereits getauft wurden, mußten sie größtentheils unterrichtet werden, bevor sie die übrigen Sacramente empfangen konnten, denn sie wußten kaum mehr, was ein Christ thun und unterlassen soll. Der Hochwürdigste Bischof firmte zu Rangoun über hundert Personen im Laufe Augusts 1832; bei 200 im Januar 1833, und 92 zu Marunlach im März desselben Jahres. Er schickte sich eben an, auch zu Ava am 21. April dieses Sacrament zu spenden; von dort sollte er sich nach Nobek und Sabaron begeben, um die Heilslehre den dasigen Christen

zu verkünden und ihnen die hl. Sacramente zu spenden. Er lobt sehr die Christengemeinde von Kiandarva, die aus 430 Seelen besteht; sie haben durch Erbauung einer Kirche und eines Hauses ihren Eifer bewiesen. Eine ähnliche gute Stimmung herrscht auch zu Nianjo, wo 200 Christen sich befinden; und in beiden genannten Orten bekehren sich die Heiden zum Glauben. Man hofft viel Gutes von dem Volke von Sabaroar; da die dasigen Christen aus Armuth keine Kirche bauen konnten, unternahm es der Gouverneur, obschon ein Heide, eine solche sammt einem Hause für den Missionär erbauen zu lassen. Der Herr Bischof bewundert ganz besonders die Carians und die Bewohner von Nicobar. Erstere bilden eine zahlreiche Nation, die die untern Provinzen des Birmanischen Reiches auf der Insel von Poulogium und der Küste von Tenaßerim bewohnt. Trotz der Verdorbenheit der Völker, mit denen sie leben müssen, hat sich doch unter ihnen, obwohl das Licht der wahren Religion sie nicht erleuchtet, eine Einfalt und Reinheit der Sitten erhalten, die dem Gesetze der Natur ganz gemäß ist. Sie sind aufrichtig, getreu, arbeitsam und meiden die Abgötterei und Vielweiberei. In diesen Stücken sind sie den herzlich-guten Bewohnern von Nicobar ganz ähnlich. Sie hören begierig auf den Unterricht des Missionärs; schöne Früchte werden die Arbeiter in diesem Thile des Weinberges des Herrn einärndten.

* Im verflossenen Jahrhundert versuchten es einige Prediger von der Secte der moravischen Brüder, ihre Lehre auf einer der Inseln von Nicobar zu verkünden; sie hatten aber keinen Erfolg.



Mission des Libanons.

Diese Mission hat vieles von ihrem alten Glanze verloren: die Gesellschaft Jesu versah sie ehemals mit Missionären, die mächtig dazu beitrugen, den fast erloschenen Funken des Glaubens wieder zu beleben, und die Schismatiker in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurück zu führen. Allein die Aufhebung der Gesellschaft, die für die Missionen so beweinenswerthe Folgen hatte, gab auch dieser Mission gleich Anfangs einen schrecklichen Stoß; es kam hernach die unselige Revolution; sie vollendete den Zerfall, indem sie die Missionäre, die an die Stelle der Jesuiten getreten waren, aller Mittel beraubten, sich Nachfolger zu verschaffen. Nun dürfen wir aber hoffen, daß hier bald wieder neues Leben erwachen werde. Es haben sowohl die Jesuiten als Lazaristen Missionäre nach dem Gebirge Libanon gesendet, und im letzverflossenen Jahre ernannte der hl. Stuhl den Hochw. Hrn. Joh. Baptist Auvergne zum neuen apostolischen Delegaten daselbst. Dieser Prälat wurde am 1. Mai 1832 in der Kirche der hl. Apostel zu Rom von S. Eminenz dem Cardinal Zurla, Vikar des Pabstes, zum Erzbischofe von Icon geweiht; er hat noch überdieß den Titel eines apostolischen Vikars von Hierapolis. Die ihm anvertraute Mission umfaßt in ihrer ganzen Ausdehnung die Insel Cypern, Egypten, Syrien und Arabien bis an die Ufer des Euphrates und die Gränzen von Anatolien. Als apostolischer Vikar übt der Erzbischof von Icon seine geistliche Gewalt über alle Lateiner aus, die im Umfange seiner Mission sich be-

finden, mit Ausnahme jedoch der Väter des gelobten Landes, die unmittelbar unter dem Pabste stehen. Als päbstlicher Abgesandter erstreckt sich seine Vollmacht besonders noch über die verschiedenen Kirchen, wie jene der Copten, Melchiten, Maroniten und Armenier, welche die obengenannten Ländertheile bewohnen. Jede dieser Kirchen oder Gemeinschaften hat ihren Patriarchen, unter dessen Jurisdiction mehrere Bischöfe stehen. Der päbstliche Abgesandte vertritt unter ihnen die Stelle des heiligen Stuhles. Die Melchiten, Maroniten und Armenier sind besonders in Syrien und Cypern zahlreich; die Copten dagegen sind mehr in Egypten anzutreffen. In Arabien sind die Spuren der ehemaligen Missionen fast gänzlich verschwunden. In diesen unglücklichen Ländern soll nun das Licht des Glaubens wieder angefacht und ausgebreitet werden. Antoura ist jetzt der gewöhnliche Aufenthaltsort des Delegaten; von dort begiebt er sich in die verschiedenen Provinzen, die er alle nach einander besuchen und visitiren wird, um persönlich zu sehen, wo die Noth am größten und die Hülfe am nöthigsten ist.

Zur Verdeutlichung der Nachrichten, die wir aus dieser Mission unsern Lesern mitzutheilen haben, wollen wir eine kurze Beschreibung von Syrien, wo das Gebirge Libanon gelegen ist, vorangehen lassen.

Syrien,*) das die Araber Bar-el-Cham nennen, ist wie in zwei Linien eingeschlossen, wovon die eine es gegen Westen durch das mittelländische Meer, die andere gegen Osten durch die arabische Wüste begränzt: das Ganze bildet eine fast ununterbrochene Bergkette, deren Verästungen sich links und rechts ausdehnen. Die Gipfel dieser Berge, die zum Theil vereinzelt emporragen, zum Theil an einander gereiht sind, treffen zuletzt in eine gemeinsame Linie zusammen, die alles übrige beherrscht,

---

*) Syrien schwang wirklich die Fahne des Aufruhrs gegen Mehemet-Ali, den Vice-König von Egypten. Die Ursachen dieses Aufstandes sind bereits im V. Hefte, Seite 148 angegeben.

und gleich einem Hauptstamme zahllose Nebenzweige erzeugt. Dort, wo diese Nebenzweige sich in die Wüste verlieren, bilden sie durch ihre Zwischenräume verschiedene Thäler, wie jenes von Damask, Hauran, Balbeck u. s. w.; dem Meere zu endigen sie hin und wieder durch schroffe Abhänge, wie dies beim Gebirge von Karmel, bei Nakouze, dem weißen Vorgebirge und der ganzen, zwischen Bairout und Tripoli gelegenen Strecke der Fall ist. Meistens aber finden sie fast unvermerkt ihr Ziel in den Ebenen, wie bei Antiochia, Tripoli, Tyrus, Jean-d'Acre u. s. w.

Diese Berge ändern ihre Gestalt und Fruchtbarkeit, so wie ihre Lage und das Verhältniß ihrer Höhe sich ändert. Dem Libanon zu ragen sie mächtig empor; dennoch biethet ihre Oberfläche gerade so viel fruchtbare Erde dar, als nöthig ist, die Mühen des Pflanzers zu belohnen. Kaum hat man aber das Land der Drusen verlassen, so verliert des Land von seiner Höhe und Wildheit und eignet sich eher zum Landbau: es erhebt sich jedoch wieder auf der südlichen Seite des prächtigen Karmels, bedeckt sich mit allen Arten von Gesträuchen, deren Blüthe in weitem Kreise Balsam-Duft verbreitet: allein dem Lande Judäa zu entblößen sich diese fruchtbaren Höhen; zu Schluchten verengen sich die dazwischen liegenden Thäler, die Abhänge werden immer steiler und unzugänglicher: endlich in der Nähe des todten Meeres erblickt man nichts mehr als aufeinander gethürmte Felsblöcke. Diese Gegend ist reich an Abgründen und Berghöhlen, die den wilden Thieren, wofern sie hier Nahrung finden, zur Wohnung dienen.

Syrien, das durch seine herrlichen Flächen, so wie durch seine Thäler, sein Hügel-Gelände, seine schroffen Gebirge, die, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind, sich so sehr auszeichnet, muß in dieser Beziehung nothwendig auch die reichste Mannigfaltigkeit in seinen Naturprodukten darbiethen. Es vereinigen sich hier unter einem Himmel die Erzeugnisse fast aller Weltgegenden. Nebst unsern gewöhnlichen Getreide-Arten bringt Syriens gesegneter Boden eine Menge nützlicher Gewächse hervor, die den Bedürfnissen jeder Gegend wie angepaßt scheinen.

Der Mais gedeiht sehr gut im leichten Erdreiche von Balbeck; in den sumpfigen Gegenden von Haoule prangen weitausgedehnte Reisfelder. Die Gärten von Bairouth und Seide liefern das Zuckerrohr; daselbst gedeiht auch ohne menschliche Beihülfe der Indigo-Baum. Taback wird auf allen fruchtbaren Höhen gebaut. Der Olivenbaum bedeckt die herrlichen Ebenen von Antiochia und Ramble; der weiße Maulbeerbaum ist vorzüglich im Lande der Drusen einheimisch, und macht ihren Reichthum aus; dort wächst auch die Weinrebe zum Theil an Stöcken gebunden, zum Theil an hohen Eichen emporstrebend; die daraus gezogenen weißen und rothen Weine geben an Feuer und Kraft jenem von Bourdeaux wenig nach. Die Gebirge haben alle unsere Obstarten und die heißen Thäler und Küsten alle Südfrüchte, selbst Datteln in höchster Vollkommenheit.

Dieses von der Natur so begünstigte Land hat auch seine Plagen: oft furchtbare Erdbeben, Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat, und die Heuschrecken, die sich oft aus der Wüste in unabsehbaren Schwärmen über große Gegenden ausbreiten, alles Grüne in wenigen Stunden vernichten und nicht selten durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten erzeugen.

Die Syrier sind ein Gemisch von verschiedenen Nationen, deren Hauptabtheilungen die Nachkommen der Griechen, jene der Araber, die das Land eroberten, und die gegenwärtig herrschenden Türken ausmachen.

Die Griechen selbst theilen sich wieder in schismatische Griechen, in Katholiken und Maroniten. Die Nation der Araber besteht 1) aus den Nachkommen jenes mächtigen Volksstammes, der im Jahre 622 unter Mahomets siegreichem Pannier das Land eroberte; 2) aus den Metaulis, die durch ihre Religionslehre sich von obigen unterscheiden; 3) aus den Drusen, die aus gleichem Grunde einen eigenen Volksstamm bilden; 4) endlich aus den Ansaries, deren Ursprung sich von den Arabern herleitet.

Die meistübliche Sprache ist die arabische, die aber von Volk zu Volk, oft von einem Dorfe zum andern, in verschiedene Dialecte ausartet. Die türkische Sprache ist nur unter den

Kriegsleuten und den Beamten üblich. Die Türken selbst bewohnen fast ausschließlich die Städte, wo sie als Regierungs-Mitglieder, oder als Kriegs- und Gewerbsleute ihrem Berufe obliegen. Die Araber und Griechen bevölkern hingegen die Dörfer, und bilden den Baurenstand auf dem Lande: in den Städten machen sie das gemeine Volk aus. Die katholischen Griechen haben sich, des Handels und der Künste wegen, mehrtheils in die Städte zurückgezogen. Die Maroniten, ein eigenes Volk, bewohnen die Gebirge des Libanon's, von dessen oberstem Gipfel gegen Aufgang bis zum mittelländischen Meere gegen Niedergang. Die tapfern Drusen sind ihre Nachbarn und erstrecken sich von Bar-El-Kelb bis in die Nähe von Sour (Tyrus). Von dieser Stadt her abwärts durch das ganze Thal von Bekha dehnt die Heimath der Metaulis sich aus. Die Ansaries — aus mehreren Stämmen bestehend, die verschiedene Namen annehmen — bevölkern das ganze Gebirge zwischen Nahr-Aggar bis nach Antakin. Dieß sind die festsitzenden Bewohner Syriens, die meistens dem Landbau sich widmen. Noch bleiben aber drei andere Nationen, die keine festen Sitze haben, sondern mit ihren Gezelten und Viehherden innert bestimmten Bezirken umher schwärmen, die sie als ihr von den Vätern ererbtes Eigenthum ansehen. Es sind die Turkomannen, die Kurden und die Bedouinen.

Die Turkomannen, aus der Tartarei herstammend, hausen fast ausschließlich auf der weiten Fläche von Antiochia. Man schlägt ihre Gesammtzahl auf 30,000 Mann an. Religion und Sprache haben sie mit den Türken gemein. Sie sind ein hochsinniges, tapferes, gastfreundliches Volk und keineswegs raubsüchtig, wie die Araber.

Die Kourden, Herkömmlinge aus Kourdestan in Persien, schwärmen — in Stämmen eingetheilt — im Gebirge zwischen Alexandrette und dem Euphrat herum, sie bestehen aus 120,000 Gezelten oder Kriegern, die durch ihre Räubereien weit in der Runde gefürchtet sind. Ihre Mundart ist ein Gemenge von der persischen und arabischen Sprache; ebenso ihre Religion, in

welcher Mahomets Lehrsätze zugleich mit allen Arten heidnischer Thorheiten vorkommen.

Die arabischen Bedouine, lauter Bewohner der Wüste, bilden die eigentliche reine Race der Araber. In unabhängige Stämme eingetheilt durchstreifen sie in ihrer ganzen Länge die große Wüste von Persiens Gränzen hin bis nach den Ufern von Marocco. Ihre Sprache, ihre alten, patriarchalischen Sitten, ihr mittelmäßiger, schlanker Körperbau, ihr dürftiges, einfaches Leben mitten unter ihren Herden, die nebst Roß und Speer ihren einzigen Reichthum ausmachen, alles dieses beweis't, daß sie einen gemeinsamen Ursprung haben, der sich in das tiefste Alterthum verliert. Indessen ist hier nur von jenen die Rede, die in Syrien und in der Nachbarschaft der Türken sich aufhalten. Sie sind deren unversöhnlichste Feinde und können nicht vergessen, daß dieselben ihnen das schöne Land raubten, das sie ursprünglich erobert hatten. Jeder ihrer zahlreichen Stämme hat seine Scheiks oder Vorsteher, deren oberstes Haupt den Titel eines Emirs annimmt, was Befehlshaber oder Fürst bedeutet. Diese Völker befolgen Mahomets Religion auf ihre eigenthümliche Weise.

Die Missionäre, die im Jahre 1831 nach dem Gebirge Libanon gesendet wurden, sind die beiden Jesuiten, P. Riccadonna und P. Planchet; Fr. Henze, ein Layenbruder, ward ihnen als Gehülfe beigegeben; bald werden mehrere andere ihnen nachfolgen. Sie haben bereits zwei Stationen errichtet, die eine im Mittelpunkte des Libanon's, die andere in der Ebene von Balbek. Sie fanden das Land noch voll des Andenkens an die alten Jesuiten; mehrere Greise erinnerten sich, sie ehemals gesehen zu haben. Die beiden Väter wurden auch deßhalb allerwärts mit großer Freude aufgenommen. Das Land ist in mehrere Religionen und Secten eingetheilt. Es giebt hier, wie schon oben berichtet wurde, katholische und schismatische Griechen, Armenier und Maroniten u. s. w. Unter den Mahometanern (Türken) folgen diese dem Omar, jene dem Ali, wieder andere dem Abou-Becker. Dann giebt es auch Heiden, wie z. B. die Drusen. Diese Letztern zeigen einige Neigung zum christ-

lichen Glauben und ihre Bekehrung ist keinen großen Schwierigkiten unterworfen. Es ist auch nicht unmöglich, selbst die fanatischen Mahometaner für die Wahrheit zu gewinnen. Da der gegenwärtige Fürst im Gebirge Libanon ein Christ ist, so hat man heut zu Tage bei Bekehrungsfällen nicht mehr jene Verfolgungen zu gewärtigen, die sonst richtig eintrafen, so lange das Land unter türkischer Herrschaft gestanden hat.

Die Drusen sind ein kleines Volk, das den Libanon und Anti-Libanon bewohnt; ihre Abstammung verliert sich ganz im Dunkel. Sie behaupten: daß ihre Voreltern zu den Kreuzfahrern gehörten, die im Jahre 1099 Gottfried von Bouillon nachfolgten, um das gelobte Land zu erobern, daß selbe nach der Zerstörung des Reiches von Jerusalem sich in die Gebirge flüchteten, um den Verfolgungen und der Wuth der Mahometaner zu entgehen, und daß sie ihre Benennung Drusen von dem Geschlechts-Namen eines ihrer damaligen Feldherrn des Grafen von Dreux herleiteten. Die meisten ihrer vornehmern Häuptlinge behaupten noch überdieß, Nachkömmlinge einiger der Hauptleute aus dem Heere der alten Kreuzfahrer zu seyn: der eine will von dem mächtigen Hause der Guisen in Frankreich herstammen, der andere aus der Familie von Florenz u. s. w. Indessen behaupten verschiedene Schriftsteller, daß ihr Ursprung älter sey, als die Zeit der Kreuzfahrer. Diese Meinung kann mit den Behauptungen der Drusen einigermaßen vereinigt werden, wenn man sagt: daß die Drusen schon vor den Kreuzzügen bestanden und daß sie die Trümmer des Heeres der Kreuzfahrer unter ihnen aufnahmen.

Die Religion der Drusen ist eine Mischung von Heidenthum, Christenthum und den Lehren Mahomets: sie bethen die Bildsäule ihres Gesetzgebers Biemrillah an, befolgen mehrere muselmännische Vorschriften und lesen das Evangelium mit vieler Ehrfurcht. Es befinden sich unter ihnen zwei wohlgeschiedene Klassen, die Ukhals oder Geistreiche, Erleuchtete und die Dgiukhals oder Unwissende. Die Ukhals sind eine Art Pharisäer, die ein zurückgezogenes Leben führen, die Freuden der Welt fliehen und verschiedene Abtödtungen ausüben. Die

Dgiukhals leben viel freier, nehmen an den Gebethen und Zusammenkünften der Ukhals keinen Antheil, haben deßhalb auch keine Kunde von ihren Geheimnissen, und begnügen sich damit, einige Gebethe zu Ehren Biemrillah's herzusagen.

Die Drusen machen eine Bevölkerung von 120,000 Seelen aus. Sie zeigen keineswegs jenen blinden Haß gegen das Christenthum, der die Muselmänner so sehr auszeichnet. Die Missionäre werden von ihnen mit Freuden aufgenommen und sie vernehmen deren Unterricht mit vieler Bereitwilligkeit. An diesen apostolischen Arbeitern soll es ihnen auch künftig nicht fehlen: die Jesuiten fangen bereits an, ihre alten Missionen unter ihnen wieder zu besetzen. Wir nähren darum die tröstliche Hoffnung, daß die alte Wüste auf ein Neues blühen und mit wahren Kindern Gottes wird bevölkert werden. Ja, mögen die mächtigen Ceder-Bäume des Libanons, die einstens die Wiege des Christenthums hier beschatteten, neuerdings christliche Völker unter ihrem Schatten ruhen lassen. Amen!

Schreiben des P. Riccadonna, Missionär aus der Gesellschaft Jesu an H***.

Antoura, 10. Januar 1833.

„Wir sind noch immer beschäftigt, die arabische Sprache zu erlernen; was auch nicht zu verwundern ist, da gewöhnlich die neuen Missionäre in dieser Gegend erst drei oder vier Jahre nach ihrer Ankunft anfangen Nutzen zu schaffen: wir aber hoffen weit weniger Zeit auf dieses Studium verwenden zu müssen. Die Schwierigkeiten der Sprache sind auch nicht so groß. Die Wanderungen, die wir bisher unternahmen, überzeugten uns, daß man, um hier das heilige Amt zu verwalten, trotz des guten Clima's, jung und sehr stark seyn muß. Ich sehe nicht ein, was ein Greis oder ein Mann von schwacher Gesundheit, der wegen der Beschwerde des Reisens immer am nämlichen Ort bleiben müßte, gutes wirken könnte; der Missionär muß selbst hingehen, die zerstreuten Schaafe aufzusuchen, denn diese kom-

men selten zu ihm. So müssen wir denn immer von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus wandern. Auch braucht es große Geduld, um sich den sonderbaren, unbequemen und oft abschreckenden Gebräuchen zu fügen und sich mit langen und nicht geachteten Arbeiten zu befassen. So muß man durchaus auf dem Boden und mit den Händen essen, Alle aus einer Schüssel, meist unschmackhafte und anekelnde Speisen; man trinkt aus dem nämlichen Krug, schläft auf einfacher Matte in der elendesten Hütte, voll Rauch und häßlicher Insekten; man ist genöthigt, mitten durch Schismatiker und Ungläubige zu wandeln, durch Sandflächen oder schroffe und steinigte Pfade, ohne eine Stelle anzutreffen, wo man von seiner Mühsal ausruhen oder sich vor dem Regen und dem Einfluß der Witterung schützen könnte: kurz, wer einigen Nutzen schaffen will, muß sich entschließen, sich selbst vollkommen hinzuopfern. In diesem an Priestern so armen Lande, giebt es viel Anlaß Gutes zu thun; besonders in den Gebirgen und in den Provinzen der Drusen und des Bekha, wo der Missionär frei reden und handeln darf und wo selbst die Ungläubigen uns lieben und einladen. Wir haben in unserer Nachbarschaft einen Drusischen Fürsten; der uns seine Kinder zusenden und uns ihre Erziehung anvertrauen will; ein reicher Mahometaner schickte uns vor einem Monat einen Sack voll Reis; ein anderer Mahometaner lud uns vor einigen Tagen zu sich um sich mit uns zu unterhalten; er fand für gut, alle Frauen aus seinem Hause zu entfernen und dafür seine Freunde einzuladen. Lange sprachen wir zusammen über die Religion: der Mann ist gerade, fest in seinem Glauben und ein besonderer Verehrer Mahomets; doch erzeugten unsere Worte einige Zweifel in seinem Geiste, und als wir schieden, war er bewegt und Thränen traten in seine Augen.

„Der P. Planchet hatte neulich eine gründliche Unterredung mit einem unter den Seinigen der Wissenschaft wegen hochgeschätzten Schismatiker: beinahe war dieser überzeugt, als er sich entfernen wollte und versprach wiederzukommen; wirklich kam er diesen Morgen wieder und trat sogleich in unsere Kapelle, um die Messe zu hören, worüber wir sehr erstaunten.“

„Auswärts können wir ohne Gefährde die Religion in allen Hütten, die wir antreffen, verkünden. Sind die Bewohner Ungläubige, so genügt es zu einer guten Aufnahme und um sich ungehindert besprechen zu können, wenn sie uns nur am geringsten Zeichen als Europäer erkennen; leider ist auch unsere schlechte Aussprache des Arabischen ein mehr als genügendes Zeichen, uns als solche zu erkennen: sind es aber Katholiken, so wissen auch die Aeltesten selten, was zum Heile nothwendig ist. Wir fanden sehr viele, die kaum wissen, daß sie Christen sind, und viele wissen nicht einmal, welche Religion sie bekennen. Bei den Quellen des Adonis-Flusses (arabisch Nehr-Ibrahim) fand ich in einer Hütte einen Greis, zwei Frauen und zwei junge Leute; der Greis und einer der Jünglinge waren Mahometaner von der Sekte Ali's, welches die Sekte der Perser ist; die zwei Frauen gehörten zur Sekte Omar's, der Sekte der Türken, und der andere Jüngling gab mir zu verstehen, er sey Christ. Nachdem ich mich ein wenig erquickt, ging ich hinaus und nahm den Jüngling mit mir auf die Wiese: er versuchte, um mir einen Beweis seines Glaubens zu geben, das Kreuzzeichen zu machen, doch vermochte er das nicht vollkommen, worüber die andern lachten. Ich fragte ihn über seinen Ritus, er wußte nicht recht, ob er Maronite oder Syrier oder Armenier sey. Ich fragte ihn, ob ihm die Namen Jesus und Maria bekannt seyen; er entgegnete: der erstere Name sey ihm nicht unbekannt, aber er wisse nicht, wer der Jesus da gewesen sey; von Maria aber habe er nie etwas gehört; ich fuhr fort ihn zu unterrichten, bis sein mahometanischer Gefährte mir ihn rasch von der Seite riß."

„Außerhalb von Kesroan ist solches Zusammentreffen nicht selten. Tröstiich ist's, vor sich eine so reichliche Aerndte und so großen Ersatz für die erwähnten Beschwerden und Mühsale zu erblicken. Ich danke Gott, der mir zu dem Wunsche, in diesen mühsamen Missionen zu arbeiten, auch die nothwendige Gesundheit verlieh. P. Planchet, dessen natürlichen Kräfte in Europa für unzureichend gehalten wurden, die Mühen der apostolischen Lebensart auszuhalten, und der anfangs meine Besorgniß erregte, hat nun alle Schwierigkeiten dieser Mission, die nicht gering sind, überstiegen.

„Der Bruder Henze kam, nachdem ich ihn oft und dringend dafür angegangen, mit mir, um in Bairout als Arzt die Consuln und in Kesroan die Patriarchen zu bedienen. Ueberdieß wurde ich noch von andern benachbarten Gegenden her ersucht, ihre Kranken zu besorgen. Einige der Vornehmsten Schismatiker von Bairout wandten sich an B. Henze, er wurde zu einer ärztlichen Berathung gezogen, wo er sich viel Ehre erwarb. Nachher machten wir zusammen eine sechszehntägige Wanderung, während welcher er die Heilsmittel für die Krankheiten der Körper wie der Seele ausspendete. Wir reichten allen Arten von Menschen Hülfe. Ein Schikmatiker, der uns am reichlichsten bedachte, schenkte uns fünfzig türkische Piaster. Es war im Dezember, wir schliefen immer auf dem Boden. Wir reisten durch Regen und Sturmwetter, nicht nur bei Tag, sondern auch in sehr dunkler Nacht. So waren wir z. B. in der hl. Weihnacht so sehr durchnäßt, daß wir uns einen heftigen Husten zuzogen: kaum waren wir zu Hause angelangt, so wurde Br. Henze von einem mit schmerzhaftem Ausschlag begleiteten Fieber überfallen. Unsere Araber behaupteten, es seyen die in diesem Lande sehr gewöhnlichen Pestbeulen. Seit acht Tagen ist der Kranke bettlägerig, man besucht uns sehr selten aus Furcht vor der Ansteckung. Br. Henze aber glaubt, er sey durch Arsenik vergiftet, und wirklich suchen die Ungläubigen oft die Christen zu vergiften. Wie dem auch sey, die Krankheit ist jetzt bezwungen und morgen wird sich der Kranke wahrscheinlich wieder ganz geheilt erheben. Wir verließen ihn keinen Augenblick, und diese letzten Tage hatten wir nichts anderes zu thun, als ihn zu besorgen.“

„Indessen besucht P. Planchet anstatt des Br. Henze die Kranken Tag und Nacht, ohne sich durch die Furcht vor den Wölfen, noch durch eine außerordentlich ungünstige Witterung abhalten zu lassen. Er giebt mir ein schönes Beispiel, indem er sich viele Stunden vom Schlafe entzieht, um mehr Zeit zu gewinnen, Gutes zu thun: er möchte sich angewöhnen, nur einige Stunden zu schlafen. In drohenden Gefahren wiederholt er beständig, er wolle sich nicht köstlicher dünken, als er wirklich sey; er hat, mit einem Worte, eine merkwürdige Geringschätzung gegen sich

selbst; sein Anblick ist mir Trost und Sporn ihm nachzuahmen, und indem er mir keinen Zweifel über die Gewißheit seines Berufes läßt, beschämt er mich wegen meiner eigenen Schwäche.“

„Oft werden wir schriftlich über Fälle befragt, die in Europa sehr seltsam scheinen möchten und deren Lösung sich in keiner Moral findet; es giebt wirklich oft sehr sonderbare und neue, wozu das Gemisch so vieler Sekten Anlaß giebt. Die einen fragen uns, ob sie zur größern Ehre Gottes diesen oder jenen Muselmann tödten dürfen, weil er einen ärgerlichen Wandel führe; ob sie von den Götzendienern gewisse Zeichen, wodurch sie unsichtbar werden, kaufen, ob sie die Tochter ihrer verstorbenen Frau ehelichen dürfen, und viele andere ähnliche Fragen.“

„Ich bin u. s. w.“

Riccadonna, apostolischer Missionär.

Schreiben ebendesselben an den Hochw. P. J. B. Dasst.

Mein hochwürdiger Vater in Christo!

„Anfangs hatte ich mir vorgenommen, hin und wieder einen kleinen Bericht für jene Personen nieder zuschreiben, die besondere Theilnahme an unseren Missionen zeigen; aber wie soll mir nun das gelingen? Bei unserer Ankunft traten wir gleichsam in das Noviziat der Mission, und mußten durch Gebeth und das Erlernen der arabischen Sprache uns zu dem wichtigen Geschäfte vorbereiten, wozu uns Gott in diese Länder berufen hat. Wir hatten genug damit zu thun, das Land, die Völkerschaften, ihre Sitten, die verschiedenen Sekten und Religionen zu beobachten, und die andern, dem Missionär höchst nothwendigen Kenntnisse uns zu erwerben. Nun aber treibt uns der Herr zur Arbeit, und wenn wir gleich, nach den Vorschriften unsers Ordens-Generals, möglichst behutsam zu Werke gehen, so können wir doch nicht inne halten, wenn der Eifer für das Heil der Seelen und die Ehre Gottes uns zur Handlung spornen. Hiezu aber kann der Tag uns wahrlich nicht genüngen und wir sind gezwungen, uns vom Schlafe etwas abzu-

brechen, denn weit ist das Feld und es müssen Arbeiter da stehen! Bald muß man Katholiken von verschiedenen Ryten unterrichten, die sehr unwissend und dabei oft so schwach im Glauben sind, daß sie fast für nichts zur Religion der Türken übertreten; bald muß man mit Schismatikern und Häretikern sich unterreden um sie in den Schoos der Kirche zurück zu führen; allwärts muß man mit Muselmännern (Türken), Heiden und den Anhängern von den verschiedenartigsten heidnischen und mahometanischen Sekten zu thun haben und Verbindungen mit ihnen unterhalten, um ihnen so die Bahn des Heils allmählig zu eröffnen. Sie werden gestehen, daß dieß alles wenig Zeit zum Schreiben übrig läßt. Ueberdas wollen die Großen des Landes, die Scheik's, Emir's, Bey's und andere uns sehen und über Gott uns reden hören. Kaum ist Einer befriedigt, so hat der Andere bereits seine Rosse ausgesandt, um uns zu ihm zu bringen. Der P. Planchet, mein Gehülfe, der sich ausnimmt als hätte er schon viele Jahre hier gelebt, ist damit nicht zufrieden, daß er fast ohne Unterlaß die Katholiken zur Beichte hört, sie unterrichtet und zu besserer Lebensart anleitet, er wagt sich noch überdieß an jeden, der ihm vorkommt, sey er Türke, Heide oder Schismatiker. Großes Aufsehen machte er unlängst zu Bairout, Bhamdoum und Blater und an andern Orten, wo seine Predigten und sein Lebenswandel viele Ungläubige ins Netz des hl. Glaubens gezogen haben. In einer ganz heidnischen Gegend getraute er sich sogar vor dem Toparchen oder Großherrn des Landes zu erscheinen; der Scheik (ein Landeshaupt) wagte sich in einen Streit mit ihm und mußte sich für überwunden bekennen. Dieser große Scheik, der voriges Jahr noch einer der Ersten war, die sich wider den christlichen Namen verschworen hatten, ist von sehr unruhigem Geiste und alles fürchtet ihn. Er gab endlich dem P. Planchet sein Ehrenwort und versprach, ein Christ zu werden. Als hierauf der Missionär dringend anhielt, die Kinder, die der Scheick mit seinen Beischläferinnen erzeugt hatte, noch in derselben Stunde taufen zu lassen, gab jener zur Antwort: er wolle sie selbst, aber in Geheim zu uns führen, um den Mitgliedern seiner Familie, die sehr zahl-

reich sind, nicht vor den Kopf zu stoßen.... Doch zu weit darf ich mich nicht einlassen; wohl hätte ich Lust, Ihnen alles umständlich zu schreiben, aber auch der Augenblick ist nicht unser. Wollen Sie, mein ehrwürdiger Vater, daß ich um einiger Zeilen willen, einen Bedouinen oder einen armen Drusen, den der Zufall zu mir brachte, ohne Unterricht von dannen ziehen lasse? ach! vielleicht hört er nie wieder vom ewigen Heile etwas reden! — Trotz dieser Beschäftigungen habe ich's mir doch vorgenommen, wenigstens einen Theil unseres Missions-Tagebuchs zweimal im Jahre in's Reine zu setzen, wofern es mir gelingt. Meistens schreibe ich meine Bemerkungen während meinen Reisen, ohne Tisch, mit Bleistift, bald auf einem Steine, bald zu Pferde und folglich ohne Wahl des Ausdrucks und der Worte nieder. Seit mehreren Monaten arbeitete ich an dem Bruchstücke, das ich Ihnen mitsende. . . . O mein Vater! (ich sag' es Ihnen im Vertrauen) wir leben jetzt, nach gemeiner Redensart, wie wahres Bettel-Gesindel, ohne Kleidung, ohne Wohnung, ohne Lebensvorräthe — und recht eigentlich auf Kosten der göttlichen Vorsehung. Helfen Sie uns, ich bitte! Alles was man bei Euch mit Nichtachtung hinwirft, ist für uns ein kostbares Gut. Ein Knäuel starken Fadens, ein Hundert Knöpfe, ein Päckchen Nadeln würde uns vortreffliche Dienste leisten. Der Abgang dieser Gegenstände nöthigt uns oft ganze Monathe hindurch mit zerrissenen Kleidern einher zu gehen. Es wird Ihnen schwerlich möglich seyn, uns irged ein Dach oder ein Fenster hinüber zu senden, um uns gegen das Ungemach der Witterung zu schützen — doch wäre uns etwas der Art so nothwendig als willkommen . . . . Gott sey immer gepriesen! O mein Vater, welch' reiche Quelle des Trostes fließt uns hier! Man muß diese harten Mühsale und Entbehrungen selbst erfahren haben, um ihren hohen Werth und ihre Süßigkeit zu kosten! Was mich betrifft — ich wünsche immer so zu leiden . . . . . Es will mich aber bedünken, die Vorsehung habe einen Emir beauftragt, uns nun gehörig zu versorgen, und ich sehe, daß wir

in Bälde zwei sehr anständige Häuser mit gehörigem Einkommen erhalten werden . . . O bethen Sie für uns, und lassen Sie uns auch dem Gebethe der Freunde anbefohlen seyn. — Mit Ihnen vereint in den heiligsten Herzen Jesu und Maria,

P. Riccadonna,
apostolischer Missionär.



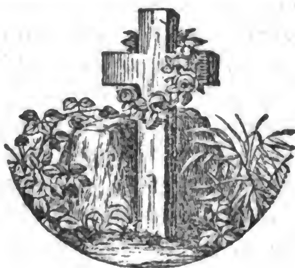
Annalen der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens,

enthaltend

die authentischen Berichte aus den katholischen Missionen in Asien und Nord-Amerika.

Den Mitgliedern der Gesellschaft deutsch mitgetheilt.

No. IX.



Einsiedeln,
Buchhandlung und Buchdruckerei von Meinr. Kälin u. Comp.
Mainz,
in Commission der Administration der Müller'schen Buchhandlung.
1835.

Gesellschaft
zur
Verbreitung des Glaubens.

Geliebte Brüder und Schwestern! Das Blut der Martyrer fließt nun in der That in den beiden heidnischen Königreichen Tonkin und Cochinchina: Priester und Gläubige, deren die Verfolger habhaft werden können, fallen hingewürgt als Opfer grausamen Christen-Hasses. „Was wird aus diesen noch jungen Kindern der Kirche werden, wenn die Verfolgung fortdauert?!“ So seufzte Hr. Jaccard, der muthvolle und rühmlichst bekannte Missionär und Bekenner in diesem Lande der Martyrer. Vielleicht da wir dieses schreiben hat er bereits vollendet seine glorreiche, apostolische Laufbahn durch noch glorreichern Tod um Jesu Christi willen; denn auch über ihn, der zuerst zu Zwangs-Arbeit verurtheilt wurde, verhängte der heidnische König zuletzt die Todesstrafe.

Von einem andern Missionär in eben diesem Lande, Hrn. Gagelin, wissen wir ganz zuverlässig, daß er wirklich den Martyrertod erduldet hat. Dieser nun selige Blutzeuge Jesu Christi geht uns nahe an, Geliebteste! Am Vorabende vor seinem glorreichen Tode hinterließ er noch folgende Worte, gleichsam als letztes Vermächtniß eines Heiligen, der hingeht, das Angesicht seines Erlösers zu schauen. So schrieb er: „Lassen Sie es „sämtlichen Mitgliedern der Gesellschaft zur „Verbreitung des Glaubens wissen, daß ich ihrer „im Himmel eingedenkt seyn werde.“ —

So war denn dieses Bekenners letzter Blick gleichsam auf uns gerichtet: seine letzten Aufträge betrafen jene Gesellschaft der Gläubigen, die durch ihr vereinigtes Gebeth vielleicht manchem

der Neubekehrten die Gnade der Standhaftigkeit erwirkten und ihnen die Bahn des Himmels öffneten. Wie soll diese Betrachtung uns nicht neuerdings ermuntern, eifrig das Werk fortzusetzen, das auch in den fernsten Gegenden der Erde Anerkennung findet und Fürbitter bei Gott uns erworben hat? Tausende preisen jetzt dieses gute Werk und schließen sich demselben an. Auch in Rom wurde es abermals dem Schutze des heil. Vaters empfohlen. Papst Gregor der XVI, der vor seiner Erhebung Präfect des Collegiums de propaganda war, erkennt dessen ganzen Werth; und Seine Heiligkeit äußerte bei diesem jüngsten Anlasse, daß er sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft in seinem Herzen trage. Gründe genug für uns, Geliebteste! daß wir nun durch keinerlei Rücksichten der Zeit uns hindern lassen, auf der einmal betrettenen Bahn fortzuwandeln, und recht viele unserer Brüder zu bereden, Gleiches mit uns zu thun.

Mit Ungeduld erwarten wir die nähern Nachrichten über die glorreichen Kämpfe der Bekenner in Tonkin und Cochinchina: so Gott will, werden wir noch vor Abdruck dieses Heftes Euch die wichtigsten davon mittheilen können. Einstweilen geben wir Euch die Fortsetzung der Berichte aus der Mission des Libanon.

Mission des Libanon.

Fortsetzung.

Schreiben des P. Planchet, Missionär der Gesellschaft Jesu an P. N. Priester ebenderselben Gesellschaft.

Antaura, 9 Julius 1833.

Mein Vater in Christo!

In meinem letzten Schreiben meldete ich Ihnen, daß wir trotz der Nähe des egyptischen Heeres, dennoch ziemlich ruhig waren; allein plötzlich empörten sich unsere Drusen wider den Großfürsten und Befehshaber des Gebirges Libanon und jagten uns dadurch nicht geringe Furcht ein. Wir waren Anfangs Willens, uns bei irgend einem Consul zu Bairout in Sicherheit zu setzen; daran hinderte uns aber der Umstand, daß unsere Residenz gerade im Herzen des Drusen-Landes gelegen ist: wollten wir die Flucht versuchen, so mußten wir ohne Umweg mitten durch ihr Lager ziehen. Tag und Nacht wiederhallte es in den Bergen von den Flintenschüssen, die sie in einem fort abfeuerten, um sich gegenseitig zu berichten und schnell beisamen zu seyn, falls der Landsturm beginnen sollte. Jeden Augenblick glaubten wir ihre Schaaren vor der Thüre zu sehen. Unser kleine Befehlshaber war's, der seine Leute die Waffen hatte ergreifen lassen: großen Muth und Geistes-Gegenwart zeigte der kaum vierzehnjährige Knabe. Seine Drusen hatten bereits ein kleines Heer gebildet und sich Dair-el-Camar's der Hauptstadt im Gebirge Libanon, drei Stunden von unserer Residenz

gelegen, bemächtiget. Da kam aber der Großfürst von Jean-d'Acre mit einer beträchtlichen Abtheilung von Egyptiern zurückkehrend gegen sie angezogen, und zwang sie, die Stadt zu räumen und die Flucht zu ergreifen. Man zog ihnen nach: mehrere Häuplinge wurden gefangen und dem Tode überliefert; den andern wurde nach der Landessitte Haus und Hof und umliegendes Gut von Grund aus abgebrannt und zerstört. So wurde der Friede wieder hergestellt.

Um diese Zeit war's, da wir den Plan zu einer Reise nach Damask entwarfen. Ibrahim Pascha, Sohn des Vize-Königs von Egypten hatte diese wichtige Stadt eben eingenommen und 8,000 Mann Besatzung daselbst zurückgelassen, bevor er nach Alep zog. Die trotzigsten Damasker knirschten vor Wuth, allein sie mußten der Gewalt nachgeben; besonders konnten sie die Schmach nicht ertragen, die Christen auf gleichen Fuß mit ihnen gesetzt zu sehen. Wir benutzten die Gegenwart der egyptischen Truppen, um eine Stadt zu besuchen, wohin es zu jeder andern Zeit schwer gewesen wäre den Fuß zu setzen. Von Dair-el-Camar zogen wir aus, um uns mit der großen Karavane (einer ganzen Gesellschaft von Reisenden) in den Ebenen von Balbeck zu vereinigen. Gegen Abend erreichten wir den Ort, wo Kaufleute und Reisende, die nach Damask ziehen, oder von da zurückkehren, sich zu versammeln pflegen. Dieser Ort gleicht einem geräumigen aber verlassenen Lager, an den Ufern des Litani-Flusses gelegen. Hier nun bildet sich die Karavane, die nach Damask zieht; und hier im Rückwege löst sie sich wieder auf, um andere Wege einzuschlagen. Es war ein recht sonderbares Schauspiel, dieß bunte Gemisch von Menschen aller Nationen und jeder Gattung zu sehen! Da waren beisamen: Christen, Juden, Muselmänner, Griechen, Babylonier, Araber, die wie wahnsinnig durch einander rannten und schrien, ein jeder nach seiner Art nnd Weise. Den Wirrwar vermehrten beiläufig zwei hundert Lastthiere großen Kalibers (Kameele), die da und dort zwischen Kisten und Ballen der Länge nach hingestreckt lagen, oder wohl gar aus Ermattung und in voller Behaglichkeit sich auf dem sandigen Grunde herumwälzten und Wolken

von Staub in die Höhe wirbelten. Wir waren eben ganz in Betrachtung dieses seltsamen Schauspiels vertieft, als wir in einiger Ferne Araber aus dem Stamme der Metaulis gewahrten, die von der Weide heimkehrten. Sie führten ihre reichen Heerden von Ochsen und Kameelen wieder in ihr Dorf zurück, das wir unweit unsers Lagers erblickten. Die Mataulis sind Muselmänner von der Secte Ali's, beinahe wild und furchtbar anzusehen. Ich weiß nicht, ob auch schon Missionäre sich mit ihnen eingelassen haben: es muß dieses keine leichte Sache seyn. Bald jedoch werden wir im Stande seyn, ihnen einen Besuch zu machen; denn gerade an der Gränze ihres Bezirkes wurde uns eine Residenz angebothen. Der Abend hatte indessen ein allmähliges Dunkel über die weite Ebene ausgebreitet: ich bethete mein Brevier, und nachdem wir unser Nachtmahl genommen, wie es bei einer Karavane eben der Brauch ist, legten wir uns im Angesichte aller lieben Gestirne des Himmels auf der lieben Mutter-Erde nieder, um, so weit's gehen mochte, einige Ruhe zu genießen.

Am folgenden Tage, zwei Stunden nach Mitternacht begaben wir uns auf den Weg, von einer kleinen Schaar Bewaffneter begleitet, die uns vor den Räubereien der Araber beschützen sollten. Bald hatten wir die Ebenen Balbeks hinter uns, jetzt drangen wir in das Gebirge, das ununterbrochen bis Damask fortlauft. Diese Berge sind niederig, sandicht, unfruchtbar und ganz unbewohnt. Die Kühle der Nacht war uns etwas beschwerlich, aber die Sonne ließ nicht lange auf sich warten; wie sie allmählig empor stieg, ward die Luft glühend vor Hitze. Es war kein Obdach hier, das uns schützte vor den sengenden Strahlen: wir wandelten in einem großen und offenen Thale, das die Bewohner des Landes gar richtig und wahr, das Höllen-Thal nennen; kein Schatten war in diesem Höllen-Thale, kein Tropfen Wassers, dafür rieselte es aber ab unseren Stirnen unter dem gewaltigen Drucke einer 40 Grad messenden Julius-Hitze. Was immer den Strahlen der Sonne ausgesetzt war, verbrannte, Hände, Füße und Angesicht. Der Turban, der unser Haupt bedeckte, war uns lästig, und der langsame

Gang unserer Maulthiere gab uns Zeit genug, um zu ersticken und gebraten zu werden. Mit einfallender Nacht erreichten wir endlich ein kleines Dorf, das von Muselmännern bewohnt war. Die Karavane nahm ihren gewöhnlichen Stationsplatz ein. Was uns betrift, so vermeinte unser Führer uns große Gunst zu erweisen, indem er uns in's Gasthaus des Landes führte. Welches Gasthaus, guter Himmel! Wir fanden hier rundweg nichts, als stinkendes Wasser, wovon wir tranken, ohne den Durst zu stillen, nnd ein Kämmerlein niedrig und finster, worin kein anderes Geräth zu sehen war, als ein kleiner Topf von gebrannter Erde, der zur Lampe diente. Wir mußten bis tief in die Nacht warten, um ein paar Tropfen Milch zu erhalten, und einiger Ruhe genießen zu können. Unsere Wirthin brachte uns endlich ein großes Tuch von Kameelhaar, auf das wir uns bis am Morgen hinstreckten, ohne ein Auge schließen zu können. Wir hatten jetzt noch eine Tagreise vor uns, und mußten eine ähnliche Wüste durchziehen, wie jene des vorigen Tages, bis wir endlich in den fast gränzenlosen Flächen, die nach Bagdad führen, die Stadt Damask vor unsern Blicken sich entwickeln sahen. Sie liegt am Fuße des Anti-Libanon, der gegen die Abendseite hin sich erhebt; gegen Westen dehnt sich die Wüste aus. Die Lustwälder und das nie welkende Grün der Bäume, die sie umgeben, bilden einen höchst angenehmen Gegensatz mit den öden Sandflächen, aus denen die Stadt wie herausgezaubert wurde. Damask ist eigentlich der Sitz des Mahometismus im Morgenlande. Allenthalben schwand sonst mehr oder weniger die steife Abhänglichkeit an den falschen Propheten (Mahomet); in Damask allein scheint sie eher zugenommen zu haben. Nebstdem sind die Damasker ein trotziges, rachgieriges Volk, das mit Verachtung einen jeden ansieht, der nicht zu seiner Secte gehört. Wir stiegen ab, um unsern Einzug in die Stadt vorzunehmen. Nur der Muselmann darf hier zu Pferde erscheinen, und wenn gleich, wie wir hörten, die gegenwärtige Regierung dieses Gesetz aufhob, so hielten wir doch für rathsam, in diesem Stücke die Klugheit walten zu lassen. Wir zogen so ganz ruhig einher,

und gleichwohl etwas besorgt, als plötzlich ein rauher Kerl den Pater Riccadonna, der vorangieng, beim Kragen faßte, dann auch mich festhielt, und verlangte, indem er uns als Ungläubige schalt, *) daß wir ihm die Zeche zahlen sollten. Dem tollen Menschen widerstehen wäre gefährlich gewesen, wir wußten nicht, was uns geschehen konnte. Wir gaben ihm daher einige Geldstücke von geringem Werth; er stellte sich damit zufrieden und ließ uns unsere Wege ziehen. Von dort begaben wir uns in das Kloster der Franziskaner, die uns sehr freundlich aufnahmen und bewirtheten, so lange wir in Damask verweilten. Gegen Abend besuchten uns die HH. Poussou und Teste, beide Missionär von St. Lazarus und P. Thomas, der einzige Kapuziner, der sich hier aufhält. Die Lazaristen, wie Sie wissen, bewohnen unser altes Haus! Später erhielten wir noch andere Besuche von Personen, die mit Rührunng und Dank sich der ehemaligen Jesuiten dahier erinnerten; am Sonntag erschien auch der Vorsteher der Christen mit den Vornehmsten aus ihnen, um uns zu bewillkommen. Am Feste des heiligen Vinzenz von Paul wollten die Herrn Lazaristen uns besonders ehren; wir mußten mit ihnen das Fest ihres hl. Stifters und Vaters feiern und lasen die hl. Messe an demselben Altare, der ehemals unsern Vätern gedient hatte: dieser Altar ist das Werk eines unserer Laienbrüder. Etwa zehn Tage verweilten wir in Damask, um Zeit zu haben, die Geschäfte, wozu wir gekommen waren, zu besorgen und die hiesigen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Nahe beim Friedhofe, wo die Begräbnißstätte unserer Väter noch vorhanden ist, sahen wir die Stelle, wo, der Landes-Sage zufolge, die Stimme des Himmels den großen Apostel Paulus niederdonnerte und die göttliche Gnade ihn besiegte. (Apost. Gesch. IX, 3.) Der viculus rectus, oder die sogenannte gerade Gasse, wovon die Apostel-Geschichte spricht,

---

*) Die Türken halten alle diejenigen für Ungläubige, die ihrem Lügen-Propheten keinen Glauben beimessen: sie haben so weit recht. D. Uebers.

ist noch vorhanden *); ebenso die Fenster-Oeffnung, durch welche der Apostel hinabgelassen wurde. Das Haus des Apostels Jakobus wurde in ein Waaren-Verlagshaus umgewandelt, und jenes des Ananias, das zum Schlupfwinkel der Unzucht

*) Die Stelle in der Apostelgeschichte lautet wie folgt: „Saulus aber (Paulus), der noch immer den Jüngern des „Herrn drohte, und nach ihrem Blute lechzte, gieng zu „dem Hohenpriester und bath ihn um Briefe nach Damaskus an die Synagogen, damit, wenn er etliche sowohl „Männer als Weiber fände, die dieser Lehre zugethan wären, er dieselben gebunden nach Jerusalem führte. Als er „nun auf der Reise begriffen war, begab es sich, daß er „nahe an Damaskus kam. Da umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel. Und nachdem er auf die Erde „gefallen war, hörte er eine Stimme, die zu ihm sprach: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich! Er sprach: „Herr! wer bist du? Und der Herr sagte: Ich bin Jesus, „den du verfolgest; es ist dir schwer wider den Stachel auszuschlagen! Da sprach er mit Zittern und Schrecken: Herr, „was willst du, daß ich thun soll? Der Herr sagte zu ihm: Steh auf und geh in die Stadt, da wird man dir sagen, „was du thun sollst .... Saulus stund auf von der Erde, „und als er seine Augen aufhob, sah er nichts: Seine Begleiter nahmen ihn (den Blinden) bei der Hand und führten „ihn gegen Damaskus. Daselbst war er drei Tage lang „ohne zu sehen, zu essen und zu trinken. Es war aber ein „Jünger zu Damaskus mit Namen Ananias. Zu „demselbigen sprach der Herr in einer Erscheinung: Steh auf „und geh in die sogenannte gerade Gasse und frage „in dem Hause des Judas nach einem mit Namen Saulus „von Tarsus; den sieh! er bethet... dieser ist mir ein Werkzeug, das ich erwählt habe, meinen Namen unter den Heiden, vor Königen und den Kindern Israel auszubreiten. „Da gieng Ananias hin, kam in das Haus und legte ihm die „Hände auf.... Alsobald fielen wie Schuppen von seinen „Augen, und er bekam sein Gesicht wieder... und er hielt „sich etliche Tage bei den Jüngern auf, welche zu Damaskus waren.“ (Apost. IX, 1—20.)

diente, haben die Franziskaner heimlich an sich gekauft, um selbes zu einem heiligen Gebrauche zu benutzen. Uebrigens machte nichts einen solchen Eindruck auf mich, wie die Muselmänner selbst, die das Gepräge des Fanatismus gleichsam auf ihren Gesichtern tragen; die Kinder besonders konnte ich ohne tiefe Betrübniß nicht sehen. Schwerlich können Sie sich vorstellen, was ein Missionär in Damask fühlen muß, der täglich diese traurigen Opfer des schändlichsten Irrthums vor Augen hat, ohne auch nur ein Wort ihnen sagen zu dürfen, wodurch sie auf den Weg des Heils könnten gebracht werden: der Missionär würde sich dadurch einer unvermeidlichen Lebens-Gefahr preisgeben, weßwegen er sich darauf beschränken muß, wenigstens die vorhandenen Christen zu pflegen, die fast alle dem griechischen Ritus folgen und 5 bis 6000 Seelen ausmachen. Die schismatischen, oder von der Kirche getrennten Griechen bilden fast die nämliche Zahl und haben noch überdieß eine öffentliche Kirche, ein Vorrecht, dessen unsere Katholicken sich nicht erfreuen. Die Türken haben sich der uralten bischöflichen Kirche von Damaskus bemächtiget und selbe in eine Moschee (türkisches Bethhaus) umgewandelt; dieses herrliche Gebäude erinnert lebhaft an den ehemaligen Glanz der morgenländischen Kirche, die jetzt (ach wie lange noch?) gleichsam die Sclavin des Mahometismus geworden ist. Damask gewährt von Aussen her keinen besondern Anblick: die Häuser biethen äußerlich nur einfache Mauren von gebrannter Erde dar; allein innerlich sind sie sehr schön und haben an den Eingängen meistens einen freien Hofraum, den in der Mitte ein Wasser-Behälter und schattende Bäume zieren. Bei den Reichen ist dieser Hofraum mit Marmor gepflastert; ihr Divan oder Empfang-Saal, der nach morgenländischer Art ausgeschmückt ist, verdient ganz besondere Aufmerksamkeit. Das lebhafte Farbenspiel der gemahlten Laubwerke (Arabesken), die verschiedenen Marmorarten, und die geschickt angebrachten Vergoldungen geben einem solchen Saale ein edles und feierliches Ansehen. Hier ist es, wo die Araber auf ihren weichen Polstern, mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen sitzend, ihre Zeit mit Gespräch, Tabackrauchen, oder Kafee-trinken zu-

bringen. Damask scheint mir nicht wohl mehr denn 60,000 Einwohner zu zählen, obwohl mehrere diese Zahl bis auf 100,000 steigern. Die Stadt wird von einem Pascha regiert und ist der Sitz des griechisch-schismatischen Bischofs. Als wir Damask verließen, war eben die Cholara daselbst ausgebrochen. Es war am 22 Julius: wir waren Willens, nach Zahlet einer kleinen Stadt an den Gränzen der großen Ebene von Balbeck zu reisen, und hatten einen Marsch von anderthalb Tagen vor uns. Die Nacht mußten wir auf einem Felde unter freiem Himmel zubringen: wo wir keinen Schutz fanden vor der durchdringenden Kälte, die uns nach ausgestandener Hitze des Tages doppelt fühlbar war. Tags darauf erreichten wir Zahlet, wo der griechisch-katholische Bischof des Ortes, Hr. Ignaz Aggiuri uns mit offenen Armen empfieng. Dieser würdige Oberhirt behielt uns eilf Tage bei sich, während denen wir den Trost hatten zu sehen, mit welchem Eifer er die ihm anvertraute kleine Heerde regiert. Seinen Kirchensprengel nennt man insgemein das Bißthum des Paradieses, weil, zufolge uralter Sagen, das irdische Paradies hier soll gewesen seyn. Schon in der Nähe von Damask hatte man uns auf ein kleines Dorf aufmerksam gemacht, das eben an der Stelle gelegen ist, wo Abel und Kain, Adams Söhne, dem Herrn ihre ersten Opfer sollen gebracht haben: nicht weit von dort wird auch das Grab Abels gezeigt und der Ort, wo Cain, wie man sagt, den ersten Brudermord an ihm vollbrachte. Nahe bei Zahlet ist ebenfalls noch ein großes Grabmahl zu sehen, das man für das des Stammvaters Noe ausgiebt. In diesen Gegenden wurden erst neulich Menschen-Gebeine von ungeheurer Größe ausgegraben. Solche Entdeckungen sind hier zu Lande nicht selten. Wahrscheinlich gehören diese Gebeine jenem Riesen-Geschlechte an, von welchem die hl. Schriften oft Meldung thun. *) Weil wir von

*) Die hl. Schrift sagt: „Es waren aber zu dieser Zeit (vor der Sündfluth) Riesen auf Erden." I Gen. 6, 4. Und anderswo heißt es: „Wir haben auch allda (im Lande Canaan) „große Leute von den Kindern Enacs gesehen, gegen welche „wir nur Heuschrecken zu seyn scheinen. Num. 13, 34.

Zahlet aus zum Patriarchen der Maroniten uns begeben mußten, wollten wir die Gelegenheit benutzen, um im Vorbeireisen die weltberühmten Ruinen von Balbek zu besichtigen. Zum Führer gab man uns einen Schismatiker, der wohl unsere Geduld in Ertragung der Strapatzen theilen mußte; nach 7 Stunden Wegs durch eine Art Wüste kamen wir ermattet in Balbek an, wo wir sogleich beim Bischofe abstiegen, der fast einzig in dieser gegenwärtig verödeten Stadt zurück blieb. Ich zweifle daran, ob auch nur zwei oder drei Haushaltungen sich hier noch vorfinden. Balbek biethet das wahre Bild der Zerstörung dar; so reich und mächtig war diese Stadt ehedessen! — heute ist sie nichts mehr als ein großer Steinhaufen. Es scheint als hätte ein böser Geist all' seine Kräften hier aufgebothen, um mittelst dieser Ruinen das traurigste und gräulichste Gemälde der Verwüstung zu entwerfen. Von dem flachen Giebel des Hauses herab betrachteten wir eine Zeitlang dieses wahrhaft Herz zerreißende Schauspiel. Noch kann das Auge den weiten Umkreis der Stadtmauern verfolgen, die geschleift auf der Erde liegen. Inner dem Umkreise erblickt man nichts als Steinmassen, wild durcheinander geworfene Ruinen, einige mit Gras und Gesträuch bedeckte Stellen. Kein Laut unterbricht hier das Gruft-ähnliche Stillschweigen, außer dem ewig eintönigen Gemurmel eines Baches, der mühsam aus diesen leblosen Massen sich durchzuwinden sucht.

Gleichsam aus dem Schoose dieses Feldes der Verwüstung erhebt sich die große Ruine des Sonnen-Tempels, der schon so manchen Reisenden hieher gezogen hat. Dieses Pracht- und Meisterwerk der alten Griechen, die nach Balbek, ehemals Heliopolis (Sonnen-Stadt) genannt, eine Colonie verlegten, zeigt auch im gegenwärtigen Zustande noch alles, was immer die Baukunst Herrliches und zugleich Zierliches hervorbringen kann. Viele Säulen stürzten bereits nieder und füllen, über und durch einander liegend, die breiten Stadt-Gräben; allein die Haupttheile des Tempels trotzten bis auf den heutigen Tag allen Stürmen der Zeit und des Krieges. Die Steine sind auch jetzt noch so glatt und fein geebnet, daß man fast ein neues Gebäude vor

sich zu sehen glaubt. Die Leute des Landes sagen, der Tempel sey ein Werk des weisen Königs Salomon's; allein die erhabenen Meissel-Arbeiten, und die vielen Bilder griechischer Gottheiten, wie jene der Cybele, Ceres und der vier Jahreszeiten, beweisen ziemlich deutlich dessen griechischen Ursprung. In einem kleinen Tempel, nahe bei dem großen, der ebenfalls von höchst zierlicher Bauart ist, liest man noch einzelne Worte von einer griechischen Inschrift, die aber keinen Sinn mehr darbiethen. Die Griechen haben übrigens nicht blos in Balbek Denkmähler ihrer Kunst der Nachwelt hinterlassen; auch an der Quelle des Ibrahim-Flusses, ehemals Adonis genannt, sahen wir schöne Ueberreste eines Tempels der Venus. Was die Reisenden zu Balbek am meisten bewundern, ist die ungeheure Größe der Steine, wovon einige, die vom obern Gesimse des Tempels sich losgerissen, über 12 Schuhe an Länge mit 5 bis 6 Schuh Breite und Dicke haben: sie begreifen nicht, wie man solche Lasten hieher bringen und in die Höhe ziehen konnte. Man sagt, Ibrahim Pascha sey Willens, diese Stadt wieder aus ihrem Schutte zu erheben und sich daselbst einen Pallast zu erbauen.

„Unser Aufenthalt zu Balbek war von kurzer Dauer: schon am folgenden Tage nach unserer Ankunft traten wir die Rückreise an, um wieder in unser Gebirg zu kommen. Vor uns lagen die höchsten Gipfel des Libanon, und die sollten wir nun erklimmen. In kurzer Zeit hatten wir die Strecke auf der Ebene zurück gelegt; die Hitze des Tages war sehr groß; allein, nachdem wir durch ganz enge Fußsteige, die links und rechts in schreckliche Abgründe blicken ließen, den Gipfel des Berges erreicht hatten, ließ uns die Nähe des Schnees und ein heftiger Nordwind eine so grimmige Kälte erfahren, daß wir an allen Gliedern zitterten und genöthiget waren, einen Sturmlauf anzuheben, um nicht zu erstarren. Wir blieben nicht lange auf dieser eiskalten Höhe, sondern trachteten, so schnell als möglich eine tiefere Gegend zu erreichen, wo die Luft gelinder seyn mußte. Als wir so abwärts stiegen, kamen wir bald an der Stelle der Ceder-Bäume, die in Europa so berühmt sind, und wovon die göttlichen Schriften so oft Meldung thun. Die

Ceder ist gegenwärtig ein sehr seltener Baum auf den Höhen des Libanon, und an der Stelle, die wir jetzt erreichten, sind nur einige beisamen. Von den in der hl. Schrift gerühmten Bäumen dieser Gattung sind höchstens noch ihrer 5 oder 6 vorhanden, die wahrscheinlich Zeitgenossen des Salomons waren und jedenfalls uralt sind. Die andern scheinen viel jünger. Der Stamm dieser Bäume, aus denen der Tempel zu Jerusalem erbauet wurde, ist verhältnißmäßig sehr kurz, aber dagegen ungeheuer dick: ihrer 8 Männer könnten mit ausgespannten Armen ihn kaum umfassen. Die Rinde ist mit einer zahllosen Menge Namen überschrieben, worunter mehrere von hoher Bedeutung sind. Ich denke, daß diejenigen, die ihre Namen hier eingraben wollten, solches nicht nur darum thaten, um irgend ein Denkmal ihres Besuches zu hinterlassen, sondern auch, um dem hohen Alter dieser heiligen Bäume einige Ehre zu erweisen; und in der That, die heiligen Erinnerungen aus den göttlichen Schriften, die sich daran knüpfen, flößen dem Reisenden eine Ehrfurcht vor diesen Bäumen ein, die mit Worten nicht kann beschrieben werden.

Nachdem wir die Cederbäume begrüßt hatten, setzten wir unsere Reise weiters fort, und gelangten auf den Abend zu einem kleinen Kloster von Barfüßer-Carmeliten, das aber so eng und arm war, daß wir genöthiget waren, in einer Art Höhle zu übernachten, auf deren feuchten Grunde man uns einen alten Teppich zum Lager aufrollte. Am folgenden Tage, nachdem wir während zwei Stunden eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Libanons durchgewandert, kamen wir zum Patriarchen der Maroniten, der eben sein Landhaus bewohnte. Er empfieng uns mit allen Zeichen einer aufrichtigen Freundschaft und Hochachtung, und weil er sehr verlangt hatte uns zu sehen und wir ohne dieß wichtige Geschäfte mit einander abzuhandeln hatten, behielt er uns 5 volle Tage bei sich. In der Zwischenzeit war es, wo wir das berühmte Cannubin, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Maroniten-Patriarchen, besuchten. Dieses Kloster war einstens eine Zufluchtstätte für Mönche, die, um den Verfolgungen zu entgehen, hieher geflohen waren, um

ihre einsamen Zellen mitten in dieser Felsen-Gegend zu errichten. Dadurch gründeten sie eine neue thebäische Wüste, die man seither das Heiligen-Thal nannte. Noch sieht man längs den schroffen Abhängen des Berges die Höhlen, welche diese heiligen Einsiedler einstens bewohnten. Nur an den Sonntagen pflegten sie solche zu verlassen, um in das Kloster zu kommen, wo sie beichteten, der hl. Messe beiwohnten, die hl. Communion empfiengen und dann wieder neugetröstet in ihre Zellen zurückkehrten. Dort, ganz nahe bey Cannubin, erblickt man heute noch die Höhle, welche der hl. Marina zum Aufenthalte diente. Die Geschichte dieser hl. Jungfrau ist Ihnen bekannt; gerne jedoch wiederhole ich sie hier, da ihre Zelle mich so lebhaft an sie erinnerte. „Die hl. Marina verlangte sehnlichst, die Welt zu verlassen und ein einsames Leben zu führen. Um ihren Wunsch zu erfüllen zog sie Manns-Kleider an, und kam in das Kloster von Cannubin, wo sie unter die Zahl der Brüder aufgenommen zu werden begehrte. Der Abt vermeinte einen Jüngling vor sich zu haben, nahm sie wirklich auf und wies ihr eine Zelle an in der Nähe des Klosters. Einige Zeit darnach mußte die hl. Marina in ein benachbartes Dorf, das man heute noch zeigt, das Almosen einzusammeln; da kam eine verbuhlte Dirne, die ihren Liebhaber sicher stellen wollte, und klagte unsern jungen Einsiedler an, als habe er Gewalt gegen sie gebraucht. Da die demüthige Jungfrau, statt aller Vertheidigung, ein tiefes Stillschweigen beobachtete, so hielt man sie des angeschuldigten Frevels überwiesen, und sie wurde verurtheilt, das Kind zu ernähren, falls das zuchtlose Weib ein solches gebähren sollte. Einen Knaben gebahr das Weib. Marina unterzog sich der schweren Buß, die eine immerwährende Schmach für sie seyn sollte, nahm das Kind zu sich und erzog es mit treuer Liebe so lange sie lebte. Als die Heilige starb, kam der arme Kleine ins Kloster und kündete, bitterlich weinend, den Brüdern seines vorgeblichen Vaters Tod an. Sogleich begab man sich in die Zelle der Verstorbenen, und als man den Leichnahm auszog, um ihn nach der Sitte zu waschen, da erkannte man endlich mit Erstaunen das Geschlecht der hl. Marina,

ihren außerordentlichen Beruf, und ihre heroische Tugend. Ihr Andenken ist hier noch lebendig; die Höhle, die sie einstens bewohnte, wurde in eine Kapelle umgewandelt. Oben auf dem Altar dieses Kirchleins ist ein Gemälde angebracht, das die Heilige in der Mönchs-Kutte der Maroniten vorstellt, wie sie eben gar sittsam und in sich gekehrt — einem kleinen Kinde Speise darreicht. Die Erinnerung an ein so herrliches Beispiel höchster Selbstverläugnung, das der Ort, der davon Zeuge war, uns wie gegenwärtig sehen ließ, hatte uns zu tief ergriffen, als daß unsere Andacht nicht hätte erweckt werden sollen. Wir verweilten hier wirklich einige Zeit in eifrigem Gebethe und kehrten sodann in's Kloster zurück. Inzwischen durfte unsere Rückkehr nach Antoura nicht länger verschoben werden: wir waren schon einen ganzen Monat abwesend, und hatten ohne dieß den beabsichtigten Zweck unserer Reise erreicht. Von dem würdigen Patriarchen nahmen wir sofort Abschied und traten die Heimreise an mit einem Herrn des Landes, aus der Familie des berühmten Abunefel, welcher ein ausgezeichneter Wohlthäter unserer Gesellschaft (der Jesuiten) war. Nach viertägigem Marsche kamen wir in Antoura wieder an, um daselbst das Fest Mariä-Himmelfahrt zu feiern.

Sie sehen, mein Hochwürdiger Vater! daß uns das Reisen ziemlich gut von statten geht; und doch ist das Reisen in diesem Lande weder eine leichte noch angenehme Sache: die Wege gehen meistens durch Gebirgsland, sind schlecht unterhalten, folglich schwirig und rauh, und biethen nicht selten Abgründe zur Linken und zur Rechten dar, so daß dem armen Wanderer oft schwindeln möchte. Hat er sich halb zu todt gelaufen, so darf er erst an keine Herberge denken, denn hier zu Lande weiß man von keinen Herbergen etwas: wandelt er durch die Wüsten, so findet er kaum einen Tropfen Wasser, und höchst selten eine menschliche Wohnung. Auf harter Erde und an freier Luft muß er schlafen, oder dann, wenn es sich fügt, in unsaubern, verräucherten Wohnungen und in Gesellschaft einer ganzen Familie von Männern, Weibern und Kindern, welche die ganze Nacht durch schreien und ihm jede Lust zum Schlafe benehmen. Auch

sind hier viele Bäche, die kann man trockenen Fußes nicht überschreiten und oft giebt es Wasser bis über den Gürtel. Eine nicht geringe Beschwerde ist die brennende Sonnengluth, die den Wanderer fast auf allen seinen Wegen begleitet; daneben sind oft Regengüsse sein Antheil, denen er selten ausweichen kann. Muß er durch Wälder ziehen, dann ist Brüllen und Heulen sein einziges Schutzmittel wider die wilden Thiere, die durch menschliches Schreien erschreckt die Flucht ergreifen. Indessen können Geheul und Geschrei ihn keineswegs vor Irrwegen bewahren, und wohl nicht selten verfehlt er bei einbrechender Nacht seinen Weg, weiß dann nicht, wohin sich wenden, da rund um ihn kein Ausgang ist; bei jedem Schritte lauft er Gefahr, in irgend eine Grube zu fallen: hat der Schritt wirklich gefehlt, so muß er, wo nicht das Bein brechen, zum wenigsten eine stinkende Kothsuppe verkosten. Ist er endlich nach langem hin und her laufen so glücklich, einen Ausweg zu finden, dann kommt er wie ein unheimliches Gespenst, ausgehungert, ermattet, von Schweiß bedeckt und mit wunden Füßen nach Hause zurück. Von dieser Art sind die Süßigkeiten, die wir auf unsern Reisen verkosten müßen: wen's darnach gelüstet, der wird sie hier reichlich finden.

„Ich muß nun mit meinem Berichte fortfahren. Gegen Ende Januars 1833 verlangte der Bischof von Zahlet, der krank darnieder lag, die ärztliche Hülfe unsers Laien-Bruders Henze. Da dieses Jahr eine außerordentliche Menge Schnees gefallen war, der ganz besonders auf den Höhen des Libanon sich angehäuft hatte, so fragten wir den Bothen des Bischofes, ob die Wege auch brauchbar wären; denn, um nach Zahlet zu reisen, müßen beträchtliche Höhen überschritten werden. Der gute Mann, ohne Zweifel aus Furcht, er möchte uns etwa erschrecken und die Abreise des Arztes verhindern, antwortete, daß der Schnee um vieles abgenommen habe und daß auf den Höhen fast keiner mehr liege. P. Riccadonna traute seinem Worte und verreis'te mit Br. Henze. Für einige Zeit war der Weg noch ziemlich erträglich; allein es gieng nicht lange, so erkannten unsere Wallfahrter, daß der Mann es mit der Wahr-

heit eben nicht so ernst gemeint, denn mitten auf ihrem Wege trafen sie einen 6 bis 7 Ellen hohen Schnee an. Glücklicherweise gefror die Oberfläche während den ziemlich kalten Nächten, und mit einiger Behutsamkeit konnte man auf der unsichern Fläche weiter kommen. Hin und wieder jedoch gab die gefrorne Rinde unter den Füßen nach und die Wanderer sanken bis unter die Schultern und mußten sich dann so gut's gehen mochte, wieder empor helfen. Schwieriger war dieß Geschäft mit den Maulthieren, die mit jedem Schritte einsanken und das Weiter kommen ungemein erschwerten. Beim Herabsteigen in das Thal von Sennin, wo nicht so hoher Schnee lag, waren die Wege etwas gangbarer: dessen ungeachtet mußten unsere Leute wohl bis über die Knöchel tief im Koth wandeln. Die große Frage aber war, wie der Sennin Berg zu überschreiten sey? Mittelst eines ziemlich weiten Umweges kann man die Höhe vermeiden; allein, um den Weg abzukürzen, wollte der Führer in gerader Richtung über den Berg ziehen: die Maulthiere allein mußten den Umweg einschlagen. So hieß es also: Bergauf! trotz aller Gefahr einzusinken, um nicht mehr empor zu kommen. So hartgefroren die Schneerinde immer seyn mochte, sie brach oft unter den Füßen, und wer konnte bürgen, daß darunter nicht ein Schlund sich öffnete, um den Mann unwiederruflich zu verschlingen? Da ein solches Steigen nicht weit führte, so nahm es auch kein Ende; doch ward nach unsäglicher Mühe der Gipfel des Sennin erstiegen. Hier aber sank P. Riccadonna halb entseelt und aller Kräften beraubt, auf den Schnee nieder und erklärte seinem Gefährten, daß er unmöglich weiter gehen könne. Das war ein schlimmer Fall; was war zu thun auf dem Gipfel eines hohen Berges, ohne Obdach, ohne menschliche Hülfe? Br. Henze spricht ihm zu und ermuthigt ihn; er rafft sich endlich auf, strengt seine letzten Kräften an, schleppt sich mühsam fort fast mehr auf Händen und Füßen — als aufrecht gehend —. Auf so kümmerliche Weise wurde der Rest des Weges bis in die Nähe von Zahlet zurückgelegt. Aber Zahlet, das Ziel der Reise, war jetzt unzugänglich. Für den Fall eines Sturmes wäre es besser verschanzt gewesen als selbst Paris im

berüchtigten Barricaden=Sturm. Es hatten nämlich die Bewohner des Ortes die abgeflachten Giebel ihrer Häuser von den gewaltigen Schnee Lasten entledigen wollen; dadurch hatte sich nun der hinunter geschobene Schnee in den ohnedieß engen Gassen dergestalt angehäuft, daß er fast die Höhe der Häuser selbst erreichte. Der Aufenthalt in Zahlet war den Ermüdeten nicht viel angenehmer als die Reise. Sie mußten mit 4 oder 5 andern Gefährten in einer Art Schoppen schlafen, der allen Winden zugänglich, und voll Unrath war: der häufig einströmende Regen hatte das Dach ganz durchlöchert und keine Stelle im Gemache konnte von dem Wasser sie schützen. Zu diesem Ungemache gesellte sich auch noch der Mangel an Libensmitteln, Kälte, Feuchtigkeit u. s. w. und die Menge der Kranken, die von Morgen bis Abends das Haus des Bischofes besetzte, ließ kaum einen Augenblick Zeit übrig, um Speise zu sich zu nehmen. Zwei Wochen verweilten P. Riccadonna und Br. Henze in Zahlet, nach deren Verlauf sie wieder nach Antoura zurückkehrten.

„Wir waren kaum einige Tage wieder beisamen, da mußte Br. Henze abermals mit mir nach Bairout reisen, wo ein reicher Kaufmann schismatisch=griechischer Confession, der an der Wassersucht krank lag, seine Hülfe verlangte. Diesen Anlaß benutzte ich, um mich mit den Schismatikern (von der Kirche getrennten Christen) einzulassen, die alle Augenblicke den Kranken besuchten, und oft auch meinen Arzt um Medezinen bathen. Den ganzen Tag war ich damit beschäftiget, bald diese, bald jene über unsern hl. Glauben zu belehren: mehrere darunter schienen von der Wahrheit überzeugt; allein der doppelsinnige und lügenhafte Geist, der den Schismatikern dieses Landes ganz besonders eigen ist, legt ihrer Bekehrung und Rückkehr zur Kirche große Hindernisse in den Weg. Noch wagte ich es, einen protestantischen Predikanten aus Nord=Amerika zu besuchen, den die Bibel=Gesellschaft als Missionär nach Bairout sandte, wo er eine öffentliche Schule errichtet hat. Man hatte mich auf das Bedenkliche dieses Unternehmens aufmerksam gemacht und mich davon abhalten wollen: dessen ungeachtet besuchte ich den

Bibel=Missionär, und ich wurde über alle Erwartung gut von ihm empfangen. Unsere erste Unterredung dauerte vier volle Stunden; er hörte mich mit vieler Aufmerksamkeit an und äußerte den Wunsch, die Wahrheit kennen zu lernen. So eben habe ich ihm einen langen Brief geschrieben, worin ich mehrere seiner aufgeworfenen Zweifel beantworte. Ich bitte den Herrn, daß er den armen Blinden erleuchte, und ihm die Gnade verleihe, in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren.

Um eben diese Zeit war es, wo ich Gelegenheit hatte, die werthe Bekanntschaft des Hrn. de Lamartine, dieses vielbeliebten Dichters aus Frankreich, zu machen. Er hatte mit seiner Gattin, seiner Tochter und einigen ausgewählten Freunden die Wahlfahrtsreise nach Jerusalem unternommen. Er bewies mir viele Freundschaft und ich trug vielleicht zu seinem Troste, dessen er sehr bedurfte, etwas bei; denn tief schmerzte ihn der Verlust des einzigen Kindes, das Gott ihm gegeben hatte. Er wollte dessen Leichnam mit sich nehmen, um ihn in seiner Familien=Gruft beizusetzen. Nicht so schnell würde er das Morgenland verlassen haben, wofern man ihn nicht zum Deputirten ernannt hätte. Er versicherte mich jedoch, daß er gesonnen sey, wieder nach Syrien zurückzukehren: der schöne und heitere Himmel dieser Erdgegend hatte ganz besonders seinen poetischen Geist geweckt. Sein Plan wäre: mehrere Jahre hier zu verweilen, um mit Musse an einem Werke arbeiten zu können, das seiner Seele schon längst vorschwebt.

Es wäre Zeit, mein Vater, daß dieser Brief einmal ein Ende nähme. Ich wollte mich indessen darum in alle diese Umstände einlassen, damit Sie unsere Arbeiten, unsere Hoffnungen und Aussichten etwas näher kennen lernten. Ein weites Feld hat sich vor uns eröffnet. Da wir die arabische Sprache schon so weit reden können, daß wir andere, und andere uns verstehen, so haben wir ungesäumt die Hand ans Werk gelegt, und schon fühlen wir die Nothwendigkeit, neue Gehülfen zu haben; so reich ist die Erndte, die auf uns wartet. Die Ehrfurcht vor der Gesellschaft Jesu ist in diesen Ländern unbeschreiblich groß. Die Fürsten, die Patriarchen, die Bischöfe wetteifern miteinander,

wer von ihnen uns am meisten Ehre und Freundschaft erweisen könne. Mit nächster Gelegenheit werde ich ihnen umständlichere Berichte senden; allein ich zweifle daran, ob ich künftighin wieder so lange Briefe, wie der Gegenwärtige werde schreiben können. Unsere Arbeiten werden sich vermehren und größern Umfang erhalten; somit wird es für die Zukunft wenig Augenblicke geben, über die wir Meister seyn werden.

Sie grüßend, Sie liebend u. s. w.

P. Planchet, apostolischer Missionär.

Schreiben des P. Riccadonna, Vorsteher der Jesuiten im Gebirge Libanon, an den Hochw. P. N. * * aus demselben Orden,

J. M. J.

Am 27 November 1833.

Nun, Theurster Herr Mitbruder, kann ich Ihnen endlich melden, daß wir zwei neu erbaute Residenzen haben, oder, wenn ich die Sache genau nehmen soll, wenigstens die Mauern zu zwei Residenzen. Man wird Sie vielleicht in eine bereits gegründete Mission senden; dann werden Sie alles wohl geordnet antreffen. Uns aber ist dieß leichte Loos nicht beschieden; da wir erst eine Mission gründen müßen, so leben wir wie herumziehende Araber. Ein Stücklein Holz, etwas ausgehöhlt, dient uns zum Löffel, ich trinke aus einem Leder-Täschchen, und habe für mein Küchen-Geräth weiter nichts, als einen alten Topf von schwarzer Erde. Wollen Sie wissen, was für Leckerbissen ich mir auftische? Ein Stücklein Brod und Reis dazu, das ist meine tägliche Kost. Was den Wein betrifft, so würde ich schwerlich ihn mehr ertragen, so sehr bin ich jetzt gewöhnt, mit bloßem Wasser vorlieb zu nehmen; glücklich noch, wenn es jedesmal trinkbar ist.

P. Planchet hält sich in seiner Residenz vom heiligsten Herzen zugenannt auf, mitten unter den Arabern der Wüste. So oft er mir schreibt, wiederholt er die Aufforderung: „Schreiben Sie doch unserm Hochw. Ordens-Ge-

„neral, schreiben Sie doch um des Himmelswillen, „daß er uns aus Liebe Gottts irgend etwas schickt.“ Der arme Vater führt mitten unter seinen Bedouinen (ein arabischer Stamm) ein wahrhaft bedouinisches Leben. Letzthin habe ich ihm einen Besuch gemacht, und ich fand ihn von allem entblößt sogar an Lebensmitteln, denn mehr als einmal hatte er bis nach Sonnen-Untergang rein nichts zu essen. Gleichwohl ist er unermüdet, reiset hin und her nach jeder Richtung, wo etwas Gutes zu thun ist und arbeitet mit eigener Hand an dem Bau seines kleinen Hauses. Vor einigen Monaten widmete er sich fast ausschließlich der Pflege der Pest-Kranken, die von einer Art Cholera befallen waren. Er sah seine beiden Gefährten von der Krankheit ebenfalls ergriffen, ohne daß diese Prüfung seinen Muth im geringsten lähmte. Bald jedoch ergriff die Pest auch ihn selbst, da er ohne Schonung den ansteckenden Hauch der Kranken einathmete; allein er nahm ein starkes Brechmittel ein, wodurch er in zwei Tagen wieder vollkommen hergestellt war. Ich meinerseits bin des Glaubens, daß er nicht sowohl der Arznei seine Wiedergenesung zu verdanken habe, sondern vielmehr dem hl. Herzen Jesu, unter dessen Schutz seine Residenz gestellt wurde. Die Erzählung von dem, was der treffliche Mann alles that, so lange die Pest anhielt, wäre sehr erbaulich; allein die Geschichte dieser furchtbaren Geisel würde mich zu weit führen, und ich müßte Schilderungen machen, die zu grausenhaft wären. P. Planchet selbst erzählte mir, daß er mehr als einmal ganze Haushaltungen auf der Erde hingestreckt sah, ohne Kräften, ohne Stimme, fast ohne Lebenszeichen und von jeder Art sowohl zeitlicher als geistlicher Hülfe entblößt. Unter andern hatte er sich einer sehr armen Familie angenommen; es waren, glaub ich, Griechen, die sich am Ufer des Flusses Al-Bordauni angesiedelt hatten. Er fand sie mitten unter Unrath, wie Leichnahme der Länge nach zu Boden geworfen, ohne sich regen, oder um Hülfe rufen zu können. Die jüngste der Töchter hatte allein noch so viele Kräften beisamen, daß sie sich an das Ufer des Flusses schleppen konnte, um ihren zehrenden Durst zu löschen, und einige Tücher für die armen

Eltern zu waschen, die jeden Augenblick den Geist aufgeben zu wollen droheten. Gegenwärtig hat die verheerende Seuche etwas nachgelassen, es sterben nur noch 9 oder 10 Personen des Tages: so fand ich es wenigstens vor 14 Tagen, als ich mich an den Ort der Verheerung verfügte.

Es ist dieß eine Mission, wo es unstreitig vieles zu leiden giebt, weil man von allem entblößt ist; aber auch viel Gutes läßt sich da wirken, wegen der vielen Heiden, die das Land bewohnen und der vielen Karavanen, die hier durchziehen müßen. Ich weiß nicht, ob ich bereits nach Europa berichtete, was vor einem Monat, einem Maroniten-Missionär, dem Gehülfen P. Planchets begegnete: er trug die hl. Wegzehrung zu einem Pest-Kranken, und hatte sie in einer Schachtel eingeschloßen, um sie vor Entehrung der Ungläubigen zu bewahren. Ein ägyptischer Soldat, welcher vordem der schismatisch-griechischen Religion zugethan war, merkte an dem sittsamen, in sich gekehrten Wesen des Missionärs, daß er das kostbare Kleinod bei sich trug: wüthend, wie vom Teufel gespornt, rannte der Unselige auf den Priester los, warf ihn zu Boden, zerschlug ihm das Angesicht mit Faustschlägen und Steinen, bemächtigte sich jetzt der hl. Partikeln, die er mit Füßen trat — — indem er Christo dem Herrn und seinem Diener fluchte. Wohl benachrichtigte P. Planchet die europäischen Consuln zu Bairout von dieser schauderhaften Unthat; allein seine Klage blieb bisher ohne Antwort. Hier ein anderer Fall, der dem P. Planchet begegnete; daraus werden Sie entnehmen, wie große Fortschritte er bereits in der Landessprache gemacht, und wie er zum Besten seiner Araber, unter denen er lebt, selbst ein ausgemachter Araber geworden ist. Türkisch gekleidet wandelte er zu Fuße ganz allein von Al-Maallaka nach Zahlet, was er wegen Missions-Angelegenheiten, fast täglich thun mußte; dießmal aber, als er beim Flusse Al-Bordauni angekommen war, nahmen einige Egyptier ihn fest und wollten ihn zwingen, Wasser auf die Höhe eines Hügels zu tragen. Er weigerte sich dessen mit Nachdruck, indem er sagte, daß er ein Europäer und folglich frei sey und daß sie nicht das Recht hätten, ihm Sclavendienst aufzubürden.

Die Egyptier aber waren eben nicht aufgelegt, ihn sogleich wieder gehen zu lassen; sie antworteten: daß seine Sprache, seine Kleidung und sein äußeres Benehmen keinen Europäer, wohl aber einen gebornen Araber verrathe, der mitten unter den arabischen Stämmen aufgewachsen sey. Der arme französische Missionär, der wohl anderes zu thun hatte, als bloß Wasser zu tragen, um die Truppen des Pascha's von Egypten damit zu versehen, ergriff zwei dieser unverschämten Soldaten beim Arme, zog sie mit sich in's ägyptische Lager und protestirte nun auf arabisch und französisch, daß er kein Araber, sondern ein Europäer und von Geburt ein Franzose sey; „wollt ihr das nicht „glauben Kerls, sprach er noch zuletzt, so will ich es euch in „Gegenwart des Generals beweisen." Die Entschloßenheit, womit er dieses sprach, setzte die Soldaten in Verlegenheit; sie ließen ihn fahren, und begnügten sich damit, ihn mit Schimpf und Spott zu überhäufen. Ich meinerseits glaube, daß P. Planchet in der Erlernung einer so schweren Sprache, wie die arabische, ganz besonderer Gnaden durch die Fürbitte des hl. Franz Regis vom Himmel gewürdiget wurde: er hört Beicht und prediget in dieser Sprache mit einer Leichtigkeit, die alle Missionäre, die ihn kennen, in Staunen setzen. Und sie haben in der That Ursache zum Erstaunen; denn mehrere unter ihnen haben es, trotz eines achtzehn und auch dreißig jährigen Aufenthalts in Syrien, noch zu keiner Fertigkeit im Arabischen gebracht. Einer von ihnen lebt hier schon 18 Jahre, und nur mit Mühe kann er andere verstehen, oder sich selbst ihnen verständlich machen Was aber Sie betrift, lieber Herr Mitbruder, und künftiger Missionär im Libanon — ich sage es ihnen zum voraus, auch wenn Sie zwei Jahre lang die Sprache gründlich erlernt haben, werden Sie dennoch mehr als einmal erröthen, und gestehen müßen, daß Sie z. B. bei langen Unterredungen der Araber unter einander kein Wort verstehen konnten Da braucht's ganz was anders, als bloße Sprachlehren und Wörterbücher; es bedarf einer langen Uebung und Verkehrs mit den Arabern selbst, und vor allem thun hier noth — Eifer, Ausdauer und Gebeth. . . .

„P. Planchet läßt sich hierin nicht irre machen: er stiftet ungemein viel Gutes in den verlassenen Gegenden von Balbeck und Bekha. Die Karavannen, die von dorther uns zukommen, erzählen uns Dinge von ihm, die an's Wunderbare gränzen. Ganz allein mitten unter so großen Beschwerden, ist der arme Missionär dergestalt von allem entblößt, daß er sich kaum ernähren und kleiden kann: er ist wie verlassen, und muß ohne fremde Beihülfe sich selber seine Wohnung in einem ganz armen Lande erbauen. Die beiden Emirs, welche die Baukosten unserer zwei Residenzen übernommen haben, sind mit den Bedürfnissen eines Europäers gar nicht bekannt und wissen nicht, wie harte Noth er unter ihnen zu erdulden hat. Doch sind die zwei Emirs Bsir-Schehab und Haydar-Kasd-Beich mir sehr ergeben. Letzterer ist's, der mir meine Residenz von St. Franz Regis zu Bekfaya auf eigene Kosten erbauet. Bis das Haus in Ordnung ist, muß ich mit einem Pferde-Stall vorlieb nehmen, wo es an Stroh und Mist keinen Mangel hat und der Wind von allen Seiten her ungehindert eindringt; nicht wahr, ein sultanischer Pallast?! Hier wohne und schlafe ich mit Br. Henze, einem maronitischen Bedienten, drei schismatischen Griechen und einem arabischen Pferde — wir liegen auf dem Stroh, einer hier, der andere dort, wie's der Zufall bringt und der enge Raum gestattet. Einer der Griechen hat bereits den katholischen Glauben angenommen und die zwei übrigen sind nicht weit entfernt, dasselbe zu thun. Unter Tags helfen sie mir unsere Residenz erbauen, und am Abend arbeite ich an dem Heile ihrer Seelen. Als vor einigen Tagen der Emir Haydar Kasd-Beich meine kümmerliche Lage erfuhr, und das herannahen des Winters und der Regengüsse dabei in Betracht zog, ließ er mich einladen, sein Winterhaus zu beziehen, das am Meeres-Ufer gelegen ist, allein mehrere Gründe bestimmten mich, sein Anerbiethen abzulehnen.

P. Planchet ist der einzige Arzt in der Landschaft Bekha; da verlangt alles seine Hilfe, Christen und Ungläubige, Beduinen und Araber; diese Leute, seyen sie willkommen oder nicht, kann er ohne Arznei nicht entlassen.

Die arabischen Emirs bitten uns sehr, daß wir sie in den europäischen Künsten unterrichten, die auf Arzneikunde und Hauswirthschaft Bezug haben: das sind die rechten Mittel, um bei ihnen Eingang zu finden... Es ist bemerkenswerth, daß die Steine, die zum Baue unserer Residenz vom heiligsten Herzen verwendet werden, alle von den Ruinen einer zerfallenen Moschee hergenommen wurden. Als die Muselmänner solches, etwas zu spät bemerkten, verbothen sie uns, ferners von diesen Steinen Gebrauch zu machen; jedoch gelang es einem unserer Freunde, der im Lande in hohem Ansehen steht, uns deren noch so viel zuführen zu lassen, als zur Vollendung der Vorderseite des Gebändes hinreichte; das übrige wurde aus Backsteinen erbauet. Die Residenz besteht nur aus dem Erdgeschoß, das in drei kleine Zimmer eingetheilt wurde, davor zieht sich ein Gang, der die ganze Länge des Gebäudes mißt. Gestern kam der Emir Bleir Kasd=Keich di Brummana hier an, er will uns in seinem Lande eine Residenz für zwei Missionäre errichten lassen: gegenwärtig thut er all' sein Möglichstes, daß doch wenigstens Einer von uns ihn begleite, um seinen Vater, den Emir Ahmad zu bekehren. Dieser Greis, ein drusischer Fürst liebt den P. Planchet sehr, und eines Tags wollte er sogar seiner Messe beiwohnen. Wir hoffen, daß er noch diesen Winter die Gnade der heiligen Taufe erhalten werde.

Dieser theure Neubekehrte ist Ihrem Gebethe empfohlen.

P. Riccadonna.

Schreiben des P. Planchet an den Pater G***.

Zahlet 3. Dezember 1833.

J. M. J.

„Vor einigen Tagen habe ich Ihr theures Schreiben erhalten, mein Vater! Herzlichen Dank für die Nachrichten die Sie mir mittheilen; Sie haben mich in hohem Maaße getröstet, und ich preise Gott von ganzem Herzen für den reichen Segen, den er über unsere theure Gesellschaft ausgießet.

„Unsere bisherige Lage im Morgenlande hat sich in etwas geändert: wichtige Ursachen haben uns, und auch den Hochw.

Hrn. Bischof Mozlum bewogen, Antoura zu verlassen. Der Prälat wurde zum Patriarchen ernannt: doch weiß man nicht, ob der hl. Stuhl ihn bestättigen werde. Ich bin nun gegenwärtig von P. Riccadonna getrennt; uns beide beschäftiget der Bau unserer zwei Residenzen; jene des P. Riccadonna befindet sich gerade im Mittelpunkte des Gebirges Libanon; sie steht unter dem Schutze des hl. Franz Regis. Ich meinerseits befinde mich am Eingange der großen Ebene von Balbek, zwischen zween Ortschaften, die beide zusammen genommen 5 bis 6,000 Christen enthalten; diese Residenz soll dem heiligsten Herzen geweiht werden. Zwei Fürsten aus dem Maroniten Stamme sind es, welche die ersten Bau-Kosten unserer zwei Häuser bestreiten wollen. Mit dem Bau wurde bereits angefangen; aber wer wird ihn fortsetzen und vollenden helfen? Die Mittel dazu fehlen uns gänzlich. Sie müßen um Unterstützungen nachsuchen, mein Vater, besonders für die Residenz zum heiligen Herzen, welche die ärmste ist. Hierüber könnten Sie sich mit einigen unserer Patres besprechen: 2, oder 3,000 Franken würden mir genügen. Ich überlasse mich übrigens ganz und gar der göttlichen Vorsehung und vertraue unbedingt auf ihre Fürsorge.

Gegenwärtig wohne ich bei einem griechisch-katholischen Bischofe in Zahlet, das eine der Dorfschaften ist, wovon ich weiter oben sprach. Malaka der zweite Ort ist nur eine viertel-Stunde davon entfernt. Vor Malaka, das an den letzten Abhängen des Libanons gelegen ist, entwicklen sich die großen Ebenen von Balbek, die von Griechen, Maroniten, Bedouinen und Metaulis bewohnt sind. Die gänzliche Verwahrlosung dieser armen Völker geht mir sehr zu Herzen; es bedarf eines großen Eifers, um etwas aus ihnen zu machen, besonders aus den Ungläubigen. Die falsche Religion hat in ihren Herzen so tiefe Wurzeln gefaßt, und mit ihren rohen Sitten verbinden sie so steife Vorurtheile, daß die Wahrheit nur mit höchster Mühe bei ihnen Eingang findet. Das heiligste Herz Jesu kann allein über so viele Hindernisse siegen; unter seinem Schutze und seinem Gnadenreichen Einfluß darf der Missionär eine gesegnete Erndte erwarten.

In diesem Lande habe ich mit Predigen und Beichthören bereits den Anfang gemacht: Sie sollten sehen, mit welcher Begierde die dasigen Christen das Wort Gottes anhören; sie sind dieses Glükes fast ganz ungewöhnt, weil sie keine Priester haben, die auch nur einigermassen predigen oder die christliche Lehre auslegen könnten: die inländische Geistlichkeit ist in diesem allwichtigen Punkte erbärmlich unwissend. Ich hatte im vergangenen Monat vollauf zu thun, als das Dorf Malaka von einem pestartigen Fieber welches beinahe 300 Personen wegrafte, heimgesucht wurde. Auch die zwei griechisch-schismatischen Priester dieses Dorfes wurden davon befallen; ich glaube jedoch nicht, daß Jemand ohne den letzten Trost der hl. Sakramente gestorben sey. Uebrigens vernehme ich von Reisenden, daß die Sterblichkeit im Orient dieses Jahr fast allgemein ist. Was mich betrifft, so scheint meine Gesundheit von Tag zu Tag sich zu befestigen; auch P. Riccadonna und Br. Henze befinden sich sehr wohl. Doch meldet mir P. Riccadonna, daß er einen Pferdestall bewohnen müße und daß seine ganze Mahlzeit in Reis, Kräuter und Wasser bestehe. Mein Tisch ist gewöhnlich etwas besser bestellt, außer an den Tagen, wo ich die Arbeiten bei Erbauung unserer Residenz leiten muß: da begnüge ich mich dann mit einem Stücklein Brod und dem Bach-Wasser, das in der Nähe fließt. Ich weiß noch nicht, wo ich den Winter zubringen werde. Ich denke, bis dort dürfte wohl irgend ein Obdach für mich in Bereitschaft seyn; was aber die Nahrung betrift, dafür muß ich mich gänzlich der Vorsehung überlassen. Ich sehne mich recht sehr darnach, daß unsere Residenzen endlich in Ordnung kommen möchten, so könnte ich mich einmal ausschließlich dem Heile der Seelen widmen. Doch Geduld! Sie wissen: jeder Anfang ist schwer. Diejenigen, die nach uns kommen, werden alles in Bereitschaft finden: es wird ihnen nichts mehr anders zu thun übrig bleiben, als daß sie mit uns die Beschwerden des apostolischen Amtes theilen.

Mit großem Troste habe ich vernommen, daß Sie nun selbst sich auf dieses wichtige Amt für unsere Missionen vorbereiten müssen. Es ist für Sie von großem Nutzen, daß Sie die Bei-

spiele und den ganzen Lebenswandel Ihrer Mitbrüder, die Ihnen im h. Apostelamte vorangegangen sind, recht betrachten und studieren. Doch sind Sie überzeugt, mein Vater, das was hier am meisten Noth thut, ist die Erlernung der großen Kunst mit Gott vereiniget zu bleiben: das ist die geheime Quelle, aus welcher der Missionär all' seine Kräften und seine Ausdauer bei so großen Beschwerden hernimmt, und nur mittelst dieser Vereinigung werden seine Beschwerden ihm selber heilsam und verdienstlich für den Himmel. Ohne diese Festhaltung des Herzens an Gott — wie viele Arbeiten gehen verloren und hinterlassen keine Spur des Segens! Da ist alles nur menschliches Thun: man läßt sich hinreißen von natürlichem Eifer, und wähnt sich indessen vom göttlichen Geiste getrieben; doch ist es wahrlich nicht mehr die Gnade, sondern fast ausschließlich die Natur, die hier wirket. Wohl möchte man sich überzeugen, daß man einzig Gottes Ehre und das Heil der Seelen suche, und mag auch in der That dieß Verlangen im Herzen tragen; allein man verdrängt es wiederum indem man einer Menge kleinlicher Rücksichten Raum giebt, die sich unvermerkt in's Herz einschleichen, eben weil man zu wenig auf dieß arme Herz acht giebt, sich selber viel zu selten im Lichte der Gnade durchschauet und sonach allmählig den Geschmack an Vollkommenheit und fast selbst am Gebethe verliert. Die Vereinigung mit Gott, wird Sie, mein Vater, wieder alle Gefahren beschützen die den Missionären fast allerorts bedrohen; und die erste dieser Gefahren ist meines Erachtens die Zerstreuung des innerlichen Geistes; selbe wird jede Ihrer Verrichtungen leiten, und mit dem Stempel der Gnade alles das bezeichnen, was sie zum Heile der Seelen unternehmen werden; und gestehen Sie es, was diesen Stempel trägt, das kann die unreine Hand des Feindes nicht besudeln: es ist des Herrn Eigenthum, eben weil es seinen Stempel trägt. Möchte ich doch selber diese Lehren befolgen, die ich Ihnen zu geben die Freiheit nehme, und sowohl für andere als für mich selbst einigen Nutzen aus den wenigen Entbehrungen, Arbeiten und Mühen ziehen, denen ich, in Folge meines Berufes ausgesetzt bin! Fahren Sie fort, mein lieber Vater, mich

hin und wieder über die Arbeiten unserer Mitbrüder zu benachrichtigen: es sind dies die angenehmsten Nachrichten die Sie mir mittheilen können. Meinerseits will ich nicht ermangeln, Sie auch mit unsern Arbeiten und dem was unsere Mission angeht, bekannt zu machen.

Gedenken Sie meiner am Altar; bethen Sie auch und lassen Sie bethen für meine lieben Missions-Gefährten, von denen ich schon bereits drei Monate getrennt bin: diese Trennung würde mir sehr hart ankommen, wollte ich blos menschliches Gefühl achten . . . indessen kann es sich fügen daß wir uns vereinigen um den Winter miteinander zuzubringen. Um die gänzliche Abgeschiedenheit in der ich lebe, mir etwas angenehm zu machen versetze ich mich oft unter die lieben Unsrigen sey's zu Rom, oder in Frankreich. Hin und wieder kommt's mir vor als wandle ich noch mitten unter ihnen und sehe die schönen Beispiele wieder die sie mir ehemals gegeben und die ich nicht vergessen kann. Die Briefe die P. Ryllo von Rom aus uns schreibt trösten uns nicht wenig — es möchte daraus scheinen, daß der Hochwürdigste Pater General fast gesonnen sey neue Missionen zu eröffnen. Laßt uns den Herrn bitten daß er seine heiligen Unternehmungen segne, daß er den Mitgliedern der Gesellschaft jenen Muth, jenen Eifer, jene bewunderungswürdige Ausdauer verleihe, die so sehr an unsern Vorfahrern erglänzten.

Grüßen Sie in meinem Namen unsere liebe Gemeinde, und lassen Sie mich dem Gebethe aller — ja recht anempfohlen seyn. Lebt wohl, mein Vater! Laßt uns mit Freude die Kriege des Herrn führen. Laßt uns leiden, um einstens verherrlichet zu werden, und viel mehr noch, um Dem zu gefallen, welcher der einzige Gegenstand unserer Wünsche und Hoffnungen seyn soll. Nicht weit ist der Weg — eine kurze Zeit noch, und das Ziel ist erreicht. Möchten wir nur nicht mit leeren Händen selbes erreichen, sondern mit dem Bewußtseyn die wenigen Lebenstage, die der Herr uns schenkt, zum Heile der Seelen und zu seiner größern Ehre verwendet zu haben! In Vereinigung mit dem hhl. Herzen, u. s. w.

P. Planchet apost. Missionär.

Mission von Constantinopel.

Die Türken waren ehemals, ihres blinden und blutigen Hasses gegen die Christen wegen, so weltbekannt, daß man sie allgemein mit dem Namen eines Erz-Feindes bezeichnete. Nun aber ist dieser alte Feind heut zu Tage fast verschwunden. Indem die Türken mit den mildern Sitten und Gebräuchen der Europäer näher bekannt wurden und ihre Vorzüge anerkennen mußten, haben sie auch selbst mildere Sitten und Gesinnungen angenommen. Der Jünger Mahomets zeigt nicht mehr, wie vordessen den Blutdurst des Tigers, wenn ein Jünger Jesu Christi ihm begegnet. Selbst vor den Thoren Constantinopels wird der katholische Gottesdienst mit einem Gepränge und äußern Glanze gefeiert, wie es kaum in unsern Ländern allerorts zu erwarten wäre: ein solcher Gottesdienst erregt die Bewunderung der Türken, und nur tief gerührt wohnen sie demselben bei. Einen tiefen Eindruk macht ganz besonders auf ihre Herzen der fromme und heilige Wandel unserer Missionäre: sie haben in gewissen Dingen größeres Vertrauen auf sie als selbst auf ihre eigenen Priester, und diese leztern gestehen ganz aufrichtig, daß die Missionäre ihnen weit überlegen sind. Ist ein Türke krank, so ist es nichts Seltenes, wenn sein Mollach (türkischer Priester) ihn zum Missionären gehen heißt, damit dieser für ihn bethe. Der Kranke kniet alsdann vor dem Priester Jesu Christi nieder, der das hl. Evangelium über seinem Haupt abliest und nicht selten wird der Kranke wieder gesund. Indessen bestehen die alten Gesetze noch immer, und die offenkundige Bekehrung eines Türken zum Christenthum würde unfehlbar mit dem Tode bestraft werden. Wir wollen hoffen daß die große Aenderung, die bereits in den türkischen Sitten statt gefunden, auch auf die Gesetze

Einfluß haben werde — und daß zumal jenes barbarische Gesetz wenn auch nicht sogleich aufgehoben, doch wenigstens in Abnahme kommen werde.

Man muß es gestehen, der Haß der Schismatiker gegen die wahrgläubige Kirche hat keineswegs so abgenommen, wie jener der Türken. Sie schämen sich nicht, allerlei schlechte Mittel zu gebrauchen, um die Katholiken bei der türkischen Regierung in Ungnade zu setzen, und ihnen sogar Verfolgungen zuzuziehen. Dessen ungeachtet giebt es auch unter den Schismatikern häufige Bekehrungen, weil die Missionäre stets Gelegenheit haben, ihnen die katholische Wahrheit an's Herz zu legen.

Was die katholischen Armenier betrifft, so fühlen sie täglich mehr, wie großen Vortheil es ihnen brachte, daß der Sultan sie der Oberaufsicht des schismatischen Patriarchen entzog. Nun sind sie endlich der ewigen Plagereien ledig, denen sie vordessen so sehr ausgesetzt waren. Die Unterstützungen, die ihnen von der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zugekommen sind, haben den lebhaftesten Dank in ihnen erregt. Der Patriarch hat jüngst eine Verordnung erlassen, kraft welcher wochentlich zwei hl. Messen, zu Gunsten der Theilnehmer an diesem guten Werke sollen gelesen werden, die eine für die Lebendigen, die andere für die Abgestorbenen. Wie aufmunternd für uns alle! Es ist dieß ein Dank, der wahrlich nicht blos mit Worten gezollt wird — und mitunter der beste Empfangschein für die wirklich zugekommen Unterstützungen. *)

*) Für das Jahr 1833 belief sich der Antheil des armenischen Erzbischofs, Primas von Constantinopel auf 3,380 Fr. Das Jahr zuvor (1832) hatte er 5,600 Fr. erhalten.
D. Uebers.

Schreiben des Hrn. Bonnieu, apostolischen Missionärs, an Hrn. Etienne, Vorsteher der Congregation der Lazaristen.

Constantinopel, 8 Octob. 1833.

Verehrter Herr Mitbruder!

Ich bin diesen Augenblick sehr betrübt und nicht minder besorgt wegen dem, was wir vielleicht erleben dürften: Sie werden meine Empfindungen theilen, wenn Sie Folgendes lesen. Wir haben nämlich unlängst ein jungen neubekehrten Armenier, sonst dem schismatischen Theile angehörend, in unser Collegium aufgenommen, um ihn der Wuth seines barbarischen Vaters zu entziehen. Dieser Letzte behandelte ihn mit der tollsten Grausamkeit, sobald er erfuhr, daß er mit Bekehrungs-Gedanken umgieng. Da der Knabe sonst einer ansehnlichen und reichen Familie angehört, wollten wir ein wenig zuwarten, ehe wir ihn seine Abschwörung vornehmen ließen. Wir besorgten nicht ohne Grund, daß Voreiligkeit in dieser Sache uns eine Verfolgung zuziehen möchte, die für die Mission verderblich werden konnte. Erst als die Umstände uns günstig schienen, willfahrten wir endlich seinen Wünschen, nachdem wir ihn im Collegium lange und hinlänglich genug geprüft hatten. Kaum hatte aber solches der grausame Vater vernommen, so kam er in unser Haus und verlangte seinen Sohn zu sehen. Sehr höflich empfieng ihn unser Obere auf seinem Zimmer, erwies ihm alle Ehre, wie die Landessitte sie erheischt und befahl dem Sohne, des Vaters Hand zu küssen. Er that es mit Zittern, hörte dann eine Zeitlang die Ermahnungen des Vaters und die bittern Vorwürfe, die er ihm seiner Religions-Aenderung wegen machte, und zog sich hierauf wieder zurück. Der Vater war gegen uns noch ziemlich höflich; er bekannte uns, daß er mit Vergnügen sehe, wie sein Sohn wirklich in guten Händen sey, und im Collegium seine Erziehung erhalte, ohne daß es ihn etwas koste. Sie werden bald sehen, wie wenig wir Ursache hatten, diesen Worten zu trauen.

Am folgenden Tage erschien der Mann wieder bei seinem Sohne, sagte ihm aber nur einige Worte und entfernte sich

sogleich. Zwei Tage nachher kam er abermals, schien aber etwas betrübter als sonst. Den Knaben nahm er jetzt bei der Hand, sprach mit vieler Sanftmuth mit ihm, suchte durch Schmeicheleien und schöne Verheissungen sein Herz zu rühren und endigte mit diesen zärtlichen Worten: „Bin ich denn nicht dein Vater? Bist „du nicht mein Kind? Willst du denn dein ganzes Leben unglücklich „seyn, deine Eltern und Freunde verlassen, und allem, auch dem „Theuersten auf der Welt, entsagen? — Komm mit mir und „höre die Stimme deines Vaters!“ Wie er solche Worte sprach zog er ihn allmählig gegen die Thüre. Allein der Knabe merkte bald, wo hinaus der Vater wollte; er rief aus: „ich bin und „bleibe Katholik“ — suchte sich dann seinen Händen zu entwinden und entfloh. Die Wuth, der sich nun der grausame Mann überlief, gab uns zu verstehen, daß er wohl zu Gewaltthätigkeiten schreiten könnte, und daß wir Zeit hätten, Vorsichts-Maßregeln zu ergreifen. Noch in derselben Nacht mußte der Knabe fort: er zog sich bei einem unserer Freunde zurück, wo auch ein heiliger Priester sich aufhielt, welcher im Stande war, ihn im Glauben zu stärken, ihn zu trösten und aufzumuntern, eher alles und selbst den Tod zu leiden, als wieder abtrünnig zu werden. Der Vater that seiner Seits, was wir vorausgesehen hatten: wüthend vor Zorn, daß seine Hoffnungen fehlgeschlagen, wandte er sich an den türkischen Pascha, einem geschwornen Feind der Christen, und verlangte von ihm Gerechtigkeit. Da die Türken sonst keinerlei Gewalt über die Franken *) ausüben dürfen, so konnte der Pascha auch uns nicht belangen; allein er sann auf ein anderes Mittel, seine feindseligen Absichten durchzusetzen, und es gelang ihm leider nur zu sehr. Der Knabe, bevor wir ihn aufnahmen, hatte sich in dem Hause eines braven katholischen Armeniers aufgehalten, um durch ihn sich gründlicher unterrichten zu lassen; dort war es auch, wo seine Bekehrung anfieng. Diesen Armenier ließ nun der Pascha vor sich laden, beschwerte ihn mit Fesseln, warf ihn sodann in

*) Franken werden in der Türkei überhaupt diejenigen genannt, die nicht türkische Unterthanen sind.

einen Kerker und sprach zu ihm die drohenden Worte: „Ich will „dich mit Ruthen peitschen lassen, und du gehst mir von da „nicht heraus, ehe du mir den Knaben zurückstellst, den ich von „dir fordere.“ Der Unglückliche mochte lang schreien und betheuren, daß der Knabe sein Haus verlassen habe, daß er nicht wisse, wo er ihn nehmen solle, daß er selbst in dem Zustande, in welchem er ihn erblicke, unmöglich seinen Aufenthalts-Ort suchen und entdecken könne. Alle diese Vorstellungen erwiederte der Pascha nur mit einem verächtlichen und drohenden Blick.

„An eben demselben Tage erfuhren wir, daß ein Schiff nach Frankreich segeln wolle. Die Gelegenheit war sehr günstig; wir wollten sie benützen und bestellten sogleich einen Platz, sorgten für Reise-Vorrath und hießen den Knaben vor uns kommen. Er fühlte sich glücklich, auf solche Weise seinen hl. Glauben außer alle Gefahr zu setzen. Bevor er sich einschiffte, wollte er noch beichten, und empfieng die hl. Communion mit einer Andacht und Innigkeit, die uns alle sehr rührte. Schwer läßt sich die herzzerreißende Scene beschreiben, die nun vor unsern Augen vorgieng. Das arme und interessante Kind warf sich uns allen zu Füßen, umfaßte selbe, und benetzte sie mit seinen Thränen, und flehete um unsern Segen. Als solches geschehen, stund er wieder auf, küßte jedem die Hand, und zog dann selig wie ein Auserwählter zum segelfertigen Schiffe. Wir glaubten ihn jetzt aus aller Gefahr; allein die göttliche Vorsehung hatte andere Absichten mit ihm und wollte noch schwerere Prüfungen über ihn kommen lassen. Der Südwind herrschte fortwährend, das Schiff konnte die Anker nicht lichten und mußte im Hafen verweilen. Inzwischen wurden von Seite der Türken häufige Nachsuchungen unternommen: unser Haus war von ihnen wie umzingelt. Der Bruder, die Verwandten und Freunde des armen Armeniers, den der Pascha hatte einkerkern lassen, stürmten alle Augenblicke ins Collegium, und beschwörten uns, den Jüngling auszuliefern, und doch Erbarmen zu haben mit dem Unglücklichen, der jede Stunde ein Opfer des wüthenden Pascha's werden konnte, und dessen ungerechte Haft ein Weib und acht Kinder in den tiefsten Schmerz versenkte. Wie mißlich war da auch

unsere Lage! Was sollten wir thun? einen Unschuldigen ausliefern, um einen andern Unschuldigen zu befreien? Unser guter Vorsteher war tief bewegt und stürmte auf und ab, als es galt, „einen Entschluß zu fassen. „Ein Kind, rief er aus, ein „Kind soll ich seinen Henkern ausliefern! ... nein, das werd' ich nicht thun." Augenblicklich zog er fort, stellte sich vor dem Pascha und sprach mit fester Stimme: „Excellenz! Ist Jemand „ein Schuldiger in dieser Angelegenheit, so bin ich es: ich übergebe mich Ihren Händen, machen Sie mit mir, was Sie wollen. „Ich bin bereit, jede Pein zu dulden, die Sie mir anthun wollen, „sollten Sie mir auch den Kopf abschlagen: aber im Namen des „Himmels, befreien Sie den Unschuldigen." Der harte Muselmann antwortete ganz trocken: „Mit dir hab' ich nichts zu „schaffen, Franke, ich kenne dich nicht, und verlange auch „nichts von dir„ — Was war nun zu thun? Einerseits sagten wir: wenn wir den Jüngling ausliefern, und diesen Neubekehrten, im Glauben noch Schwachen hingeben, so setzen wir sein ewiges Heil der größten Gefahr aus. Der grausame Pascha wird ihn auf die Folter strecken und so lange peinigen lassen, bis er seine Religion und seinen Gott verläugnet. Dürfen wir einen jungen Menschen von 21 Jahren, der erst seit Kurzem die Tröstungen des Glaubens verkostet, einer solchen Gefahr preis geben? — Andererseits sollten wir einen Hausvater aufopfern, eben so unschuldig wie der Neubekhrte, und dessen einziges Verbrechen darin besteht, daß er seine Kinder in Gegenwart des jungen Griechen in der christlichen Lehre unterrichtete: ist es seine Schuld oder nicht vielmehr sein Verdienst, daß der Jüngling von seinem frommen Wandel erbauet wurde, daß er dadurch der göttlichen Gnade im Herzen des Jünglings den Weg bahnte, und daß dieser nun vollends den Schluß faßte, dem Irrthum abzuschwören und ein katholischer Christ zu werden? So dachten wir, und unsere ängstlichen Berathungen vermehrten noch unsere Verlegenheit.

Unsere Feinde waren inzwischen nicht unthätig: in ganz Constantinopel verbreiteten sie das Gerücht, daß die Missionäre nur Proselyten (Anhänger) zu machen suchten, und stets darau bedacht wären, allenthalben Unkraut auszustreuen, Feindschaft

und Hader zu stiften. Solches vernahm der französische Bothschafter: durch seinen ersten Kanzlei-Schreiber ließ er uns sagen, daß wir den Jüngling, den wir wider den Willen seines Vaters verborgen hielten, heraus geben sollten. Bald darnach erschien auch ein ehrwürdiger Muselmann, der Stadthalter von Galata vor uns: „Gebt mir den Knaben, sprach er; ich bürge mit „meinem Kopfe, daß ihm nichts geschehen soll: ich werde ihn „selber vor den Pascha führen; er wird ihn fragen, ob er zu „seinem Vater zurückkehren, oder lieber bei den katholischen „Papas (Priester) bleiben wolle; und weil der Knabe große „Anhänglichkeit zu euch zeigt, so wird er mit der Antwort „bald fertig seyn. Ihr sollt ihn auf jeden Fall wieder bekom„men. Ich schwöre bei allem, was uns heilig ist in der Religion, „bei dem großen Mahomet, daß ich ihn euch wieder zurückstelle: „zählt auf mein Wort."

Nun brauchte es Eile: der französische Botschafter hatte uns seine Befehle vernehmen lassen, selbst ein oberster Beamter der türkischen Regierung war ins Mittel getretten... wir durften in der That nicht länger zaudern: wir konnten durch unsern Widerstand die Mission und selbst die Religion in diesem Lande der augenscheinlichsten Gefahr preis geben. Im Vertrauen auf Gott glaubten wir also nachgeben zu müßen und hofften, die Gnade werde bei dieser Gelegenheit unsern Jüngling stärken, ihm den Sieg verleihen und durch ihn auch unsere Religion siegreich aus dieser Prüfung herhorgehen lassen. Bevor wir ihn auslieferten, hielten wir ihm noch sehr eindringliche und rührende Zusprüche. Unser würdige Vorsteher (Hr. Moitrelle) sprach zu ihm, indem er ihn noch zum letztenmale küßte: „Muth mein liebes Kind! „Vielleicht gehest du von hier aus geraden Wegs, die Martyrer „Krone zu empfangen; allein zittere nicht, Jesus Christus wird „deine Kraft und Stütze seyn, gestern hast du ihn zum ersten„mal in deinem Herzen aufgenommen; gedenke der Versprechen, „die du ihm am Fuße des Altars gemacht hast. Gedenke auch, daß „ehemals eine große Menge junger Leute von deinem Alter und „noch jünger als du, muthvoll den Glauben vor heidnischen „Richtern bekannten, die noch grausamer waren als dieser Pascha,

„der dich verlangt. Gehe, mein Sohn! vielleicht ehe der Abend „anbricht, wirst du unserer vor Gottes Angesicht gedenken."

„Der Jüngling verließ uns mit vollkommener Seelenruhe, und mit festem Vertrauen auf Gott. Wir zerfloßen in Thränen und fleheten mit Inbrunst zu Gott dem Herrn, daß er diesen jungen Bekenner stärken möge. Das Verhör fand wirklich statt, wie wir's vorausgesehen hatten. Der Pascha versuchte alle seine Künste, um den Jüngling entweder durch Verheißungen zu reitzen, oder durch Drohungen zu schrecken, es war alles umsonst. Auf alle seine Fragen antwortete der hochsinnige Jüngling mit heroischem Muth und ungestörter Kaltblütigkeit: „Herr! ich bin „ein Katholik. Ihr verliert wahrlich Eure Zeit, wenn Ihr „von mir eine andere Antwort als diese erwartet. Laßt mich „mit Ruthen schlagen, wenn ihr wollt, laßt mich dergestalt „peinigen, daß ich den Geist aufgebe uud mein Leib in Stücken „zerfalle; immer werde ich wiederholen: ich bin ein Katholik, „und mit der Gnade Gottes werde ich als Katholik sterben!" Als der Pascha, durch solche Standhaftigkeit überwunden, wohl einsah, daß da nichts auszurichten war, ließ er ihn auf ein Kriegsschiff führen. Seither haben wir keine Nachricht mehr von ihm erhalten; doch sagt uns Jemand, daß wir die Hoffnung nicht verlieren sollten. Täglich bringen wir nun das hl. Meßopfer für ihn dar; die armenischen Priester thun fast sämtlich dasselbe; denn es ist dieß ein wichtiger Fall für ihre Nation. Empfehlen Sie den Jüngling dem Gebethe unserer Mitbrüder und unsern guten Schwestern der Barmherzigkeit. Wir haben gute Hoffnung, daß der liebe Gott ihn uns wieder schenken werde. Mit nächster Gelegenheit werde ich Ihnen den Ausgang dieser Angelgenheit melden. Der gute Armenier, der des Jünglings wegen eingekerkert wurde, ist, Gott sey Dank, wieder auf freien Fuß gestellt. Der ganze Handel, wie er auch immer ausfallt, wird uns theuer zu stehen kommen; denn hier geschieht alles nur durch Geld. Doch es liegt nichts daran; alles mögliche wollen wir opfern, daß der Ausgang zu Gunsten unserer hl. Religion entscheide.

Bonnieu, apostolischer Missionä

Schreiben ebendesselben.

Constantinopel 24 Nov. 1833.

Mein theurster Herr Mitbruder!

„Anfangs glaubte ich Ihnen die endliche Befreiung unsers jungen Neubekehrten melden zu können; allein es hat den Anschein, als wolle Gott den Muth und die Standhaftigkeit der Bekenner des Glaubens in den ersten Zeiten der Kirche an ihm offenbaren. Seit meinem letzten Briefe wußten wir nicht, was aus ihm geworden, und Sie können sich leicht denken, wie bekümmert wir seinetwegen waren. Jetzt endlich wissen wir, wo er ist. Eben heute, als wir uns zu Tische setzen wollten, sahen wir ihn ankommen, von einem Offizier des Pascha begleitet. Er zitterte vor Freude als er uns sah, und stürzte gleichsam auf uns los, um die Hände uns zu küssen, und uns fühlen zn lassen, wie selig er sey, uns wieder zu sehen. Er hielt es für eine ausgezeichnete Gnade, daß man ihm die Erlaubniß gab, einige Augenblicke in unserer Mitte zuzubringen. Es wird mir schwerlich gelingen, das Rührende und Zärtliche dieses Wiedersehens zu beschreiben: alle die zugegen waren, hatten Thränen im Auge; jeder wollte ihn sehen, ihn hören und aus seinem eigenen Munde die Umstände der Verfolgung, die er leiden muß, vernehmen. Seit dem Verhör, das ich Ihnen in meinem letzten Briefe beschrieb, begnügte man sich, ihn einzukerkern, jedoch mit dem Beding, daß er so lange Gefangener bleibe, bis er seinen Glauben verläugne. Unser ehrwürdiger apostolischer Präfect hat nichts versäumt, um ihn aufzumuntern, und ihn in der Standhaftigkeit zu stärken, womit er bis dahin Jesum Christum bekannt hat. Er verließ uns wieder voll Muth und Zuversicht: wir sahen jedoch an den Thränen, die seine Wangen benetzten, wie schwer es ihm fiel, sich von uns loszureißen. Ich meinerseits zog mich auf mein Zimmer zurück, um diese Scene, die das Herz mir zerriß, nicht mit ansehen zu müßen. Er wird gegenwärtig in seinem Kerker nicht allzustrenge behandelt: doch seufzet er unabläßig nach dem Augenblicke, wo es ihm wird vergönnt seyn, wieder in unserer Mitte zu leben. Fahren Sie fort, für ihn zu bethen, so wie auch wir unabläßig für

ihn bethen. Ich versichere Sie, das Beispiel dieses treflichen jungen Menschen macht auf alle Gläubigen und selbst auf die Missionär einen lebhaften und heilsamen Eindruck. Er gereicht uns zu nicht geringem Troste: seine Standhaftigkeit ist reicher Ersatz für alle unsere Mühen und Arbeiten in der Mission. Wie glücklich werden wir uns schätzen, wenn wir ihn wieder einmal besitzen und Zeugen seiner Tugend und Frömmigkeit seyn werden! Allein ich fürchte sehr, daß bis dahin noch eine geraume Zeit verstreichen dürfte. Ich weiß wahrhaft nicht, wie es uns gelingen wird, ihn von der Tyranei des Pascha's zu befreien. Man beobachtet alle unsere Schritte und es ist uns schlechtweg unmöglich, ihn zu sehen. Doch der Allmächtige, der ihn zur Verherrlichung seiner Kirche stärkt, wird ihn den Händen dieses Barbaren wohl zu entreissen wissen.

„Es scheint, daß die göttliche Vorsehung mit diesen Ländern Absichten der Erbarmung habe, und daß sie eines Tages (und dieser Tag ist vielleicht nicht mehr weit entfernt) hier, von den einstigen Todfeinden des Kreuzes noch wird geliebt und verherrlicht werden. Die Türken nähern sich in der That, obgleich fast unmerklich, der Bahn des Heiles. Ihre Gesinnungen sind nun heut zu Tage himmelweit unterschieden von denen, die sie ehemals hegten, und täglich mehr vermindern sich ihre Vorurtheile gegen uns. Sie halten uns zwar für Götzendiener, weil sie uns oft vor einem Mutter-Gottes Bilde knien sehen; allein sie selbst nehmen oft, ohne es zu merken, an diesem vermeintlichen Götzendienst Antheil. Sie sind bei weitem nicht so barbarisch und so entfernt vom Glauben, als man sich vorstellen könnte; aber leider, bei Todesstrafe ist ihnen verbothen, ihre Religion zu verlassen. Wir sind gezwungen, gegen sie stumm zu seyn; nur durch Beispiel und gute Werke können wir ihnen das Evangelium predigen. Ach! dürften wir ihnen doch nur nahen: wie herrliche Wunder würden wir an ihnen erleben! Ihre eigenen Priester sind bereits dahin gekommen, offenherzig zu gestehen, daß wir vor Gott weit mehr Macht haben als sie. Hin und wieder sehen wir Muselmänner zu uns kommen, um sich vor die Füße des apostolischen Präfecten (Hr. Bricet) zu werfen. Er fragt sie dann: „Was wollt ihr, und wozu das? — Wir sind krank, erwiedern

„sie; unsere Priester haben uns gesagt, daß kein anderes Mit„tel mehr sey uns zu heilen, als die Franken-Priester um „ihre Fürbitte bei Gott anzuflehen.“ Sofort werfen sich diese armen Türken auf die Knie: man liest (nach Gebrauch der Kirche) das hl. Evangelium über ihrem Haupte ab, hierauf entfernen sie sich voll Vertrauen und erhalten nicht selten ihre vorige Gesundheit wieder.

„Das Grab des hl. Comidas ist hier ein Gegenstand großer Verehrung; die Türken wie die Katholiken gehen vor selbes, ihr Gebeth zu verrichten. Letzhin erzählte man mir, ein Türke habe das Grab besucht und sey durch die Fürbitte des Heiligen sogleich von schwerer Krankheit geheilt worden. Sind das nicht Zeichen, welche andeuten, daß das Reich Gottes diesen Unglücklichen nahe, die bisher in den Finsternissen des Unglaubens wandelten, und so jämmerlich saßen in den Schatten des Todes? Sind es nicht wenigstens hervortrettende Keime des Glaubens, die unbezweifelt den Einfluß der göttlichen Gnade beurkunden, wodurch die Herzen allmählig vorbereitet werden, die Botschaft des Heiles zu empfangen? — Ich versichere Sie, gar oft beschäftiget mich dieser Gedanke. Bald, hoffentlich, wird es erlaubt seyn, mit diesen armen Türken ein Wort über Religion zu reden; dann aber, o dann ist die Zeit nicht mehr ferne, wo sich aus ihrer Mitte ein neues Christen-Volk hervorthun wird. Mit der ganzen Inbrunst meines Herzens verlange ich nach diesem glücklichen Zeitpunkt, der ein weites Feld apostolischer Arbeiten und himmlischer Tröstungen dem Eifer der Missionäre eröffnen wird.

Gedenken Sie meiner am Altare, der ich in der Liebe unsers Herrn geharre u. s. w.

Bonnieu, apostolischer Missionär.

Schreiben des Hochw. Hrn. Nurigian, armenisch-katholischen Erzbischofs und Primas von Constantinopel an den Herausgeber der Annalen.

Constantinopel, den 20 August 1834.

Verehrter Herr!

Ich habe das Schreiben erhalten, das Sie unterm 4 Julius an mich zu erlassen die Güte hatten; darin melden Sie von zwei verschiedenen Summen, welche die milde Stiftung zur Verbreitung des Glaubens, die Gott wahrhaft zum Troste der Christen in ungläubigen Ländern hervorrief, mir zuerkannt hat. Die erste dieser Summen, 5,600 Fr. ist mir bereits eingehändiget worden, und ich bescheine Ihnen hiemit deren Empfang. Die zweite Summe zu 3,380 Fr. langte noch nicht an; ich werde nicht zögern, es Ihnen anzuzeigen, sobald sie ankommt. Dem aufrichtigsten Dank für diese milden Unterstützungen füge ich Ihrem Verlangen zu entsprechen, noch folgenden kurzen Bericht bei über die Lage der Religion in den Ländern, die meiner Obsorge anvertraut wurden. Die Zahl unserer armenischen Katholiken steigt gegenwärtig auf 45,000 Seelen, die in den verschiedenen Gegenden, wie zu Constantinopel, Cutakia Angora u. s w. zerstreut sind.

„Wir besitzen erst 15 Kirchen oder Kapellen: zwei zu Mouches; 7 zu Hodourgour — da dieser Bezirk in 7 Dörfer eingetheilt ist, die jedes eine Kirche besitzen; 4 zu Artoine, worunter eine in der Stadt gelegen ist, die drei andern befinden sich in den umliegenden Dorfschaften. Die Kirche zu Trebizonde, die dem Einsturz nahe steht, muß möglichst bald ausgebessert werden. Unsere Kirche zu Constantinopel ist ganz neu erbaut, allein wir sind noch alles Geld schuldig, das wir zur Errichtung derselben verwenden mußten. Wo wir keine Kirchen haben, wird der Gottesdienst in Privat-Häusern begangen, jedoch ganz ungehindert; denn die Religion genießt hier, in Kraft des Diploms, das der Groß-Herr uns bewilliget hat, vollkommener Freiheit. Die Zahl der Priester in meiner Diözese beläuft sich auf 106, worunter 4 sich befinden, die seit unserer

Freiwerdung sich zur katholischen Einheit bekehrt haben. Diese 4 aber sind mir zur Last, und ich muß sie sammt ihren Familien erhalten.

Seit 3 Jahren hatten wir zu Constantinopel allein 360 Bekehrungen von Griechen oder Armeniern zum katholischen Glauben. Es gab hier immer Bekehrungen: doch erst seitdem wir unsere Kirchen öffnen dürfen, haben sich diese Fälle vermehrt. Ich versichere Sie, mein Herr! hätte ich Mittel genug, all' diejenigen aufzunehmen, die in den Schoos der Kirche zurückzukehren verlangen, die Zahl der Neubekehrten würde um's Dreifache höher stehen. Da die meisten armenischen Priester als Ketzer verheirathet sind, so muß ich für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie zur katholischen Kirche zurückkehren. Unter den Laien giebt es auch viele, die das väterliche Haus räumen, wofern sie Familien-Söhne sind, oder das Armenier-Stadt-Viertel verlassen müßen, um sich in's katholische Viertel zu begeben, damit sie vor Verfolgungen ihrer alten Glaubens-Genossen sicher seyn mögen. Das gilt jedoch nur im Allgemeinen: denn es giebt wohl auch solche, die keiner Almosen bedürfen und nicht genöthiget sind, ihren bisherigen Aufenthalts-Ort zu ändern. Die Zahl der Bekehrungen in den andern Theilen meines Sprengels kann ich Ihnen gegenwärtig noch nicht angeben, weil ich das Verzeichniß derselben noch nicht erhalten habe: indessen zu Ancyra allein, haben nur seit einigen Manaten 18 Personen dem Irrthume abgeschworen. Von nun an werde ich Sie fleißig von allem dem benachrichtigen, was in meinem Bißthume vorgeht.

Aus dem Wenigen, was ich Ihnen hier mitgetheilt habe, mögen Sie entnehmen, lieber Herr! ob ich nicht unter die Zahl jener Bischöfe mag gesetzt werden, die zum Wohl ihrer Heerde am meisten der Hülfe bedürftig sind. Ich hoffe, daß Sie die Hochw. Direction der Ges. zur Verbreitung des Glaubens bereden werden, meiner bei der nächsten Vertheilung der Almosen mit etwas mehr Freigebigkeit zu gedenken. Zugleich bitte ich Sie, dieser Hochw. Stelle mit meinem innigsten Danke für das bisher Empfangene auch die Gesinnungen gebührender Hochachtung genehmigen zu lassen, womit ich zu seyn die Ehre habe u. s. w.

†. A. Nurigian, der armenisch kath. Erzb. u. Primas Const.

Mission von Alep.

Schreiben des P. Eusebius, apostolischen Missionärs aus dem Orden der Minoriten, an den Verfasser der Annalen.

Alep, 7 April 1834.

Mein Herr!

Mit unbeschreiblicher Freude habe ich durch den Hochw. Hrn. Bischof von Babylon die herrlichen Fortschritte der vortrefflichen Stiftung zur Verbreitung des Glaubens vernommen, die für sämmtliche katholische Missionen wahrhaft eine zweite Vorsehung kann genannt werden. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, daß Sie an diesem, der Religion so nützlichen Werke, so thäthigen Antheil nehmen. Wollte Gott, daß Italien, mein Vaterland, nach dem Beispiele Frankreichs und der angränzenden katholischen Länder gleichen Eifer bewiese zu einem Werke solcher Art, das so vielen Seelen, die von den Thorheiten des alten Heidenthums noch befangen sind, die Wege des Heiles anbahnet! *) Der würdige Prälat erzählte mir auch,

*) Wir berichteten schon in einem frühern Hefte, daß die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens sogar auch in Constantinopel Mitglieder zähle. Es ist recht sonderbar daß auch die Missionäre selbst in ihren Missionen daran Theil nehmen wollen: so sehr sind sie von der Kraft des Gebethes überzeugt, das da in Vereinigung mit so vielen tausenden verrichtet wird, und der fast wunderbaren Vermehrung der Almosen, die auf Gottes Altar niedergelegt werden. Einer dieser

daß auf Kosten des frommen Vereins alljährlich mehrere Hefte im Druck erscheinen, welche die interessantesten und wohlverbürgte Nachrichten der Missionäre aus beiden Welttheilen, über die Fortschritte des katholischen Glaubens enthalten, und daß diese Hefte sorgfältig den apostolischen Arbeitern zugeschickt werden, um ihren Eifer in Ausbreitung des göttlichen Reiches anzufeuern und lebendig zu erhalten. Aus diesem Grunde trage auch

---

Missionäre schreibt aus Smyrna (11 Mai, 1833.) an den Herrn Verfasser der Annalen Folgendes. „Seit meiner Rückkehr in die Türkei habe ich Ihnen noch keine Nachrichten für ihre Annalen mitgetheilt: ich hatte auch wirklich bisher wenig Merkwürdiges aufzuzeichnen. Hier erhalten Sie nun einen kleinen Anfang. Mit Freuden vernahmen wir bei Durchlesung der Annalen, daß der hl. Vater die den Gläubigen Frankreichs bewilligten Ablässe der Gesellschaft z. Verbr. d. Glaubens auch über die Gläubigen anderer Länder ausgedehnt habe, wofern Letztere ihr Almosen der obersten Direction dieser frommen Stiftung würden zukommen lassen. Hiedurch ermuntert, haben wir im vergangenen November (1832) bereits angefangen, einige Beiträge von eifrigen Personen zu sammeln, die dem guten Werke sehr ergeben sind. Der Hochw. Hr. Hilleran, Bischof von Caledonien und Visitator von Smyrna, der hier in den ersten Tagen Dezembers ankam, bestätigte alles, was ich bisher gethan hatte und erließ ein bischöfliches Circular, wodurch die Errichtung des guten Werkes dahier, in Vereinigung mit jenem von Frankreich gutgeheissen und kirchlich autorisirt wird. Ich wurde von dem Prälaten zum Vorsteher der Gesellschaft ernannt, mit mir auch P. Alexius, ein Capuciner, und drei Laien. Bereits kann ich durch dasselbe Schiff, das meinen Brief mitnimmt, auch 280 Fr. nach Marseille schicken, die dem Schatzmeister der Gesellschaft zukommen werden. Unter meinen Mitgliedern zähle ich auch einige Matrosen, die bei weitem nicht so schlimme Leute sind, als man sie hin und wieder beschreibt.“ u. s. w.

Daviers, apostol. Missionär zu Smyrna.

ich großes Verlangen darnach, und indem ich mich auf das Ansehen des Hochw. Bischofes von Babylon stütze, dessen hohe Verdienste Ihnen wohl bekannt sind, getraue ich mich, Sie um die fleißige Mittheilung dieser Hefte zu bitten. Gerne möchte ich Ihnen nun alles das berichten, was ich von dem Zustande unserer syrischen Missionen weiß, aber ich bin so von Geschäften überhäuft, daß ich schwerlich die rechte Zeit dazu finden werde. Indessen ist es doch meine Pflicht, daß ich Ihnen, obwohl in aller Eile, wenigstens die Hauptsache beschreibe.

Die Mission von Syrien braucht bei weitem nicht so viel evangelische Arbeiter, als man sich in Europa vorstellt. Die katholischen Christen, und unter ihnen die Griechen, Armenier, Syrier und Maroniten sind mit eingebornen Priestern noch ziemlich gut versehen. In Alep z. B. sind 45 Priester, die nicht mehr als 12,000 Katholiken zu besorgen haben. Die griechischen Katholiken haben ihren eigenen Bischof, Hrn. Gregorius Chayat; die Armenier haben den ihrigen verloren: es war der Hochw. Hr. Abraham Coupali, ein Mann, der alle seines Gleichen an Frömmigkeit, Wissenschaft, Klugheit und Ergebenheit an den hl. Stuhl weit übertraf. Schon vor zwei Jahren ist er in die ewige Herrlichkeit eingegangen, den Lohn seiner hohen, apostolischen Tugenden zu empfangen. Die syrischen Katholiken, so ein kleines Volk sie sind, besitzen doch ihren Patriarchen, Hrn. Peter Ignaz Jarue, nebst einem untergeordneten Bischofe. Die Maroniten sind nicht minder versehen als die andern, und haben ebenfalls einen Oberhirten an dem Hochw. Hrn. Paul Arocchin. Aus dem muß man aber keineswegs den Schluß ziehen, daß die Missionäre in Syrien gänzlich überflüssig oder entbehrlich seyen. Die geringe Neigung zum Gehorsame gegen den hl. Stuhl, die man hier wahrnimmt, zeigt zur Genüge, wie leicht die Syrier von dem katholischen Glauben abfallen könnten; und man müßte an ihrer Standhaftigkeit fast zweifeln, wie schon Papst Benedict XIV daran zweifelte, wenn man ihrer Landes-Geistlichkeit nicht sorgfältig Missionäre an die Seite geben würde. Aber wie anbethungswürdig sind Gottes ewige Rathschlüsse! Während der Eifer der

Katholiken erkalten will, öffnen die Ketzer ihre Augen und fangen endlich an, der Stimme der Wahrheit Gehör zu geben, die sie in den Schoos der Kirche, von der sie sich mehr denn einmal entfernten, zurückführen will. Von Zeit zu Zeit sieht man mit wahrem Troste, bald Frauen, bald Männer, und sogar Priester und Bischöfe schismatischer Confession, sich über jede Menschenfurcht hinwegsetzen, um sich dem allgemeinen Vater der ganzen Christenheit zu unterwerfen. Ich selbst bemerkte in mehreren Gesprächen, in die ich mich mit dem griechisch-schismatischen Bischofe von Alep einließ, daß dieser Prälat sehr geneigt wäre, zur katholischen Einheit zurückzukehren, wenn er nicht befürchten müßte, von seinen Glaubens-Genossen vergiftet zu werden. Ich hoffe aber, daß die Strahlen der göttlichen Gnade endlich doch noch sein Herz bezwingen werden; und seine Feinde werden ihn nicht hindern, einstens ein eifriger katholischer Bischof zu seyn. Vor einiger Zeit bekehrte sich ein sehr reicher Grieche, welcher eine der angesehensten Stellen in der egyptischen Regierung mit Auszeichnung bekleidet. Hier zu Alep pflegte er sich aufzuhalten; in Damask aber war es, wo er sammt seiner ganzen Familie das katholische Glaubens-Bekenntniß ablegte. Man sagt, Ibrahim-Pascha sey ihm nach seiner Bekehrung begegnet und habe ihn folgendermaßen angeredet: „Gruß Euch! es freuet mich ungemein, daß ihr ein Katholik geworden, denn die Katholiken waren stets ihren Königen treu ergeben.“

Ich muß hier überhaupt bemerken, daß, wenn auch gleich die Schismatiker theils wegen den Vorurtheilen ihrer Erziehung, theils aus angebornem Hasse gegen die Katholiken uns wie Feinde anschauen, sie dennoch, durch die Gnade dazu angezogen, weit mehr Vertrauen in uns setzen, als selbst in ihre Priester und Bischöfe. Gar oft sieht man sie mit Freude die Kirchen unserer Missionäre besuchen, um ihren Predigten beizuwohnen. Wir kennen eine nahmhafte Zahl unter den besser Unterrichteten, die sich von ganzem Herzen nach einer allgemeinen Wieder-Vereinigung mit der römischen Mutter-Kirche sehnen.

Selbst die Türken, ehemals ein so trotziges, wildes, blutdürstiges und fast unzugängliches Volk, befreunden sich immer mehr mit den Katholiken, und besonders mit den Missionären. So ergiebt sich in unsern Tagen der sonderbare Umstand, daß die Diener des Heiligthums, bei den sonst so gefürchteten Türken, ein weit ruhigeres, stilleres Leben führen, und ungleich mehr geachtet sind, als (darf ich es wohl sagen?) selbst in Europa, im Schooße des Katholizismus. Nicht selten giebt es solche, die um die Ehre eines Besuches bei uns anhalten, und sie kümmern sich wenig, was der gemeine Haufe dazu sagt. Um Sie, von der Ehrfurcht und dem Vertrauen, das die meisten unter ihnen uns erweisen, besser zu überzeugen will ich hier einige Thatsachen anführen, die bemerkenswerth seyn dürften. Eines Tages befand ich mich ganz allein außer der Stadt, und sammelte mir einen kleinen Vorrath von Endivien-Kraut auf dem Felde. Da sah ich mich plötzlich von einer Schaar Reiter umgeben: mit wahrer Herzens-Angst blickte ich sie an, und wohl zum erstenmale mochte ich daran denken, daß ich im Lande der Ungläubigen mich aufhielt; jeden Augenblick erwartete ich üble Behandlungen von ihnen. Während ich so in nicht geringer Furcht schwebte, nahete sich mir, auf einem arabischem Gaul geritten, ganz gemächlich ein ehrwürdiger Greis; mit sehr freundlichen Angesichte fragte er mich auf arabisch: „Was thut „ihr hier? ihr ergötzt euch, wie ich sehe mit Kräuter-Sammeln?“ Das Wohlwollen, mit dem er dieses sprach, verscheuchte meine Angst, und ich antwortete ihm in nämlicher Sprache, „daß die Euro„päer das Endivien-Kraut sehr liebten, daß sie es als Salat „zu genießen pflegten, und daß es für Blutreinigung, beson„ders im Frühlinge sehr wirksam sey.“ „So könnt ihr denn „arabisch sprechen, erwiederte er, habt ihr auch bereits ange„fangen das Evangelium in euern Kirchen dem Volke vorzu„lesen?“ — Solcherlei Fragen legte er mir noch mehrere vor, woraus ich ersah, daß er einige Kenntniß von unserer hl. Religion haben müße. Er entfernte sich, mit dem herzlichen Gruße: Allah-maai das heißt: Gott sey mit euch! Man sagte mir, dieser ehrwürdige Greis, sey der Stadt-

Vorsteher, und er sey mit seinem Gefolge zum Zeitvertreib ausgeritten.

Voriges Jahr kam der Cherif-Bei, egyptischer Stadthalter von Syrien, mit einem dieses Fürsten würdigen Gefolge in unser Kloster, um die Kirche zu besehen. Zufälligerweise befand sich der Vorsteher vor der Pforte; Cherif-Bei hatte die Güte, ihn um Einlaß zu bitten. Der Vorsteher, der den wichtigen Mann nicht kannte, antwortete ihm, daß er ihn nicht einlassen dürfe. Da entfernte sich der Stadthalter von ganz Syrien, ohne nur ein Wort zu erwiedern, ohne den Mund zu öffnen, und gieng seines Wegs. Als er erfuhr, daß einer aus dem Gefolge sich erkühnt habe, Drohungen gegen den Vorsteher auszustoßen, wandte er sich zu ihm und sprach erzürnt: „Wenn „es dem Muselmann nicht erlaubt ist in die Kirchen der Christen „zu tretten, wollt ihr euch den Eingang mit Gewalt erstür„men?“ — Während seinem Aufenthalte in Alep legte dieser wackere Türke stets eine ungeheuchelte Zuneigung gegen die Missionäre an den Tag; selten begegnete er uns in der Stadt, ohne daß er uns den schönen Gruß anbot: salam alesi om, d. h. „der Friede sey mit euch!„ Jetzt hält er sich in Damask auf.

Hier noch ein Zug von der Güte eines Erbarmungsvollen Gottes, eines Gottes, dem es wohlgefallen hat, mitten in den Finsternissen der Unwissenheit, der Vorurtheile und des Fanatismus, die Wahrheit seiner heiligen und göttlichen Religion leuchten zu lassen. Eine Frau, jetzt beiläufig 30 Jahre alt, von katholischen Eltern geboren, hatte schon frühzeitig das Unglück gehabt, Vater und Mutter zu verlieren. Als ein armes Waisenkind fiel sie den Türken anheim, wurde türkisch auferzogen, und in der Folge auch an einen Türken geringen Standes verheurathet. Aus dieser Ehe erhielt sie eine Tochter. Ihr Mann verließ sie und zog nach Bagdad. War auch das arme Weib von muselmännischen Grundsätzen angesteckt, die nur zu sehr der Habsucht, und allen menschlichen Leidenschaften freien Zaum lassen, so dachte sie gleichwohl hin und wieder an ihre Herkunft. Allein sie gehorchte zu wenig der Gnade des gött-

lichen Erlösers, der sie innerlich zur Buße und zur Rückkehr in den Schoos der hl. Kirche antrieb. Zudem waren ihr die erhabenen und heiligen Glaubenslehren dieser allein seligmachenden Kirche fast ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden. Eines Tages kam sie zur Gemahlin des französischen Consuls, und verlangte nach dem Ordens-Geistlichen aus dem Gelobten-Lande, der hier das Seelsorger-Amt für die Europäer versieht. Sie erzählte diesem würdigen Priester ihre Geschichte, wie daß sie in ihrer Kindheit die hl. Taufe empfangen, in der Folge aber von den Türken entführt worden sey. Dann eröffnete sie ihm, sie habe in der letzten Nacht, als sie mit ihrer vierjährigen Tochter schlief, ein furchtbares Traumgesicht gehabt, wobei ihr vorkam, als würde sie zu den ewigen Flammen der Hölle verurtheilt. Während dieser Rede, welche das Weib oft mit Schluchzen unterbrach, merkte der Pfarrer unschwer, daß die göttliche Gnade, in ihrem Innern mit den Leidenschaften im Kampfe sey. Nachdem die arme Seele während einiger Zeit zwischen Gott und der Welt, zwischen Jesum Christum und Mahomet, dem falschen Propheten geschwankt hatte, trug endlich die göttliche Gnade den Sieg davon. Mahomet mußte dem Sohne Gottes weichen, und sein hl. Evangelium verdrängte den Coran. Von innerm Drang gleichsam überwältiget, und fest entschlossen sich ganz Gott zu übergeben, benutzte sie die Entfernung ihres Mannes, die sie jetzt als eine besondere Gnade ansehen konnte, und verkaufte in kurzer Zeit alles, was sie an Hausgeräth besaß. So entlediget, kam sie nochmals mit ihrem Töchterlein in das Haus des Consuls von Frankreich. Auch der Pfarrer fand sich daselbst wieder ein, und hatte nun das Glück, durch die hl. Taufe die Pforten des Himmels einem ungläubigen Mädchen zu öffnen, das wahrlich keine andere Schuld auf sich hatte, als daß es von einem Türken geboren war. Wie rührend war diese hl. Tauf-Handlung für alle Anwesenden! Die Mutter zerfloß in Thränen vor Fülle des Trostes, und hob ihre Hände zum Himmel, tausendmal Gott preisend, daß er ihre Augen der Wahrheit geöffnet habe. Sie beschwor ihn vor allen Anwesenden, das Opfer ihres theuren und liebenswürdigen

Töchterleins anzunehmen, es zu beschützen in seiner Jugend, über jeden seiner Schritte zu wachen, und selbes, durch seine allmächtige Gnade, für immer in jungfräulicher Reinheit und Unschuld zu erhalten. Das Kind war ganz erstaunt und schaute mit Verwunderung auf alles, was man während der hl. Taufhandlung an ihm that, blieb aber immer heitern und fröhlichen Angesichtes. Das sind nun zwei Seelen mehr der Hölle entrissen, zwei Seelen, die schon im ersten Augenblicke ihrer Bekehrung von Haus und Stadt fliehen und allen bisherigen Vortheilen entsagen mußten, um sich in das arme, abgeschiedene Gebirge des Libanon so schnell als möglich zurückzuziehen. Dieses Gebirge ist der Mittelpunkt des Katholicismus in der Levante und eine sichere Zuflucht-Stätte für die Verfolgten. Dahin müßen alle Neubekehrten fliehen und sich freiwillig verbannen, wenn sie einem grausamen Tode entgehen wollen, den die barbarischen Gesetze wider jeden Muselmann verhängen, der sich getraut, Mahomets Lehre abzuschwören. O wie viele Türken wären reif für die Wahrheit, wenn sie frei ihrer Ueberzeugung folgen dürften, und nicht zurück geschreckt würden, von der Strenge des alten Staats-Gesetzes! Die eingebornen Katholiken indessen genießen jetzt mehr als zu jeder andern Zeit, einer fast unumschränkten Freiheit in allem, was die Religion angeht. Der Umstand, daß selbst das Frauen-Geschlecht frei und unangefochten in den Städten herum wandeln, und allenthalben in einem barbarischen Lande öffentlich erscheinen darf, ist in vielfacher Beziehung, für das gebildete Europa sehr beschämend. Hoffentlich sind diese glücklichen Anfänge, eben so viele Vorzeichen des künftigen Triumphes des katholischen Glaubens in der Türkei. Dieser Gedanke ist für den Missionär ungemein tröstlich, und er ist der gnadenreichen Erbarmung unsers Gottes auch würdig. . . .

Meine bisherige Bestimmung für diese Länder scheint jetzt eine andere Richtung nehmen zu wollen. So eben erhielt ich ein Schreiben von meinem würdigen Obern zu Rom, worin mir angezeigt wird, daß ich mit seinem Secretär, dem P. Solere, höchst wahrscheinlich nach dem Lande Abyssinien werde ziehen

müßen, um daselbst eine neue Mission zu gründen. *) Nun sind es zweihundert Jahre, wie die Geschichte meldet, daß das unglückliche Volk dieses weiten Kaiserreiches im Irrthume schmachtet. Mehr aus Unwissenheit denn aus eigentlicher Gottlosigkeit, wurde es dahin gebracht, daß es mit abscheulichen Opfern die Gottheit zu ehren meint, weil es keine katholischen Missionäre besitzt, die ihm den wahren Glauben verkünden, und ihm jene Religion lehren, die einzig wilde und barbarische Völker bezähmen und civilisiren kann. Dieser gänzliche Abgang von Missionären ist eine eigentliche Strafe, womit der erzürnte Himmel den frühern Frevel der Abyssinier und ihres Kaisers züchtigte. Im Einverständnisse mit seinem Volke zerriß Adiam-Segned, oder Basilides das letzte Band, das ihn mit der Mutter-Kirche zu Rom vereinigte. Der letzte katholische Patriarch, war Alphons Mendes gewesen, den der grausame Fürst auf das unwürdigste behandelte, nachdem bereits mehrere Missionäre als Opfer seiner Wuth gefallen waren. Später verbannte er vollends den Patriarchen aus seinem Reiche, und alle diejenigen katholischen Christen, die während der Verfolgung, im Jahre 1632 mit dem Leben davon gekommen waren. Aber der Herr,

---

*) Dieses 10,000 Q. M. große Land, unter dem heißen Himmelsstriche von Afrika, wurde schon unter Papst Anastasius I, am Ende des IVten Jahrhunderts zum Christenthume bekehrt. Später folgte es dem Beispiele der egyptischen Christen, deren Patriarch von Alexandria bis auf den heutigen Tag den Irrlehren des Eutiches und Dioscorus anhieng. Verschiedene Versuche wurden schon gemacht diese Christen, sonst Kopten genannt, mit der römischen Mutter-Kirche wieder zu vereinigen; aber umsonst. Dafür sanken sie in die tiefste Unwissenheit und in einen an Barbarei gränzenden Zustand. Die Abyssinier, die dem egyptisch-koptischen Patriarchen unterworfen sind, theilten genau dasselbe traurige Loos. Nun scheint aber für diese Letztere die Zeit der Erbarmung zu nahen, wie die Berichte des Missionärs von Alep es vermuthen laßen.

D. Uebers.

der nicht will den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe, zürnte nicht länger: er gedachte der Abyssinier wieder in Erbarmung, und rührte sogar mit dem Strahl seiner Gnade selbst das Herz des gegenwärtigen Kaisers. Dieser Letzte schrieb erst voriges Jahr an die h. Congregation zur Verbreitung des Glaubens in Rom, und beschwor selbe, ihm evangelische Arbeiter zu senden. Ohne Zeitverlust befahl die Propaganda unserm würdigen Obern, zwei Missionäre für Abyssinien herzugeben; seine Wahl, die wie gesagt, auf seinen Secretär und mich fiel, muß von dem Präfecten der Propaganda erst noch bestättiget werden. Welch' ein ausgezeichnetes Glück wäre es für den armen P. Euseb, wenn er wirklich bestimmt seyn sollte den Abyssiniern das Licht des Glaubens wieder zu bringen! Zwar ist die Reise in jenes Mohren-Land äußerst mühsam; die Bewohner sind barbarisch und tief gesunken; die Hitze daselbst soll fast unerträglich seyn: somit ist die uns zugedachte Unternehmung mit großen Beschwerden begleitet. Doch alles das erschreckt mich nicht; die Hoffnung einer reichlichen Erndte ermuthiget mich, und mit der Hülfe des Herrn ist alles möglich und leicht. Und wer weiß, ob es nicht vielleicht in den Absichten der Vorsehung liegt, sich unserer, als schwacher und elender Werkzeuge zu bedienen, um eine neue, lebenskräftige Kirche in diesem Lande zu gründen, und dadurch ihre Allmacht auf eine um so auffallendere Weise zu offenbaren?

Der Hochw. Hr. Petrus-Dominicus Bonamie, Bischof von Babylon langte am sechsten Tage dieses Jahrs, mit seinem General-Vikar hier in Alep an, nach einer etwas gefährlichen Seereise. Sobald er in unserer Stadt ankam, erfuhr er, daß die Fortsetzung der Reise nach dem Orte seiner Bestimmung wegen Abgang der Karavanen, ihm wenigstens für 6 Monate verwehrt sey. Um daher auch keinen Augenblick nutzlos zuzubringen, entschloß er sich sogleich, den dasigen Europäern die Fastenpredigten in unserer Kirche vom Gelobten Lande zu halten. Dieses that der ehrwürdige Prälat mit eben so hohem Glanze als reichem Segen. Die Salbung seiner Worte, die Kraft seiner Beweisführungen, das Gewicht seiner

Gründe, und besonders die Gabe der Ueberzeugung; alle diese Eigenschaften, die in seinen Vorträgen glänzten, machten auf seine Zuhörer einen tiefen Eindruck, und rechtfertigten die Wahl, die der Heilige Vater von seiner Person machte, um die Unruhen, die gegenwärtig in Babylon herrschen, beizulegen, und den Frieden wieder herzustellen. Wolle Gott ihn noch lange für das Heil seines weiten Kirchensprengels am Leben erhalten! u. s. w.

P. Eusebius . . . apostol. Missionär.

Schreiben des Hochw. Hrn. Bonamie, Bischof von Babylon, an den Verfasser der Annalen.

Alep, am 11 May 1834.

Mein Herr!

Sie haben wahrscheinlich unsere Ankunft in Alep bereits durch den Hrn. D** erfahren, der Ihnen solche, meinem Auftrage gemäß, melden mußte. Seit mehr als 4 Monaten müßen wir hier verweilen; und noch kann die Reise nach Babylon, meiner Residenz nicht fortgesetzt werden...

Unsere Reise bis hieher war lang und beschwerlich: die Einzelnheiten derselben sind zu wenig anziehend, als daß ich sie nicht gänzlich übergehen sollte. Ich werde mich begnügen, Ihnen unsern Weg zu beschreiben mit Angabe der Haupt-Stationen, bei denen wir anhielten.

Am 18 October verließen wir die Rhede von Toulon (Frankreich), um uns nach (Syrien) Smyrna zu begeben. Am 3 November liefen wir in den Meerbusen von Napoli di Romania ein: unser Schiffs-Kapitain wollte Anfangs hier ankern lassen; als er aber, ohne Anker zu werfen, Mittel gefunden hatte, die für den dasigen Consul von Frankreich bestimmten Brief-Päcke an Ort und Stelle kommen zu lassen, setzten wir unsere Reise fort, nachdem wir einige Stunden lang die Ueberreste des alten Argos betrachtet hatten, die man unweit der obgenannten Hauptstadt Neu-Griechenlands noch sehen kann.

Am 6 November war das Meer stürmisch; weil der Steuermann der Nacht nicht trauete, so mußten wir in den Hafen

der Insel Syra einlaufen. Sehr willkommen war mir diese kurze Unterbrechung unserer Seereise; ich benutzte sie um an's Land zu steigen, und dem katholischen Bischofe auf dieser Insel einen Besuch zu machen. Es ist dieß ein ehrwürdiger Greis, der schon viele Jahre sich in der Levante aufhält. Die Katholiken von Syra machen eine Vollzahl von 4, 000 Seelen aus, die in 3 oder 4 Kirchen eingetheilt sind. Schismatische Griechen dagegen zählt man bis 12, 000. Der würdige Oberhirte bath mich, ich möchte ihn wohl der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens empfehlen, daß sie auch ihm einige Unterstützung bewillige zur Vollendung eines Kirchenbaues, woran er schon sehr lange arbeiten läßt. Dieses Auftrages will ich mich hiemit entlediget haben.

Am 10 November erreichten wir den Hafen von Smyrna, nachdem wir einen großen Theil des Archipels durchgeschifft hatten. Unser Schiff der Wetteifer genannt, hatte seine Bestimmung erreicht und wir konnten es ferners nicht mehr brauchen: wir benutzten daher das gütige Anerbiethen des Schiffs-Befehlshabers der französischen Station in der Levante und bestiegen nach dreitägigem Aufenthalt in Smyrna eines einer Schiffe, der Grenadier genannt, das nach Alexandrien (Egypten) segeln, und hernach an den Küsten Syriens landen sollte. Am 21 November erreichten wir die Gewässer von Alexandria. Da das Schiff wenigstens zwanzig Tage in dieser Rhede verweilen sollte, entschloßen wir uns, mit Hrn. Lestrade, meinem General-Vikar, dem Schiffs-Hauptmann, zween Offiziern und einem Reisenden, mitsammt einen Abstecher nach Kairo zu unternehmen. Den Weg wollten wir zu Wasser machen, und bestellten daher ein Fahrzeug, das uns mittelst des Kanals von Alexandrien, in den Nil-Strom führen sollte: von da sollte uns ein anderes Schiff den Strom hinab vor die Thore Kairo's transportiren. In fünf Tagen hatten wir diese Reise zurückgelegt; die ganze Länge derselben betrug 65 Stunden. Links und Rechts dehnen sich unermeßliche Ebenen aus, die mit allen Gattungen morgenländischer Baum-Arten reichlich besetzt sind. Längs den beiden Nil-Ufern begeg-

nen dem Reisenden fast zahllose Dorfschaften, die von Ferne her recht mahlerisch in's Aug fallen. Aber näher betrachtet biethen sie nichts als elende Hütten dar, die man eher für Fuchs-Höhlen als für menschliche Wohnungen ansehen möchte. Sie sind meistens von gebrannter Erde erbauet; das Licht kann nur durch die Thüre in das Innere eindringen, denn von Fenstern ist da nichts zu sehen. Im Innern dieser Behausungen erblickt man weder Bettstelle, noch Tisch, noch Stuhl, noch irgend ein europäisches Hausgeräth. Schüsseln und Teller würde man hier ebenfalls vergebens suchen. Das ganze Geräth besteht lediglich in einem irdenen Topfe, um den Pilau (Reis-Muß) darin zu kochen, und zween hölzernen Löffeln, womit man denselben ißt. Das egyptische Volk habe ich keineswegs so gefunden, wie selbes unsere öffentlichen Blätter so oft schildern. Ich zweifle sehr, ob auf der weiten Erde, irgendwo ein so fruchtbares Land, und ein so armseliges Volk anzutreffen sey, wie dieß im Delta-Gebieth, von Alexandria bis nach Kairo, der Fall ist. Wir haben einige Städte und mehrere Dörfer durchgewandert, wir haben den Zustand der Einwohner in der Nähe und mit eigenen Augen betrachtet und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß das größte Elend den Egyptiern zu Theil geworden sey. Viel klagen sie über Auflagen, womit die Regierung alle Klassen beinahe erdrückt. Was die Sittlichkeit betrifft, so scheint dieß Volk, das so, nach seiner Art die Lehre Mahomets befolgt, in der That die Gesetze der Schamhaftigkeit gar nicht zu kennen, nichts zu sagen von den übrigen Lastern von denen es nicht frei ist. Die Kinder beiderlei Geschlechts, laufen fast allgemein ganz nackt herum, bis ins 14, 15 te Jahr. Wenn wir durch die Dörfer zogen, so umringte uns immer eine Schaar dieser Kinder, die sich an unserer europäischen Tracht nicht satt genug sehen konnten. Auch die Männer, wenn sie auf dem Felde arbeiten, tragen weiter nichts als ein zerfetztes Tuch um ihre Lenden, das wenig nützt. In den Städten tragen sie wenigstens ein blaues Hemd, das ihnen bis an die Knie reicht. Die Weiber haben beinahe die nämliche Kleidung, nämlich ein Hemd, das bis unten an die Brust

geschlitzt ist, und bis zur Hälfte der Beine herab reicht. Sie mahlen sich die Augenlieder schwarz, und bezeichnen das Kinn (tatouiren) mit verschiedenartigen, in die Haut eingegrabenen Figuren. Mehrere durchbohren sich die Nase und tragen einen Ring daran, wie es bei uns mit Ohren-Gehäng Sitte ist; ich weiß nicht, wie ihnen das Nasenputzen gelingt. In Egypten sieht man überdieß eine große Menge eigentlicher Mohren beiderlei Geschlechtes: ihre Kleidung ist noch weit unanständiger als die oben geschilderte: eine Schürze um die Lenden bis auf die Knie herab, das ist ihre ganze Umhüllung.

Der Reisende ist auf dem Nil-Strome nicht immer sicher vor den Diebereien der Araber. Man hatte uns versichert, es sey von ihnen nichts zu fürchten; allein wir hatten bald Anlaß, uns vom Gegentheile zu überzeugen. In der vierten oder fünften Nacht, während wir im Schiffe schliefen und 4 Bootsknechte mit der Angel fischten, stellten sich plötzlich ein Duzend Bedouinen ein, die mit Knütteln versehen waren: diese ehrlichen Diebe sagten den Schiffsleuten ohne weiters, daß sie Willens wären, in das Fahrzeug zu steigen, um wegzunehmen, was ihnen gefiele. Das gefiel aber unsern Schiffsleuten nicht; sie wagten sich an die zwölf Kerls, in der Hoffnung daß wir ihnen bald zu Hülfe eilen würden. Der Kampf scheint hitzig gewesen zu seyn; es gab zwar weder Todte noch Verwundete, dafür aber gab es beiderseitige Prügeleien, die dergestalt mit Geheul und Geschrei begleitet waren, daß wir alle sogleich vom Schlafe aufgeschreckt wurden. Wir eilten schnell auf die Brücke; der Schiffs-Hauptmann und die Offiziere ergrieffen ihre Flinten, ein anderer faßte den Degen, ich und mein General-Vikar hatten jeder einen Stock im Fahrzeug, dachten aber nicht einmal daran, ihn mitzunehmen und folgten so blindlings den Offizieren. Als die arabischen Räuber die Flinten erblickten, vergieng ihnen die Lust, unser Schiff zu durchsuchen und eilten schnell davon. Es wurde nicht auf sie geschossen, aber Einer derselben wurde fest genommen und an den Mastbaum gebunden. Erst am Morgen band man ihn wieder los, nachdem man ihm durch den Dollmetsch hatte einschärfen

lassen, daß er von nun an sich der Schelmereien enthalten solle. Als wir in Kairo ankamen, nahmen wir Herberg in dem einzigen europäischen Wirthshause, das hier zu finden ist. Tags darauf, einem Sonntage, giengen wir zu den Vätern Capuzinern, um der hl. Messe beizuwohnen: sie hatten die Güte, uns sehr gastfreundlich aufzunehmen, und wollten, daß wir ihr Haus als das unsrige ansehen und beziehen sollten. Die Stadt Kairo, deren Bevölkerung auf 300,000 Seelen angeschlagen wird, biethet für den Reisenden nichts Merkwürdiges dar, außer der sogenannten Mutter=Gottes=Höhle, die nach uralter Ueberlieferung, der hl. Jungfrau zum Zufluchts=Orte soll gedient haben, als sie mit dem göttlichen Kinde und dem hl. Nährvater nach Egypten zog. Ist noch etwas Sehenswerthes da, so ist es der sogeheissene Josephs=Brunnen; auch die Citadelle (Festung) auf dem Berge, der die Stadt beherrscht; dann einige Moscheen und die Gräber der alten Califen (Fürsten). Die Pyramiden, welche der eigentliche Zweck unserer Reise waren, befinden sich zwei Stunden von Kairo, am Eingange der Sandwüste, und nächst dem Platze, den die berühmte Stadt Memphis vor Alters eingenommen hat, von der jetzt auch nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. Am Fuß dieser ehrwürdigen Pyramiden haben wir zu Morgen gespeist. Ich will mich in keine nähere Beschreibung derselben einlassen, sonst müßte ich wiederholen, was schon tausende gesagt haben.

Ehe wir von Kairo verreisten, wollten wir noch den Sclaven=Markt sehen. Wir fanden daselbst eine große Anzahl Kinder beiderlei Geschlechts, so wie Männer und Frauen, die gerade wie gewöhnliche Waare feil gebothen werden. Diese Unglücklichen, deren Anblick uns wahrhaft das Herz zerrieß, warteten ziemlich ruhig, bis daß jemand sie um weniges Geld kaufe. Wie gerne hätte ich sie alle kaufen mögen, um sie zu dem wahren Erlöser zu führen, und ihnen die Freiheit der Kinder Gottes zu verschaffen!

Am 4 Dezember begaben wir uns auf den Rückweg nach Alexandria, wo wir nach viertägiger Reise wieder ankamen. Die ganze Strecke wurde, wie zuvor auf dem Nil=Fluße, zu

Schiffe zurückgelegt. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß um diese Zeit die Hitze in Egypten so groß war, als sie bei uns im Julius zu seyn pflegt: nur die Nächte waren etwas frisch und feucht. Die Felder prangten auch in so herrlichem Grün, wie es nur immer in unsern Ländern im Frühling der Fall ist. Als wir in Alexandria wieder ankamen, erfuhren wir, daß so eben die Pest im Lazareth ausgebrochen sey, wo 1600 türkische Wallfahrter *) vereinigt waren. Man hatte jedoch sogleich Vorsichts-Maaßregeln getroffen, daß die Krankheit keine weiteren Fortschritte machen konnte.

Am 10 Dezember segelte unsere Brigg nach der syrischen Küste. Nach viertägiger Schiffahrt liefen wir in die erbärmliche Rhede von Larnaca auf der Insel Cypern ein. Dort begegnete mir ein Unfall, von dem Sie vielleicht bereits etwas gehört haben. Das Meer war sehr bewegt, seitdem wir in die Rhede eingelaufen waren. Als am 16ten sich der Wind etwas gelegt hatte, und die See nicht mehr so hoch aufwogte, entschloß sich der Schiffs-Hauptmann, eine Landung zu versuchen, und lud mich ein, mit zu gehen. Höchst ungern folgte ich ihm. Drei zur Brigg gehörende Personen, und zwei Matrosen, die Ruderknechte nicht dazu gerechnet, begleiteten uns. Wir traten sämmtlich in das Boot, ungefähr eine Stunde vom Lande entfernt, von woher uns ein Fahrzeug auf dem halben Weg abholen sollte. Das Fahrzeug kam wirklich, und wir entließen

*) Jeder Muselmann muß wenigstens einmal in seinem Leben die Wallfahrt nach Mecca machen, wo das Grab Mahomets seyn soll. Das immerwährende Hin- und Herwandern dieser Pilger, die Stoff für allerhand ansteckende Krankheiten mit sich bringen können, erheischt Vorsichts-Maaßregeln. Zu diesem Ende sind im Morgenlande öffentliche Gebäude errichtet, wo die Reisenden einige Zeit verweilen müßen, bis man sich von dem guten Zustande ihrer Gesundheit hinlänglich überzeugt hat. Solche Gebäude heißen Lazarethe; sie sind zugleich Hospitäler, wo die Armen und Pilger Kost und Kleidung erhalten.

D. Uebers.

unser Boot. Nun glaubten wir, die Schiffsleute des Landes, mit der Schiffahrt an ihrer eigenen Küste besser vertraut, würden unsere Landung auch sicherer bewerckstelligen; leider erfuhren wir bald, daß wir uns gar sehr getäuscht hatten. Zwar ist es auch wahr: jemehr wir dem Ufer uns näherten, desto wilder wogte das Meer. Wir hatten bereits über zwei oder drei ungeheure Wellen-Massen gesetzt, als ein furchtbares Rauschen uns an die Gefahr erinnerte, in der wir nun schwebten: es war eine Welle, die hoch wie ein Berg hinter uns herzog. Die Schiffsknechte kamen, ich weiß nicht warum, auf den unglücklichen Einfall, statt der Spitze des Fahrzeugs, nun dessen ganze Breite der entsetzlichen Welle entgegen zu halten. Sie stürzte auf uns los — das Schiff schlug um, und sämtlich kämpften wir jetzt auf Leben und Tod mit dem furchtbaren Elemente. Wir waren noch weit vom Lande entfernt, und an einer Stelle, wo das Meer eine beträchtliche Tiefe hatte. Ich war der einzige, der nicht schwimmen konnte: meine Begleiter, obwohl sehr gute Schwimmer, konnten dennoch erst nach äußerster Anstrengung und ganz erschöpft, das Ufer erreichen. Was mich betrifft, so weit ich mich erinnern kann, wurde ich beim ersten Stoß der Welle, bis in die Tiefe des Meeres geschleudert. Allein es gieng nicht lange, so hoben mich die mächtig bewegten Fluthen wieder empor, und da ich die Arme ausbreitete, ohne jedoch etwas zu sehen, noch zu wissen was ich that, merkte ich, daß ich mit Händen und Kopf anstieß, und daß ich mich gerade unter dem umgestürzten Fahrzeuge befinden müße. Ich machte einige Bewegung, um mich aus dieser Lage zu ziehen. In demselben Augenblicke wurde das Boot von einer Welle weiter geschoben; eine zweite Welle folgte und schob auch mich vorwärts. Jetzt berührte meine Hand den Rand des Fahrzeuges, doch nur einen Augenblick; denn meine Kräfte waren erschöpft, der Athem gieng mir bereits ab, und ich war auf dem Punkte von diesem Leben mitten in den aufgeregten Wellen, Abschied zu nehmen, als ich durch ganz besondern Schutz der göttlichen Vorsehung, zum drittenmale den Rand des Schiffleins berührte. Ich hatte das Glück, mich daran halten zu können: ich hielt

so fest, daß es mir gelang, wieder in das Schiff zu kommen, das nun freilich voll Wasser war. Mein erster Gedanke war jetzt, mich auf die Knie zu werfen, meine Seele Gott dem Herrn zu empfehlen, und sorgfältig das Gleichgewicht zu behalten, damit das Schifflein nicht zum zweitenmale umschlüge. Jeden Augenblick bedeckten mich die einstürzenden Wellen, und mein armes Schifflein wogte hin und her, wie ein wahrer Spielball. So schwebte ich fortwährend zwischen Leben und Tod, als einer der Bootsknechte schwimmend daher kam: er strengte alle seine Kräften an, um das Boot schwimmend an's Laud zu ziehen. Bald kamen zwei andere ihm zu Hülfe, und so näherten wir uns allmählig dem Ufer. Erst als ich aus dem Wasser war, bemerkte ich, daß ich eine Wunde an der Stirne und mehrere Quetschungen an den Armen und Füßen erhalten hatte. Glücklicherweise verschwand alles dieses nach etlichen Tagen; aber seither ist mir das Athmen schwerer geworden, besonders zu gewissen Zeiten. *)

*) In dem ganzen Vorfalle, wie ihn uns der würdige Bischof hier erzählt, sehen wir eben nichts Außerordentliches, das an ein entschiedenes Wunder erinnerte; gleichwohl erlauben wir uns folgende, dem gläubigen Herzen wohlthuende Fragen: Wer hob den bis in den Meeres-Grund Versenkten wieder empor? — Wer fügte es, daß er trotz der aufgeregten Fluthen, genau an der Stelle wieder empor kam, wo er mit dem umgestürzten Boote zusammentreffen mußte? — Eine erste Welle schob das Schifflein fort, und entrückte dem Verunglückten seine einzige Stütze; wer geboth einer zweiten Welle, ihn, der nicht schwimmen konnte, gerade in derselben Richtung fortzutragen? Wessen Hand hielt eine dritte und vierte Welle zurück, die wohl abermals Schiff und Mann von einander auf immer trennen konnte? u. s. w. — die richtige Lösung dieser Fragen erinnert uns sehr gelegentlich an die treffliche Antwort, die eine uns bekannte Schwester der Barmherzigkeit aus Frankreich ihrem Seelsorger gab, als dieser sie von ihrem Vorhaben, in die asiatischen Missionen zu reisen, abbringen wollte. „Gutes Mädchen, sprach er zur Jungfrau,

Am 17 Dezember verließen wir die Rhede von Larnaca und liefen am folgenden Tage in jene von Bairut ein. Von hier wurde erst am 22 sten weiter nach Latakie gesegelt, wo die Brigg uns am Vorabende des hl. Weihnacht-Festes an's Land setzte. Das war nun endlich das Ziel der beschwerlichen Seereise. Nach mehrtägigem Aufenthalte in Latakie, verreisten wir zu Land (am 30 Dez.) nach Alep. Wir bildeten allein eine kleine Karavanne, die von zwei Eingebornen des Landes angeführt wurde. Da die Jahreszeit sehr schlecht war und es fast immer regnete, waren wir mit den Führern übereingekommen, daß sie uns alle Abende an solche Stellen führten, wo wir während der Nacht unter Dach seyn konnten. Täglich gegen 7 Uhr Morgens stiegen wir auf unsere Maulthiere, die weder Zügel, weder Sattel, noch Steigbügel hatten; und so zogen wir des Weges bis zum Abend, ohne abzusatteln, oder vielmehr ohne abzusteigen. Hatten wir die Hütte erreicht, wo wir übernachten sollten, so zündeten wir ein kleines Feuer an, wenn Holz da war; fanden wir einen Stein, der hoch und breit genug war, so mußte er uns zum Sitz dienen: wir ruheten dann einige Augenblicke aus, und machten uns hierauf das Abendessen zurecht, das gewöhnlich in geringen Portionen Brodes, einigen Eyern und Wasser bestand. Nach dieser sparsamen Mahlzeit zögerten wir nicht lange, unsere Lagerstätten in Ordnung zu bringen: das ganze Geschäft bestund darin, daß wir auf nackter

---

„du willst in ein so fernes Land reisen, um, wie du sagst, „den Missionären beizustehen! Weißt du nicht, daß in „solchem Falle gewaltige Stürme auf dem Meere dich erwarten, und daß, wenn du Schiffbruch leidest, die Wellen „dich, armes Ding, tausendmal verschlingen werden.“ — Hierauf erwiederte die Schwester: „Lieber Herr! wo ist denn „Gott?“ — „Nun, Gott ist im Himmel, auf Erden und „aller Orts“ . . . schnell fiel die Schwester ihm in die Rede: „also ist Gott auch auf dem Meere, und im tiefsten Grunde der Gewässer — und finde ich ihn „dort — so finde ich ja alles, was ich suche.“

D. Uebers.

Erde einen Teppich ausbreiteten, der zugleich als Strohsack, Matraze und Decke dienen mußte. Auf ein solches Lager hingestreckt, erquickte uns ein Schlaf, wie man ihn oft auf weichen Betten kaum finden kann. War die Hütte geräumig genug, dann theilten wir dieselbe unter uns und die Maulthiere. Das war unsere Lebensweise, während 8 Tagen. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß wir in Alep eine Karavanne nach Bagdad, reisefertig antreffen würden; aber leider! als wir ankamen, erfuhren wir, daß schon seit einem Jahre, keine Karavanne mehr nach den babylonischen Ebenen gezogen sey, und daß vor August, schwerlich eine solche abziehen dürfte. Damals befanden wir uns im Januar. Alle Wege, die von Alep nach Bagdad führen, sind schon über ein Jahr von den Arabern besetzt. Dieser Umstand ist es, der den Abzug der Karavannen bis dahin verhinderte. Man hofft jedoch, es werde in Bälde eine solche, von Bagdad her, hier ankommen; allein es ist auch wohl möglich daß sie den Arabern in die Hände fällt, ehe sie Alep erreicht. u. s. w.

† P. D., Bischof von Babylon.

Folgendes Schreiben wird hier, nicht so sehr der Nachrichten wegen aufgenommen, als vielmehr, weil es die schönsten Gesinnungen apostolischen Eifers offenbaret, und heilsame Lehren für diejenigen enthält, die sich den Missionen zu widmen gedenken.

Schreiben des Hochw. Hrn. Courvezi, Bischof von Bida, an den Hochw. Hrn. Bischof von Chartres (Frankreich).

Bang-Kok (Königreich Siam) 27 May 1833.

Tit.

Nun bin ich endlich am Haupt-Orte des apostolischen Vikariats von Siam angelangt; ich war so glücklich, unsern ehrwürdigen Bischof ganz gesund und, trotz seines hohen, vorgerückten Alters, noch bei vollem Gebrauche seiner Fähigkeiten anzutreffen. Schon 46 Jahre sind es, daß er in dieser Mission

lebt, und seit 1812 steht er derselben als Bischof vor. Bei meiner Ankunft, sah ich das verwircklichet, was ich bisher nur geahndet hatte, oder, wenn Sie lieber wollen, erwarten mußte. Von dem Hochwürdigsten Bischofe wurden mir päpstliche Briefe in rechtsgültiger Form eingehändiget, die mich zu seinem Coadjutor ernennen, (cum titulo Ecclesiæ bidensis quæ novissime vacavit, wie der hl. Vater sagt) und als apostolischen Vikar von Siam und Gueda, ipso facto, nach dem Ableben des gegenwärtigen Titulars bezeichnen. Wie gerne und aufrichtig wünschte ich mich dieser Bürde zu entziehen, die wahrlich weit meine Kräften übersteigt! Allein der Bischof sagt, daß weder er die Macht, noch ich das Recht habe, dem Willen des hl. Vaters zu widerstehen. Er laßt es auch an frommen Zusprüchen nicht ermangeln, und legt mir besonders das Beispiel vieler Heiligen vor Augen, die allerdings geeignet sind, den sich Sträubenden unter das Joch zu beugen. Sehen doch Euer Gnaden, in welcher Klemme man mich hineingezogen hat: willige ich ein, so bin ich mit meinem Gewissen im Widerspruche, denn es sagt mir laut, daß ich weder würdig noch fähig bin, das hl. Amt zu versehen; verharre ich aber auf meiner Weigerung, so widersetze ich mich vielleicht dem Willen des obersten Kirchen-Hauptes, des Stellvertretters Jesu Christi auf Erden. Im letzten Falle gilt es noch die Ehre der HH. Vorsteher des Seminariums zu Paris, und wahrscheinlich auch der Fortgang und das Wohl der Mission von Siam, die, wenn ich das bischöfliche Amt entschieden ablehne, noch lange ohne Haupt und Oberleitung bleiben dürfte. O wäre ich doch in Entrammos zurück geblieben! Wahrlich, man hätte kein besseres Mittel erfinden können, um mich dahin zu bringen, es fast zu bereuen, die apostolische Laufbahn angetretten zu haben.

Euer Hochwürden und Gnaden werden ja wohl überzeugt seyn, daß ich nichts wenigers als die bischöfliche Würde im Auge hatte, als ich Chartres verließ. Ich entsagte zu Gunsten Anderer den beträchtlichen zeitlichen Vortheilen, die ich Ihrer Güte zu verdanken hatte; ich legte die Stelle nieder,

so wie die Würde, womit Euer Gnaden mich, trotz meiner Unwürdigkeit beehrt hatten, und bewog Hochselbe in meine Entlassung einzuwilligen. Damals konnten Sie wohl Ihren Gedanken eine höhere Richtung geben, und nicht ohne Grund vermuthen, daß ich mich nach bessern Dingen sehnte, als blos nach solchen, die den Leidenschaften der Menschen schmeicheln. Ein apostolisches Vikariat sich aufbürden lassen, und zwar in den asiatischen Missionen, ist, in der That, eine Hinopferung seiner selbst, und weiter nichts. Hier müßen der Ehrgeitz, der Hang nach Bequemlichkeiten, die Habsucht ganz und gar leer abziehen. Hier hat der Bischof keineswegs den Trost an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit zu stehen. Wenn er die Gläubigen seines Sprengels besucht, so erweisen ihm dieselben keine von jenen ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen, die von ihrer Seite, große Frömmigkeit und Religions-Eifer voraus setzten. Die hl. Geheimnisse feiert er, weder in schönen Kirchen, noch mit jener Majestät und Würde, wie es in Europa der Fall ist; sein bischöflicher Pallast ist eine elende Hütte: 50 Flor. würden hinreichen sämmtliche Materialien zu bezahlen, woraus jene unsers Hochw. Bischofes, Hrn. Florent erbauet wurde; was sein Hausgeräth betrift, schwerlich würde man etwas daraus lösen können. Seine Einkünfte und Gebühren sind so gering nnd unbedeutend, daß sie gar keines Anschlags werth sind. Man lebt gleichwohl selig, in Bang-Kok, wenn man die Armuth liebt, wirkt auch viel Gutes in den Missionen unter den Ungläubigen, wenn man entschlossen ist, um des Namens Jesu willen zu leiden, mit vielem Muthe und ausharrend gegen alles das streitet, was die Leidenschaften einer verdorbenen Natur Unreines, Wildes uno Unsinniges an sich haben, so wie gegen alle Hindernisse, welche die Macht und Politik der Herrn dieser Erde, der Ausbreitung des Reiches Gottes entgegen setzen können. Derjenige dagegen, der es in der gänzlichen Wegwerfung seiner selbst, nicht bereits bis zur Fertigkeit gebracht hat, nnd auch nur von Ferne, auf irdische Vortheile und Genüsse Anspruch machen will der hat hier seinen Beruf gänzlich verfehlt. Indessen sind die Missionäre in diesem

Lande, doch nicht in solchem Maaße verlassen, daß sie nicht einigen Ersatz für ihre Arbeiten erhalten: die göttliche Güte beschützet sie auf ganz besondere Weise; und der liebe Herr und Meister, dem sie alles widmen, was sie von ihm erhalten haben, Gesundheit, Kräften, Muth, Talente und Geistes-Gaben, belohnt sie schon überreichlich, durch die süßen und unaussprechlichen Tröstungen, womit er ihre Herzen erfüllt, besonders, wenn er gestattet, daß Trübsale über sie kommen.

„Was wird man wohl in Frankreich von mir denken, wenn man erfahrt, daß ich Bischof geworden? Was werden besonders jene sagen, die meine Schwachheit und Unvollkommenheit kannten? Gerne will ich mich durch die Hechel ziehen lassen, und gegen kein Urtheil, so streng es seyn mag, protestiren. Nur möge man meine Ernennung, als einen wohlwollenden Irrthum betrachten, wovon ich das Opfer geworden bin, und meinen theuren Mitbrüdern in dieser Mission, nichts von der Achtung entziehen, die ihnen bisher und in allwegen gebührte. Ich kenne sie alle entweder persönlich, oder schriftlich, und ich weiß gewiß, daß sie in jeder Rücksicht höher stehen als ich: sie glänzen nicht vor der Welt; aber vor dem Auge des Herrn glänzt ihre reine und erhabene Tugend. Bereits haben sie die Kirche erfreut, indem sie die Zahl ihrer Kinder vermehrt haben. Es sind besonders ihrer drei darunter, die wegen ihrer hohen Klugheit, ihrer tiefen Einsicht, ihrem ausgezeichneten Muthe, alle Stimmen für sich vereinigten, um Coadjutoren zu werden, wofern wir an der Sache etwas ändern könnten. Weder die einen noch die andern, haben Mangel an Talente und Fähigkeit. Einer derselben (Hr. Pallegoix) ist in Frankreich bereits rühmlichst bekannt in der wissenschaftlichen Welt, durch mehrere Werke, die er öffentlich bekannt machte: eine gelehrte Gesellschaft zählt ihn unter seinen Mitgliedern; obwohl noch jung, vereinigt er beides in sich, Klugheit und Bescheidenheit. Man nehme dieses nicht für bloße Sprache der Demuth: es ist die reinste und nackte Wahrheit.

„Die Völker von Asien sind unzählbar, und ungeheuer wie jene der Ameisen, ist hier die Menge der Menschen. Wie

klein dagegen ist die Zahl der Anbether des wahren Gottes im Vergleiche mit den Millionen Götzendienern! Diese kleine Heerde nimmt zwar täglich zu, und würde noch größern Zuwachs erhalten, wenn Hirten da wären. Wir sollten europäische Prister haben, Priester aus Frankreich, heilige, eifrige und muthvolle Diener unsers Herrn Jesu Christi, die von seinem Kreuze etwas wissen und von seiner Liebe erglühen. Denken doch Euer Gnaden darauf, uns solche aus Ihrer Diözese hieher zu senden: ich werde sie wie ihre theursten Schützlinge, wie ihre Kinder aufnehmen, und wie meine Freunde behandeln. Unser göttliche Herr und Meister sprach ja zu allen Priestern in der Person seiner Apostel, Ite, docete gentes; (Gehet hin und lehret alle Völker;) warum doch, ist die Zahl derjenigen, die dieses göttliche Wort zu Herzen nehmen, so klein? Fehlt es uns denn an Glauben? Zweiflen wir an den Verheissungen Desjenigen, der uns Priestern den Auftrag gegeben hat? Priester des Herrn, die ihr einigen Beruf für die Missionen in euch bemerket, aber mit nutzlosem Nachdenken und Ueberlegen euere Zeit verlieret, gebt endlich dieß ängstliche Wesen auf, überlaßt euch der Führung der göttlichen Vorsehung, sie wird für euch Sorge tragen; nur beherzt in die Bahn getretten, Gott wird das Uebrige thun: Opus est Dei, et non hominis. (es ist Gottes Werk und nicht des Menschen.) O kommet! wir halten euch die Arme entgegen, wir erwarten euch mit der Sehnsucht Hülfsbedürftiger!

Ich bitte Euer Gnaden, sämmliche Mitglieder Ihres ehrwürdigen Dom-Kapitels, meiner aufrichtigsten Liebe und Hochachtung zu versichern: ich halte es für ein großes Glück einstens in ihrer Reihe gestanden zu seyn! O sagen Sie ja diesen theuren Herrn viel Herzliches in meinem Namen, und daß ich oft an sie denke, und mich täglich mit ihrem Gebethe und hl. Opfer vereinige. Mögen sie sämmtlich zufrieden und glücklich leben, und ihre Laufbahn glücklich beschließen! Ich bedarf ihres gemeinschaftlichen Gebethes, und habe auch großes Vertrauen in selbes. Auch den lieben Zöglingen des Seminars wollen Euer Gnaden wissen lassen, wie sehr ich sie alle im Herzen trage: sie sollen ja doch meiner gedenken, wenn ich ihnen noch

lieb bin. Unter ihnen kannte ich recht reine Seelen. Ich hoffe, daß der Herr ihr Gebeth zu meinen Gunsten erhören werde. Die Zeiten sind bös und voll Gefahren; die Feinde der katholischen Kirche sind geschickt, mächtig, ergrimmt und zahlreich; ihre Angriffe auf die unbefleckte Braut des Herrn verrathen einen tödtlichen Haß, wie ihn nur die Hölle erzeugen kann. O daß die Diener des Heiligthums nicht Verräther an ihr werden möchten! es ist eine verzweifelte Sache, treulos an der Kirche eines Gott-Erlösers zu handeln, und wahrer Unsinn — beweinenswerthe Beschränktheit und Armuth des Geistes, zeitlichen Gewinnes wegen, oder aus Menschenfurcht ihre heiligsten Interesse zu verläugnen. Mögen darum ihre Diener sich nicht einschüchtern lassen, und des Kampfes ungewöhnt, in Kleinmuth versinken. Freilich hat der Sturm begonnen, und bereits mehrere in die tobenden Fluthen hinausgeworfen!* Allein dieser Sturm wird vorübergehen, wie so mancher andere und

---

*) Es ist, als schilderte der Bischof hier unsere eigne Lage in der Schweiz; doch dachte er wohl nur an die Kirche Frankreichs. Was man aber im Herzen Frankreichs von uns denkt, mögen folgende Aeußerungen unserer geistlichen Freunde, von dort her zeigen: „Tief betrübt uns der Gedanke an das, was ihr bereits erduldet, und was vielleicht erst noch die Zukunft euch bereitet. Schon poltert „euch an der Thüre des Heiligthums, der Fürst dieser Welt: „in seinem Gefolge erblicken wir Willkühr, Gewaltthätigkeit, Kirchen-Trennung, mit allen ihren Sakrilegien! „Euere Kantone, einstens so friedlich, wußten bisher noch „wenig von diesem weltlichen Geiste, der sich erfrecht, „in die Angelegenheiten der Kirche einzugreifen, um alles „an sich zu reißen, Heiliges und Unheiliges unter und „durcheinander zu werfen, und jede gesetzliche Jurisdiction „von Seite der Kirche zu vernichten. Der regular- und „secular-Clerus eures Landes ist eines solchen Kampfes nicht „so gewöhnt, wie in Frankreich, weßhalb auch seine Stellung eine der schwierigsten ist: schwache Priester, werden „manchen Forderungen nachgeben, und die durch Eifer sich „auszeichnen, werden aus Mangel an Erfahrung sich

die Kirche Jesu Christi wird unaufhaltsam ihre Bahn verfolgen, bis sie das endliche Ziel erreicht, das der Allerhöchste ihr gesteckt hat, stets erscheinend als die Arche des Heils, in welcher die aufrichtigen Herzen, die Wahrheit liebenden Menschen, und die Auserwählten Gottes von dem allgemeinen Untergange bewahrt bleiben. Mögen sich demnach die Priester des Herrn, ihres erhabenen Berufes, bis an's Ende würdig erzeigen. Das Kreuz und ihre Tugenden sind die einzigen Waffen, womit sie über die Wuth ihrer Feinde siegen werden. Wir sind vor allem die Schüler und Knechte des göttlichen Meisters, der hienieden in Armuth lebte, jede Schmach erduldete, und zum Kreuzes-Tod verurtheilt wurde. Selig sind wir, wenn Gott uns würdig erachtet, die Züge seines, unsertwegen verschmäheten, gekreuzigten Sohnes an uns zu offenbaren! Laßt uns ja nur mit den Füßen den Staub der Erde berühren, während unsere Herzen empor sich richten, und uns selbst mit sich zum Himmel erheben. Die Palmen der Martyrer, der Bekenner des Glaubens, und des hl. Seeleneifers, sind noch lange nicht alle ausgetheilt, und es sind deren für uns noch vorräthig. Laßt uns muthig vorwärts schreiten auf der Bahn, wofern solche uns angebothen werden: laßt uns eilen, im Sturm, wenn es seyn muß; begeistert und beflügelt von der allmächtigen Gnade unsers Gottes erreichen wir das Ziel, und — die Palme ist unser!

„vielfach compromittiren .... wir flehen recht dringend zu „Gott, daß der Sturm sich ja bald verziehe — und es „besser werde bei euch.“ — Ja, mit Gottes Hilfe, wird es besser werden bei uns, wofern wir selbst auch besser werden, und zumal, enger und fester denn je, an die Kirche Gottes uns halten, und eher das Leben verbluten, als daß man uns trenne von dem Fels, auf welchen Christus seine Kirche gegründet hat. Dieser allmächtige Herr im Himmel, der kommen wird zu richten... ist ja doch mehr zu fürchten, als der mächtigste Feind auf Erden. Wohl konnten die Egyptier ehedessen, das Volk Gottes in Banden schlagen; doch ihre Macht zerschellte an der Macht des Allerhöchsten. Egyptus homo, non Deus! Isaias 31, 3. D. Uebers.

„Zu kurze Zeit bin ich hier, als daß ich im Stand seyn sollte, Ihnen interessante Nachrichten mitzutheilen. Ich bemerke wohl, daß in diesem Lande alles sehr verschieden ist, von dem, was das gemeine Leben in Europa ausmacht. Letzthin, wollte ein heidnischer Priester (Bonze) christlich sterben; er übergab Gott seinen Geist, nachdem er die hl. Taufe empfangen hatte. Die Verfolgung wüthet in Cochinchina: die Missionäre, unsere Mitbrüder, flüchten sich von allen Seiten, einer ist in den Fesseln; einige, mit dem apostolischen Vikar, dem Bischofe von Isauropolis, haben sich einsweilen nach Siam zurückgezogen; der König, der gegenwärtig mit Cochinchina in einem Kriege verwickelt ist, gestattet ihnen den Aufenthalt. Ich habe bereits zwei dieser Bekenner des Glaubens gesehen. Mein Gott! welche Männer sind dieß, welche Apostel! Die Gefahren, die Kämpfe, die drückendsten Arbeiten sind für sie, wie blosses Spiel: ihr freundliches, heiteres Wesen hat mich ganz ungemein ergriffen. Uebermorgens, werde ich feierlich einen erwachsenen Chinesen taufen; ich hatte keinen Antheil an seiner Bekehrung. Er will sich nach China einschiffen und es versuchen, seine Eltern Jesu Christo zu gewinnen: auf jeden Fall versprach er uns zurückzukehren. Bethen Euer Gnaden um seine Standhaftigkeit im Glauben, so wie für den glücklichen Erfolg seines schönen Unternehmens.

Als die Brigg (Schiff), die mich nach Bang-Kok brachte, bei der Regierung angemeldet wurde, fragte der König sogleich, ob das Schiff keinen europäischen Priester an Bord habe; man sagte ihm, es sey wirklich ein französischer Priester im Anzuge; „schon gut, schon gut! erwiederte er, mögen nur viele von diesen herkommen.“ (Er liebt die protestantischen Prediger nicht — er fürchtet sie sogar.) Einige Tage nachher verlangte mich der Barkalon, erster Staats-Minister Sr. siamesischen Majestät. Er stellte mehrere unbedeutende Fragen an mich; die merkwürdigsten darunter waren folgende: „Waret ihr in Frankreich als die Cholera-Krankheit daselbst herrschte?“ — „Ja.“ „Habt ihr den Tod gefürchtet?“ „Nein.“ (einiges Stillschweigen, Staunen, Bewunderung.)

„Warum habt ihr den Tod nicht gefürchtet? Was hat euch bewogen ihn nicht zu fürchten?“ — „Als Mensch, weiß ich, daß wir alle sterben müßen; als Christ weiß ich, daß wir nur in einem Augenblick sterben, wann und wie es Gott gefällt; als Priester, halte ich mich immer bereit zu sterben, und Gott Rechenschaft von meinem Leben abzulegen.“ Gewaltiges Staunen, von Seite des Barkalons, und hiemit, Beschluß seiner Fragen.

„Die Siamesen haben einen panischen Schrecken vor dem Tode und sind über alles Maaß furchtsam und feig: ein Europäer, der sich meisterlich stellte, könnte hundert Siamesen, die ihn umringten, in Schach halten, und ihnen entwischen. Der Erste, den ich in Bang-Kok Beicht hörte, war ein christlicher Mandarin: er kannte wie ich die portugiesische Sprache.

† H. Courvezy, apost. Missionär.



Missionen
der Lazaristen in China.

Schreiben des Hrn. Rameaux, apostol. Missionärs in China, an den Hrn. General-Vorsteher der Lazaristen.

Provinz von Hou-Pe, 4 Julius 1833.

Verehrtester Herr Superior!

Vielleicht in dem Augenblicke, da ich mir die Ehre gebe, Euerer Hochwürden zu schreiben, haben Sie bereits von meinem Eintritt in China Kenntniß erhalten; somit dürften Sie wissen, wie manchen Gefahren ich ausgesetzt war, und wie augenscheinlich der mächtige Schutz des Herrn mich daraus befreite. Gegen Ende Februars erreichte ich die Grenze unserer Mission, in der Prvinz Hou-Pe, wo die Christen mich mit einer Herzlichkeit aufnahmen, die mich, fast auf einmal, alle vorhergegangenen Mühsale und Entbehrungen vergessen ließ. Da ich die Lage unserer Christen in Ho-Nan, wo der Vorsteher der Mission, dem ich nachfolgen soll, derzeit arbeitet, nicht kannte, so gab ich den dringenden Bitten vieler hiesigen Christen nach, und entschloß mich, in diesem östlichen Theile der mir angewiesenen Mission noch einige Zeit zu verweilen. Ich ließ sogleich einen unserer chinesischen Mitbrüder zu mir berufen, und beeilte mich, unter seiner Anleitung die Landessprache zu erlernen. Zwei Monate nach meiner Ankunft in China konnte ich mit Beichthören den Anfang machen. Zwar hatte ich schon zu Makao, 7 Monate mit Erlernung dieser Sprache zugebracht

dennoch war ich noch weit davon entfernt, sie gehörig sprechen zu können. Indessen waren die geistlichen Bedürfnisse der Missionen so groß, daß ich nicht länger mehr zuwarten durfte, um das hl. Amt zu versehen. Wir haben nun bereits sämmtliche Christen dieses weiten Bezirks besucht: wohl die meisten darunter hatten schon über 3, 4 bis 5 Jahre die hl. Sakramente nicht mehr empfangen. Ich werde jetzt bald in die Provinz Ho-Nan mich begeben, dann in das Hochland von Hou-Kouan steigen, wo die meisten Christen sich befinden.

Vergebens werde ich mich bemühen, Ihnen die traurige Lage dieser armen Christen zu schildern: ihre sowohl geistlichen als zeitlichen Nöthen übersteigen alle Vorstellungen. Seit bereits drei Jahren ist dieser Theil von Hou-Pe fast unaufhörlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, die über das ganze Land Elend und Armuth verbreitet haben; die Häuser wurden fortgeschwemmt, und auf den angebauten Feldern, verschwand jede Hoffnung irgend einer Erndte. Folge davon, ist eine fast unerhörte Hungersnoth, die schon unzählbare Menschen in's Grab brachte. Beinahe die Hälfte unserer Christen wurde ein Opfer dieser Geisel, die sie doppelt, sowohl in geistlicher, als zeitlicher Hinsicht fühlen mußten, da Niemand da war, ihnen die letzten Tröstungen der Religion zu spenden. Dieses Jahr endlich konnte ein kleiner Vorrath von Korn eingesammelt werden; allein, wiederholt sich die Ueberschwemmung, und wird in Folge derselben die Reis-Erndte wieder vernichtet, dann kehrt das vorige Elend, die vorige Hungersnoth zurück. In dieser Voraussetzung, wird der Tod, die noch übrig bleibenden Christen, 8,000 an Zahl vollends hinwegraffen und diesen Bezirk wohl gänzlich entvölkern. Es ist schwer, wo nicht unmöglich sich anzugewöhnen, solch herzzerreißendes Elend anzuschauen, wovon man in Europa gewiß keine Beispiele erlebt. Es sind keine Menschen; es sind halb entseelte Leichnahme, die da, gleich nächtlichen Gespenster herumschleichen, und die schauderhaftesten Vorzeichen des Todes, dem erstaunten Blicke darbiethen. O, wie zerriß es mir das Herz, als ich in der strengsten Jahreszeit, halb nackte, vor Kälte erstarrte, vor Hunger hinsinkende

Menschen sehen mußte, die von drei endlosen Stunden her, sich bis zu meinen Füßen geschleppt hatten — nicht um des Brodes willen — denn für leibliche Speise, hatten sie längst keinen Magen mehr — sondern, daß sie wo möglich noch des letzten Trostes der hl. Sakramente theilhaftig würden, und dann zu einem heiligen Tode vorbereitet werden möchten! Weil diese armen Kinder des himmlischen Vaters, den Missionär nicht leicht berufen können, so rechnen sie gleichsam bei sich selbst, wie viel Kräften sie wohl brauchen, um ja noch, ehe sie hinsterben, zur rechten Zeit bei ihm eintreffen zu können, als wüßten sie gleichsam die Stunde und den Augenblick, wo ihre Kräften nicht mehr ausreichen und der Tod erfolgen muß. Ich theilte mit ihnen das Wenige, das ich noch übrig hatte, allein die meisten starben; ich konnte nur wenige retten. O wohl niemals verlangte ich so sehr, dem hl. Vincenz von Paul, unserm glorreichen Stifter ähnlich zu seyn! Möchte ich doch sein Herz, seine sinnreiche und unbegrenzte Liebe haben, und könnte ich meine armen Chinesen rettten, wie er, in seinen Tagen, den Völkern der Picardie, Champagne u. s. w. ein Retter und Tröster war! Kann ich sie dem Leibe nach nicht erquicken, so will ich wenigstens mich selbst gänzlich hingeben, daß ich doch ihre Seelen speisen kann; denn von dieser Seite leiden sie wohl eben so große Noth. Stellen Sie sich einmal Christen vor, die nur alle 5 oder 6 Jahre einen Priester sehen können! Indessen muß man es gestehen, der liebe Gott ersetzt reichlich diesen Mangel an Priestern, durch seine Gnade. Ich habe Christen-Gemeinden besucht: ich bezeuge hier, daß si nicht blos unsere Christen Gemeinden in Europa, zum Muster dienen, sondern sogar mit den eifrigsten Kloster-Gemeinden auf gleiche Linie gestellt werden könnten. Es sind doch dieß Christen, die keines weitern Unterrichts genießen, als gerade desjenigen, den sie von Vater und Mutter, oder von einem Katechisten (Christenlehrer) erhalten, der auch selber, weiter nichts als ein gemeiner Familienvater ist. Ich versichere Sie, eben so sehr rührte und erbaute mich ihre Geduld und Hingebung, als der Anblick ihres höchsten Elendes mir das Herz zerriß.

Die Chinesen sind wahrhaft gelehrig und leitbar, ihr Glauben ist kindlich und rein; was der Missionär sie lehrt, das glauben sie ihm auf's Wort. Allein sie sind schwach, und bedürfen sehr der Unterstützung: leicht fallen sie in Kleinmuth, besonders wenn sie verlassen scheinen.

Unsere Mission in Hou-Pe, enthaltet 8, bis 9,000 Christen, die auf einer ungeheuren Strecke zerstreuet sind, so daß die Verwaltung des hl. Amtes hier äußerst schwierig und mühsam ist. Von einem Ende bis zum andern, muß man wenigstens, 300 Stunden Wegs zurücklegen. Wir haben wohl 5 chinesische Priester und Mitbrüder (Lazaristen) in dieser Mission; allein, zwei davon gehen bereits über die sechszig Jahre hinaus; ein anderer, etwas jünger, ist fast immer krank. Nun frage ich Sie, ob wir so großen Arbeiten gewachsen sind? Die chinesischen Priester können viel Gutes wirken, aber zu diesem Ende bedürfen sie einer kräftigen Leitung.

„Erst jüngst habe ich eine ziemlich zahlreiche Christen-Gemeinde besucht, die sich in höchst beklagenswerthem Zustande befand, weil sie seit langer Zeit wie verlassen war: großen Trost habe ich da, während einem Aufenthalte von drei Wochen eingeerndet. Wir fanden auch da mehrere heidnische Familien, die sich sehr geneigt zeigten den christlichen Glauben anzunehmen, und ihre eiteln Götzen fahren zu lassen. Kann ich auf's nächste Jahr, diese Christen wieder heimsuchen, dann hoffe ich, mit Gottes Gnade, die Bekehrung aller dieser Familien zu vollenden, und sie der hl. Kirche einzuverleiben. Ach! wie zahlreich wären die Bekehrungen in diesem Lande, wenn die Arbeiter im Weinberge des Herrn sich nur um's dreifache vermehren könnten! Wenn die Chinesen, noch fortwährend dem Götzendienste anhangen, so geschieht dieß wohl mehr aus Gewohnheit, als aus Ueberzeugung: dieses Volk, (eins der ältesten auf der Erde) steht auf einer zu hohen Stuffe von Civilisation, als daß es den Unsinn seiner abergläubischen Ceremonien nicht merken sollte. Allein es ist dieß einmal die Religion der

Voreltern, und die Chinesen sind wahre Sclaven ihrer herkömmlichen Sitten und Gewohnheiten. *)

Ein vollkommener Friede herrscht in den verschiedenen Gegenden, die ich besucht habe; und gegenwärtig ist auch nicht der geringste Anschein irgend einer Verfolgung vorhanden. Doch ist dieß in dem Hochlande keineswegs der Fall; da hören die Heiden nicht auf, die Christen auf alle mögliche Weise zu verfolgen. Vor drei Jahren wurde einer unserer chinesischen Priester daselbst gefangen genommen, und des Landes verwiesen. Wie groß aber immer die Gefahr seyn mag, ich kann es nicht über's Herz bringen, die dortigen Christen ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. Ihretwegen habe ich ja Fleisch und Blut verläugnet, und mein theures Vaterland verlassen: jemehr sie der Verfolgung ausgesetzt sind, desto mehr sind sie des Trostes und jeglicher Hülfe bedürftig; zudem ist der Missionär nicht nur ihr Lehrer, ihr Vater: er soll auch ein treues Muster für sie seyn. Im nächsten Winter, werde ich, so Gott will, mich in ihre Mitte verfügen, sobald ich die Gemeinden von Ho-Nan werde besucht haben. Es giebt solche darunter, die seit dem Tode, des Hrn. Clet, keinen Priester mehr gesehen haben; und seitdem vergiengen wohl 15 Jahre! Mein Vorhaben auszuführen, bedarf es der Klugheit, doch bin ich schon zum voraus auf alles gefaßt: mit dem hl. Paulus kann ich sagen, daß der Tod für mich Gewinn wäre. Große Hindernisse und allerlei Schwierigkeiten stehen mir im Wege; aber ich hoffe, daß der Herr sich dieser armen Christen erbarmen, und ihrentwegen alle Hindernisse beseitigen werde. Unsere Missionen in diesem Lande geschehen auf folgende Weise. Wir haben keinen festen Sitz. Jeder Missionär hat seinen Katechisten bei sich, der ihm überall nachfolgt. Das ganze Reise-Gepäck besteht in zwei Gewanden, einer Decke für die Nacht, und den

*) Andere Missionäre berichten indessen, daß die Chinesen gar vieles von dieser steifen Anhänglichkeit an ihre alten Gewohnheiten verloren haben, besonders da, wo sie mit den christlichen Uebungen bekannter sind.

D. Uebers.

Geräthschaften, die zum hl. Meßopfer und zur Spendung der hl. Sacramente erforderlich sind. Sind wir in einer Gemeinde angelangt, so versammlen sich die Christen. Der Lehrer, oder Katechist erforscht einen jeden über die Haupt-Wahrheiten unsers hl. Glaubens, erneuert das Vergessene durch Unterricht, belehrt die Unwissenden über das, was sie noch nicht wußten, untersucht dann, ob irgend ein Hinderniß zum Empfange der hl. Sacramente sich vorfinde, wie Haß, öffentliche Feindschaft, Ungerechtigkeit u. s. w. Ist dieß geschehen, so giebt er jedem der anwesenden Christen, einen Zettel, wodurch der Missionär von dem Zustande und den muthmaßlichen Gesinnungen eines jeden in Kenntniß gesetzt wird. Täglich wird vom Catechisten die Christenlehre erklärt, und besitzt der Missionär hinlängliche Fertigkeit in der Landessprache, so predigt er die großen Wahrheiten und Geheimnisse der Religion. Sind die hl. Sacramente und die übrigen Tröstungen der Religion ausgespendet worden, dann wird die Wanderung fortgesetzt und das gleiche wiederholt sich in einer andern Gemeinde. Jede Christen-Gemeinde hat ihren eigenen Katechisten, der die Stelle des Seelsorgers, als geistlicher Vorsteher ersetzt. Er präsidirt bei den Versammlungen, und jeden Sonntag erklärt er den Gläubigen die christliche Lehre. Es ist gewöhnlich ein Familien-Vater, der durch seine Frömmigkeit und Festigkeit im Glauben unter allen seines Gleichen den Vorrang verdient: die ganze Gemeinde gehorcht ihm, wie dem Missionär. In jeder Haushaltung werden die täglichen Gebethe gemeinschaftlich verrichtet, nur an den Sonn- und Feiertagen versammeln sich die Gläubigen an dem dazu bestimmten Orte, um das Gebeth, zweimal im Tage zu verrichten. Am Morgen dauert die Andacht eine Stunde; hierauf verkündet der Lehrer die Fest- oder Abstinenz-Tage, wofern solche im Verlauf der Woche vorkommen sollten u. s. w., den Beschluß macht er mit Ablesung der Verordnungen (Constitutionen, Statuten), die in jeder Christen-Gemeinde sehr strenge sind. Nachmittags ist abermals Versammlung und gemeinschaftliche Andacht, während welcher die schöne Uebung des Kreuzweges (Stationen) vorgenommen, und der Rosenkranz gebethet wird. Fast täglich

habe ich Anlaß, die Früchte dieser hl. Uebung zu bewundern, die ganz besonders geeignet ist, den Eifer unter den Christen lebendig zu erhalten. Um diese Andacht noch mehr zu befestigen, wünschte ich sehr Station=Bilder bei mir zu haben: ich hoffe, daß unser Herr General=Verweser, mir einen kleinen Vorrath derselben schicken werde: es wäre dieß ein wahrhaft gutes Werk.

„Unsere Lebensart in diesen Landen, ist äußerst einfach. Da wir nur mit armen Leuten zu thun haben, so müßen wir uns angewöhnen, selbst ein armes und dürftiges Leben zu führen. Unsere ganze Nahrung besteht in Reis, einigen Kräutern, in Wasser ausgesotten, und hin und wieder einer kleinen Portion Schweinen=Fleisch. Man weiß hier nichts von den Gerichten, die eine europäische Sinnlichkeit erfunden hat. Die Chinesen kennen den Gebrauch der Butter und Milch nicht; so muß man sich auch hierinn, nach ihnen richten. In dem östlichen Theile der Provinz Hou=Pe, findet man weder Brunnen noch Quellen; wen's daher dürstet, muß sich mit Fluß=Wasser begnügen, das erst nur mit Thee gesotten, trinkbar ist. Vom Weine macht man ebenfalls keinen Gebrauch, außer beim hl. Meßopfer. Zur Schlafstätte dient ein Brett und eine einfache Decke, worin man sich einhüllt. Das sind eben nicht alles Süßigkeiten für den sinnlichen Menschen; dennoch versichere ich Sie, daß man hier, trotz dieser Entbehrungen, noch recht glücklich und zufrieden leben kann: die Erfahrung lehrt mich das.

Dieses wenige, was ich Ihnen für den Augenblick mittheilen konnte, wird hinreichen, Sie mit meiner gegenwärtigen Lage bekannt zu machen. Sobald ich nähere Kunde über die mir nun anvertraute Mission werde eingezogen haben, werde ich nicht ermangeln, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Es giebt wohl noch mehrere unter unsern Mitbrüdern, die Beruf und Neigung für diese Missionen in sich fühlen. Ich darf Euer Hochwürden nicht erst bitten, solche Neignngen doch recht sorgfältig zu pflegen und zu leiten: Sie wissen, wie viel uns daran liegt! Die kurze Schilderung von dem betrübten Zustande der mir anvertrauten Mission solle, denk ich, mehr als hinreichen, Ihrem Herzen Erbarmung für unsere armen Chinesen einzu

flößen. Ich wiederhole es Ihnen, gering ist das Maaß des Guten, das unsere chinesischen Priester stiften, wenn selbe sich selbst überlassen bleiben; dagegen sind sie sehr fleißige Arbeiter im Weinberge des Herrn, sobald Europäer ihnen zur Seite stehen. Diese Missionäre sind in der That gut geartet. Wäre es uns möglich, unsere Christen=Gemeinden jährlich einmal zu besuchen, so könnten wir fast eben so viele Kloster=Gemeinden aus ihnen machen! Für solche Menschen bedarf der Missionär eben keiner außerordentlichen Talente: gründliche Frömmigkeit, große Klugheit, und besonders Liebe zur Armuth, zum Kreuz und allem Ungemach, das ihm hier reichlich zu Theil wird; das sind die wesentlichen Eigenschaften, die er haben muß; mit diesen Eigenschaften, wird ihm der Segen nicht fehlen, mit großen Tröstungen wird ihn Gott heimsuchen, und er wird erfahren, wie glücklich der Missionär hier seyn kann, auch wenn ihn äußerlich das größte Elend umgiebt. Mein einziger Kummer ist gegenwärtig der Gedanke, daß ich ohne Nachfolger wegsterben könnte, weil ich in dieser Mission ganz allein bin. Alle Tage kann, so zu sagen der Tod mich ereilen, und unsern theuren Chinesen entreissen; wie groß wäre in einem solchen Falle mein Schmerz, wenn ich keinen Stellvertretter sehen würde! O daß doch die neuesten Ereignisse in Frankrich den Abgang jüngerer Missionäre nicht verhindern mögen! Allein, wozu solch' kleinmüthige Gedanken: die Schätze der göttlichen Vorsehung sind ja unerschöpflich — dieß soll auch mein Trost seyn. Gott will das Heil dieser armen Chinesen; seine Weisheit wird uns die dazu erforderlichen Mittel schon finden lassen und für tüchtige Arbeiter Sorge tragen.

Rameaux, apostolischer Missionär.

Schreiben des Hrn. Laribe, apostol. Missionär in China, an Hrn. Etienne General-Verweser der Lazaristen.

Aus dem Kaiserthum China 1 Sept. 1833.

Vielgeehrter Herr Mitbruder!

In fremdem Lande muß man seyn, und so völlig allein, wie ich bin, um einzusehen, wie süß und nothwendig es ist, an die weit entfernten Freunde sich zu erinnern. Wenn ich an unser liebes Mutterhaus von Paris denke, dann bricht mir schier das Herz, und ich kann ihm anders nicht Luft machen, als wenn ich mit dem verbannten Israeliten ausrufe: „Möge „die Zunge mir im Gaumen erstarren, wenn ich „deiner nicht gedenke!" Ich werde ja doch bald erfahren, ob Sie meine frühern Briefe bereits erhalten? Was ich Ihnen hier mittheile, mögen Sie als Fortsetzung derselben betrachten.

„Als das Fahrzeug, das uns in das Innere von China bringen sollte, in Bereitschaft war, segelte es ganz einzig ab, um kein Aufsehen zu erregen: es war dieß am 15 Dezemb. 1833. Was mich betrifft, schiffte ich mich Tags darauf auf ein anders Fahrzeug ein. Wir waren unser 6, die zur verbothenen Waare gehörten, und jetzt vielfachen Gefahren sich preisgeben wollten. Dieses zweite Fahrzeug gehörte etlichen Europäern an, es war aber ausschließlich von heidnischen Chinesen bedient, die, wie bei den meisten Handelsschiffen allhier der Fall ist, als Bootsknechte dienen, und dafür ihren Lohn erhalten. Die Chinesen erhielten somit den Befehl, zu einer gewissen Stunde segelfertig zu seyn, ohne daß sie das Geringste argwohnten. Um 10 Uhr Abends wurden die bestimmten Transport-Waaren auf's Schiff geladen; sie merkten nicht, daß unter den Waaren sich auch gewisse verdächtige Menschen (Missionäre) befanden: denn man hatte geflissentlich die Nacht für diese Zurüstnngen gewählt. Die Anker wurden somit gelichtet, und wir fuhren wohlgemuthet bis 2 Uhr Morgens, wo wir einhielten, theils, weil wir den Ort der Abfahrt jetzt ziemlich weit hinter uns hatten und in Sicherheit zu seyn schienen, theils

um das Schiffsvolk ein wenig ausruhen zu lassen, zum Theil auch weil wir bis Tages Anbruch warten wollten, um das erste Fahrzeug, das uns vorangegangen war, desto leichter einholen zu können.

Kaum war aber der Tag angebrochen, so zeigte es sich auf den erschrockenen Gesichtern der Heiden, daß sie bereits dem Geheimnisse auf die Spur gekommen seyen. Allein es war zu spät: sie hatten schon zu weiten Weg zurückgelegt, um dem Gedanken, wieder umzukehren, Raum zu geben. Wollten sie den Dienst versagen, so mußten sie erwarten, alles das zu verlieren, was sie bereits seit mehreren Jahren auf diesem Fahrzeuge verdient hatten, und auch in Zukunft noch verdienen konnten. Wollten sie uns verrathen und entdecken, so setzten sie ihr Leben auf's Spiel; denn alsdann würden die Mandarine sie ohne weiters als Mitschuldige zur Strafe gezogen haben. Uns aus dem Wege zu räumen, war für sie auch keine leichte Sache; denn mehrere Europäer fuhren mit uns auf dem Schiffe, und zwar in der Meinung, uns aus allen Kräften zu vertheidigen, falls uns etwas widriges zustoßen sollte; sie waren bewaffnet und konnten es mit den Heiden aufnehmen. Sie werden vielleicht sagen, daß es besser gewesen wäre, uns solchen Menschen gar nicht anzuvertrauen; allein, hätten wir dieses nicht gethan und die Chinesen nicht in Dienste genommen, so würde unser Schiff schon dadurch als ein mit verbothener Waare handelndes Schiff angesehen worden seyn: man hätte es schärfer als irgend ein anderes beobachtet und damit wäre unser ganzer Plan vereitelt worden. Indem wir aber die Chinesen, ohne ihr Wissen, mit in dieses vermeintliche Staas=Verbrechen hineinzogen, zwangen wir sie dadurch zum Stillschweigen und entfernten jeden Verdacht von Seite der Chinesischen Regierung. Aus allem dem soll man schließen, daß solcherlei Wagstücke, wie man sie immer kehren und wenden mag, dennoch stets mit großen Schwierigkeiten verbunden bleiben, und daß es in ähnlichen Fällen sehr heilsam ist, sich ganz und gar dem göttlichen Schutze anzuempfehlen.

Da wir nun einmal die ersten Hindernisse glücklich beseitiget hatten, so blieb uns für den Augenblick nichts mehr übrig, als das erste Fahrzeug wieder einzuholen: dieß sollte durch Hülfe eines chinesischen Christen geschehen, der selbes genau kannte und mit uns auf dem Schiffe, auf dem wir uns eben befanden, zurückgeblieben war. Der Verabredung gemäß sollten wir es noch denselbigen Tag antreffen. Allein, sey's daß wir es vor den vielen andern Schiffen, die stets hin und her fuhren, nicht bemerken konnten, oder daß selbes, aus Furcht uns zu verrathen, sich scheute, das verabredete Zeichen zu geben; kurz wir schifften den ganzen Tag, und noch Tags darauf nach allen Richtungen, ohne daß wir es entdecken konnten. Wir hatten auf diese Weise schon mehrere mal den nämlichen Weg gemacht, unsere Leute wurden unwillig und sprachen laut von der Rückkehr, als der Christ plötzlich ausrief: „ich sehe! ich sehe! wir haben's!“— Bei dieser Nachricht zeigte sich Freude auf allen Gesichtern, allein diese Freude war nicht von langer Dauer; denn jetzt handelte es sich darum, diesem Fahrzeuge das gegebene Signal zu beantworten, auf daß es seine weitern Vorkehrungen treffen konnte, um uns sicher und unbemerkt aufzunehmen; das war aber keine leichte Aufgabe, und wir konnten uns einer neuen Gefahr, entdeckt zu werden, preisgeben. Die heidnischen Chinesen behaupteten ihrerseits, der Christ könnte sich wohl getäuscht haben: würde man dann, in dieser Voraussetzung, das geringste Zeichen geben, so sey es mit ihnen aus, die Todesstrafe würde sie unfehlbar treffen. Da es, wie sie meinten, um ihre Haut gieng, so machten sie mit dem Auskundschafter (dem Christen) nicht viel Umstände, packten ihn und zogen ihn mit Gewalt in's Schiffkämmerlein, wo sie ihn einsperrten. Ich gestehe es Ihnen, das resolute Wesen dieser Leute flößte mir anfangs Besorgniß ein, und ich glaubte mit allem Ernste, daß irgend ein böser Streich uns treffen würde. Indessen durfte auch nicht einer aus uns sich regen; wir stellten uns dem Anschein nach ganz gleichgültig, als sey die Sache von gar keiner Bedeutung. Die Chinesen ihrerseits, die wirklich nichts Arges vorhatten, suchten so gut sie konnten, sich aus dem Gewühl der andern

Schiffe, die uns in allen Richtungen durchkreuzten, heraus zu winden, näherten sich dann allmählig dem Fahrzeuge, welches wir für das Unsrige ansahen. Als sie sich demselben so weit genähert hatten, daß sie es leicht unterscheiden konnten, zogen sie den Christen aus seinem Gefängnisse hervor und fragten ihn auf's neue, ob dieß das Schiff sey, das wir suchten. Dieser betheuerte es wie zuvor, und schrie lauter denn je, daß es das rechte Fahrzeug sey. Sofort gab man sich gegenseitig die verabredeten Zeichen, entfernte sich dann wieder, um ruhig die Nacht abzuwarten, wo wir endlich das lang ersehnte Schiff besteigen sollten. Nun glaubten wir die Geschichte sey zu Ende; allein wir dachten gar nicht daran, daß in derlei mißlichen Umstände gar oft dem ersten Theile auch ein zweiter folgt: das erfuhren wir jetzt.

Ein Missionär, der mit uns, auf dem gleichen Schiffe fuhr, hatte eine ziemlich schöne Stockuhr, für einen seiner Mitbrüder, mit sich genommen: sie lag in einem mit Riegel und Schloß versehenen Kästchen verwahrt. Als es nun zum Aussteigen kam, wollte er wie gewöhnlich die Uhr aufziehen: wie staunte er nicht, als er sah, daß die Uhr rein verschwunden war! Jedem, der ihn hören wollte klagte er diesen Unfall. Die Europäer hatten nicht sobald Kenntniß davon erhalten, als sie, höchst ergrimmt darüber, die Chinesen der Dieberei beschuldigten. Diese Letztern entschuldigten sich so gut sie konnten, und wollten sich sogar die Kleider durchsuchen lassen. Dieses geschah aber nicht, weil nicht zu vermuthen war, daß, wofern sie die Uhr wirklich gestohlen hätten, sie selbe unter ihren Kleidern würden verborgen haben. Dem ersten Lärm folgte nun eine augenblickliche Ruhe. Allein die guten Chinesen, die bis dahin schon vieles gethan hatten, um ihren Dienst auf dem Fahrzeuge nicht zu verlieren, meinten jetzt, schon der bloße Argwohn, der auf sie gefallen war, sey hinreichend, um sie ihres wohlverdienten Lohnes als Brotsleute verlustig zu machen. Dieser Gedanke versetzte sie in eine Art Verzweiflung, und sie betheurten alle einstimmig, als hätten sie sich mit einander verabredet, daß sie sich eher den Augenblick ersäufen wollten, um ja nicht vor ihren Herrn

als Diebe erscheinen zu müßen. Ein solcher Entschluß verursachte anfangs unter uns ein gewaltiges Lachen; allein nach und nach fieng die Sache an ernstlich zu werden, und sie nahm eine so bösartige Wendung, daß einer der Missionäre endlich in's Mittel tretten zu müßen glaubte. Um also jedes Unglück zu verhüten, übergab er auf Anrathen einiger anderer, dem Vorsteher dieser Chinesen einen Zettel, worin bezeugt wurde, daß wir überhaupt mit ihnen zufrieden seyen; und hiemit hatte auch glücklicher Weise der Handel ein Ende. Diese widrigen Zufälle auch abgerechnet, befanden wir uns in einem ziemlich elenden Zustande. Was mich betrifft, so hatte ich diese zwei Tage und die dazwischen liegende Nacht ganz ohne Nahrung zugebracht, und nicht wenig von der Abwechslung der Kälte und Wärme gelitten. Die Luft im innern Schiffsraume war mir wegen der See-Krankheit, die mich heftiger als je zuvor plagte, unerträglich geworden.

Die Nacht kam endlich an, das lang ersehnte Fahrzeug, das uns aufnehmen sollte, näherte sich uns, und wir bestiegen es ohne Licht, und wohlverstanden, im größten Stillschweigen. Dieses neue Fahrzeug war wohl so groß als dasjenige, das wir so eben verlassen hatten, doch war die uns angewiesene Kammer bei weitem nicht so geräumig. Ein kleines Loch, in der Gestalt eines Halb-Mondes mußte zur Thüre dienen. Durch dieses Loch mußten wir uns drängen, so gut es gehen mochte, um den neuen Pallast zu beziehen. Indessen hatten wir keine Ursache über ein Zimmer zu klagen, das etwa 4 Schuh hoch, 10 Schuh lang und eben so breit war; denn, der Capitain und sein Gehülfe die uns selbes eingeräumt hatten, waren in Folge dessen noch viel schlimmer daran, als wir. In diesem Schlupfwinkel mußten wir uns bald der Länge nach hinstrecken, bald knien, bald nach Schneiderart sitzen, alles das, auf einem Brette, das uns gleichmäßig zum Tisch, zum Stuhl, und zur Lagerstätte dienen mußte. Dieses Ungemach würde noch erträglich gewesen seyn, wenn wir wenigstens da und dort frische Luft hätten schöpfen können; allein mit diesem Genuße hatte es gleiche Bewandtniß, wie mit dem aufrecht stehen und noch weit mehr

mit der freien Bewegung: an alles das war nicht zu denken. Unser Kämmerlein hatte zwar wohl eine Art kleiner Fenster-Oeffnung; allein sehr triftige Gründe hinderten uns, selbe auch nur halb aufzulehnen. Alles, was wir nach einer mehrtägigen Schiffarth endlich erhalten konnten, war, daß man uns mit einfallender Nacht erlaubte, eine halbe Stunde in freier Luft zuzubringen. Diese gnädige Zusage würzte man aber mit dem scharfen Beisatze, daß wir entweder ganz leise reden, oder wohl eher vollkommenes Stillschweigen beobachten sollten, wegen den andern Fahrzeugen, die allerorts, wo wir ankehrten, uns jedesmal sehr zahlreich umschwärmten. Das ist in wenigen Worten die Schilderung des Zustandes, in welchem wir während der ganzen Reise verharren mußten: für diese Reise rechnete man 10, höchstens 14 Tage; sie dauerte zwei und einen halben Monat, weil der Wind uns stets zuwider war. Ich will mich hier in keine nähere Schilderung der zahllosen Gefahren einlassen, denen wir fast unaufhörlich ausgesetzt waren: nur folgende Zufälle will ich berühren, die uns nicht geringe Furcht einjagten. Wir befanden uns der Insel Formosa gegenüber, als gerade daselbst ein fast allgemeiner Aufruhr ausgebrochen war: die Mandarine aus dem Innern von China sollten sich dahin begeben, um den gestörten Frieden wieder herzustellen. Allein sie hatten nicht Fahrzeuge genug zusammen bringen können, um eine hinreichende Truppen-Zahl nach der Insel zu transportiren. Um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, wollten sie die Handelsschiffe in Dienste nehmen, und selbe nach Gebühr bezahlen: nun war aber das unsrige eins der ersten, das ihnen in die Augen fiel, und wohl mußte es ihnen brauchbar geschienen haben, weil sie drei bis viermal mit unserm Capitain sich in Unterredungen einließen, um das Schiff zu erhalten und den Miethzins festzusetzen. Unser wackere Führer vergaß seinerseits nicht einen Augenblick die Gefahr, in der wir jetzt schwebten, im Falle die in seinem Schiffe verborgene geheime Waare sollte entdeckt werden; deßwegen gab er allerlei Entschuldigungs-Gründe an, um ja seine Waare nicht ausladen zu müßen. Der gute Mann war um so verlegener, je wahrschein-

licher es war, daß er der einzige seyn mochte, der es wagte, dem Gesuche der hohen Staatspersonen zu widerstehen. Auf die vorgebrachten Gründe, womit er seinen Widerstand beschönigen wollte, setzte er eben kein großes Vertrauen, denn oft kam er zu uns mit dem Verlangen, daß wir ja recht dringend um Abwendung einer großen Gefahr bethen sollten, die, wie er sagte, gleichsam vor der Thüre sey: worin aber eigentlich diese Gefahr bestund, entdeckte er uns erst, nachdem nichts mehr zu fürchten war; und Gottes Güte fügte es so, daß auch da wieder jede Furcht verschwand. Da kein ausdrücklicher Befehl des Kaisers da war, so konnten die Mandarine unsern Capitain keineswegs zwingen, ihnen wider Willen sein Fahrzeug zu überlassen, und so durften wir dann nach Wunsch unsere abentheuerliche Reise fortsetzen.

„Einmal, als wir einer ähnlichen Gefahr, wie die oben erwähnte, glücklich entgangen waren, entfernten wir uns mehr denn sonst von der Küste, weil eben der Wind uns etwas günstig geworden war. Die ganze Schiffs-Mannschaft jubelte, daß nun endlich die Fahrt erträglich zu werden schien: eitle Zuversicht! es gieng nicht lange, so änderten wir den Ton; denn gegen 10 Uhr Morgens, als wir freudig daher schifften, erblassten plötzlich die Gesichter des Capitains, seines Gehülfen und des Steuermanns: was war es denn schon wieder? Wir erfuhren bald mit Schrecken, daß zwei Raubschiffe auf uns loszogen. Man wollte sogar noch zehn andere gleichen Gewerbs in der Entfernung einer Stunde bemerken, so daß die zwei Vorläufer gleichsam als Spione anzusehen waren, die später, wenn das Gefecht angehen sollte, sich mit den andern vereinigen würden. Zur nämlichen Zeit hörten wir häufige Schüsse sowohl auf unserm Fahrzeuge, als auf denen, die sich in unserer Nähe befanden. Es waren dieß gegenseitige Mahnungen und Aufforderungen zu muthiger Gegenwehr, falls die Räuber angreiffen sollten. In weniger denn einer halben Stunde waren 7 Handels-Boote beisamen mit dem unsrigen vereiniget. Dieselben stellten sich sogleich der Breite nach in eine Reihe; sie wurden mittelst langer Bambus-Stöcke aneinander befestiget,

und zogen so, vom Winde getrieben, dem Feinde entgegen, während die Mannschaft sich zur Gegenwehr rüstete, einige mit Steinen gefüllte Säcke ausleerte, Sensen und Sicheln schliff und einige kleine Kanonen zum Abfeuern in Bereitschaft setzte. Gleichzeitig stießen die Männer, um sich gegenseitig aufzumuntern, ein so durchdringendes und anhaltendes Geschrei aus, daß wir fest überzeugt waren, die Schiffe seyen wirklich hinter einander gekommen: das Blut erstarrte uns in den Adern, und wir sahen uns wie verloren. Inzwischen wurde uns der Befehl, uns ja nicht zu zeigen, auf ein neues eingeschärft. Unsere einzige Beschäftigung sollte, wie gewöhnlich, darin bestehen, daß wir recht viele Gebether verrichten, unsere und der andern Gelübde dem Himmel aufopfern sollten. Wir verharrten in diesem Zustande von 10 Uhr Morgens bis gegen 3 Uhr Abends. Jetzt erst bemerkte man, daß die feindlichen Schiffe nur ihrer vier waren, und daß die übrigen Fischern angehörten. Diese Entdeckung trug nicht wenig bei, uns Muth einzuflößen. Als die Seeräuber ihrerseits, bemerkten, daß mit uns nichts anzufangen sey, segelten sie bei uns vorbei, und zogen einer wohlfeilern Beute nach. Gott hatte uns sonach wieder aus einer Gefahr gerettet, die eben nicht gering war, und uns Verderben gebracht hätte, wofern wir nicht mehrere Handelsschiffe in unserer Nähe würden gehabt haben.

„Sie sehen, daß man allerdings angenehmere Reisen unternehmen könnte, als gerade solche. Müßte man der Stimme Gottes nicht über alles gehorchen, so glaube ich nicht, daß Jemand sich freiwillig solchem Ungemach preisgeben würde. Doch muß man aus dem keineswegs schließen, daß derlei Beschwerden so ganz ohne Tröstungen seyen. Hier läßt Gott uns Gnaden wiederfahren, die nicht jeder zu fassen im Stande ist, weil wenige Personen die göttliche Salbung verkosten, welche solche Beschwerden zu begleiten pflegen.

„In dem elenden Kämmerlein, wo wir, wie Sie gesehen haben, in jeder Beziehung so übel daran waren, hatten wir mancherlei Genüsse, die uns selbes, im Lichte des Glaubens

gewürdiget, gar theuer und angenehm machten. Eine reiche Quelle innerlicher Freude war für uns der außerordentliche Antrieb zu frommen Uebungen, wozu die stets abwechslenden Gefahren uns eigentlich begeisterten. Wir verrichteten sie immer gemeinschaftlich: sie trugen ungemein vieles bei, uns mit Gott zu vereinigen, und die unaussprechlichen Tröstungen, die dieser göttlichen Vereinigung entsprießen, kosten zu lassen. Ein eigener, noch sehr tröstlicher Umstand war es, daß der Hochw. Hr. Bischof von Capsus (Hr. Briguiere) diese frommen Uebungen leitete, da er mit zur Reise-Gesellschaft gehörte. Während der ganzen Fahrt hörte dieser Gottesmann nicht auf, sowohl durch sein Beispiel als durch seine Reden uns aufzumuntern, und zu allen apostolischen Tugenden anzuleiten. O mit welch' kindlichem Vertrauen flieht man in solcher Lage zum Herrn, und was kann man nicht alles von seiner Barmherzigkeit erlangen, theils für sich selbst, theils für die lieben Mitbrüder, und besonders für die Christen und die Ungläubigen, denen man die Gaben des seligmachenden Glaubens, auf Kosten seines eigenen Lebens, mittheilen will!

Sie werden schwerlich glauben, daß unser elendes Kämmerlein, wie ich es Ihnen beschrieben habe, nun gar noch für eine Feierlichkeit taugen mußte; und doch haben wir darin ein recht schönes und besonders tröstliches Fest begangen. Dazu reichte eine kleine Ausräumung hin: für kurze Zeit wurde der Boden ausgehoben, das Bretterwerk verschwand, der arme Schlupfwinkel wurde ausgeziert, und was mehr ist, in eine Kirche umgewandelt, und wir hatten am hl. Weihnachts-Abend den unaussprechlichen Trost, darin das unbefleckte Opfer darbringen zu können und die Geburt desjenigen zu feiern, der uns ähnlich, als ein wahrhaftiger Missionär vom Himmel auf die Erde herab kam, um uns den Frieden und die freudige Bothschaft zu bringen, so wie auch wir Europa verlassen hatten, um in seinem Namen Gleiches für unsere lieben Chinesen zu thun. Wir hatten immer sehnlichst verlangt, an Sonntagen das hl. Meßopfer zu feiern, wie uns solches am hl. Weihnachts-Feste bewilliget wurde; allein das beständige Gewirr, gestattete

solches nicht; zudem würde es auch bei dem fast immerwährenden Schwanken des Schiffes selten möglich gewesen seyn. Es war dieses ein Opfer mehr, das wir so vielen andern beizählen konnten.

Indessen war der hl. Weihnachts-Tag nicht der einzige, an dem wir auf unserm Fahrzeuge Ungewöhnliches erlebten. Der 20 Februar, auf den diesesmal der Aschenmitwoch fiel, war für die Einesen zugleich der Neujahrs-Tag. An diesem Tage pflegen die chinesischen Christen Gott den Herrn auf sehr feierliche Weise anzubethen. Unsere Zelle mußte bei diesem Anlasse zum zweitenmale umgewandelt werden; und wirklich wurde sie mit aller möglichen Sorgfalt für die bevorstehende Feier ausgeziert. Wir unserseits blieben dem Anscheine nach gleichgültig; dennoch regte sich in uns eine gewaltige Neugierde über das, was nun kommen sollte. Als die Zurüstungen zu Ende waren, da erschien der Schiffs-Capitain angethan in weitem Pracht-Gewande von feinstem Seidenstoff, und ausgesuchtem europäischem Tuche: Strümpfe und Pantoffeln waren reichlich mit Gold gestickt; sein Haupt bedeckte eine Doctor-Mütze, die durch ihr schimmerndes Farbenspiel und ihre sonderbare Gestalt für uns wirklich eine Neuheit war. So ausstaffirt schritt nun unser Principal mit einem wahrhaft majestätischen Ernste vorwärts, zum Bildnisse unsers göttlichen Erlösers, und blieb in einer kleinen Entfernung vor selbem stehen. Hier wirft er sich auf die Knie, macht in Gegenwart der Bildnisse der hl. Jungfrau und anderer Heiligen, dem göttlichen Erlöser seine erste dreifache Verbeugung, indem er jedesmal mit der goldenen Quaste, die sein Haupt krönte, den Boden berührte; nach diesen ersten Verbeugungen steht er auf, kommt dem Bilde einen Schritt näher, und wiederholt dieselbe dreifache Verbeugung; er steht wieder auf und thut zum drittenmale das Gleiche. Als dieß geschehen war, entfernte er sich, machte hierauf jedem der Missionäre eine ähnliche aber nur einfache Verbeugung, um uns das gute Jahr anzuwünschen, und endigte damit, daß er jeder einzelnen Person auf dem Schiffe das Jahr anwünschte, was stets nach chinesischer Art geschah, indem er nämlich mit gefalteten Händen den

Boden berührte, so daß das Haupt fast bis zu den Knien gebeugt wurde. Nach ihm erschien sein Gehülfe, gleichfals prächtig gekleidet, und eine glänzende Mütze auf dem Haupte, die jener des Capitains ähnlich sah. Auch er entledigte sich, gar ernst und mit feierlicher Langsamkeit, seiner neunfachen Verbeugungen, nach deren Beendigung er genau wie sein Vorstand es gethan hatte, zuerst den vornehmern Personen, dann allen übrigen das gute Jahr anwünschte. Sofort erschienen nach einander der Steuermann und sämmtliche Schiffsleute in ihren besten Feiertags-Kleidern, und verrichteten alle die nämliche Ceremonie. Dasselbe thaten endlich auch unsere Courriere, indem sie so viel als möglich die Freude dieses, in ihrem Lande so feierlichen Tages, mit den bußfertigen Gesinnungen, die der hl. Aschen-Mittwoch den Kindern der Kirche einflößt, in Eintracht zu bringen suchten. Zu diesem Ende sangen sie geistliche Lieder, doch mit etwas gedämpfter Stimme, verrichteten lange Gebethe, denen zuletzt die schöne Andacht des Kreuzweges folgte.

„Es wäre nun Zeit, Ihnen zu sagen, daß wir endlich am 1 März 1833, das lang gewünschte Ziel unserer Reise erreichten. An diesem Tage kosteten wir die ersten Entschädigungen für die vielen vorhergehenden Mühsale: mit ungemeiner Freundlichkeit empfieng uns der apostolische Vikar der Provinz, an deren Küste wir jetzt gelandet hatten. Von dem Landungs-Platz bis zu seiner bescheidenen Wohnung ist es eben nicht weit. Allein jetzt waren wir gleich armen Vögeln, die lange in engen Käfigen eingesperrt blieben und denen zuletzt die Flügel erschlafften: die Beine wollten uns fast nicht mehr tragen, und wir hatten nicht geringe Mühe, bis wir die kleine halbe Stunde zurückgelegt hatten. Der Hochw. Hr. Bischof von Capsus fühlte sich unter allen am meisten geschwächt: als wir unter Wegs einen unbedeutenden Hügel übersetzen mußten, fiel er dreimal in eine Art Ohnmacht, von der er sich aber jedesmal nach wenigen Augenblicken wieder erholte. Der apostolische Vikar von Fokien und Bischof von Tabestan behandelte uns schon am ersten Tage mit so vieler Güte und Sorgfalt, daß wir darüber unsere vorhergehenden Strapatzen fast vergessen mußten. Während den

8 Tagen, die ich bei ihm zubrachte, erstaunte ich über die zahlreichen Christen, die täglich der hl. Messe beiwohnten; ihr Eifer und ihre Frömmigkeit haben mich recht sehr erbauet.

Etwas später gedenke ich Euer Gnaden dann auch dasjenige zu berichten, was sich seit meiner Ankunft in dieser Mission mit mir und hier im Lande zugetragen hat. Einsweilen biethet Ihnen Gruß und Friede u. s. w.

B. Laribe, apostolischer Missionär.

Das vorhergehende Schreiben wurde um vieles abgekürzt, weil wir Raum sparen mußten, um unsern Lesern folgende, schon längst erwartete Nachrichten noch vor Abschluß dieses Heftes mittheilen zu können.

Martyrer-Tod des Hochw. Hr. Fr. Isidorus Gagelin, apostolischen Missionärs in Cochinchina.

„Schon gleich im Anfange der Christen-Verfolgung in Cochinchina mußte Hr. Gagelin, wie mehrere andere Missionäre, sich verborgen halten, um den Schergen des Königs nicht in die Hände zu fallen; als er aber sah, daß alle Mühe vergebens sey, und daß er über früh oder spät entdeckt werden würde, wollte er die Christen, die ihm Zuflucht verschafften, ferners nicht mehr der Gefahr aussetzen, ihr eigenes Leben seinetwegen zu verlieren. Er faßte also den großmüthigen Entschluß, sich persönlich vor dem Richter zu stellen, in der Hoffnung daß eine Erklärung an diese Beamteten ihn vielleicht vor fernern Gefahren sichern könnte. Allein der Mandarin, statt anzuzeigen, daß Hr. Gagelin sich selbst ausgeliefert hatte, wollte sich bei dem Stadthalter der Provinz geltend machen, und meldete ihm, er habe den Missionär festnehmen lassen. Hr. Gagelin war nun wirklich Gefangener. Der Richter verlangte von ihm zu wissen, wo er gewesen, und was er gethan habe? u. s. w. Seine Bücher, seine Schachteln für die hl. Oehle und einige Geräthschaften, die Verdacht erregten, wurden ihm weggenommen.

Nachdem der König von dieser Verhaftung in Kenntniß gesetzt worden war, befahlen die Mandarine von Qui-Nhon

Hrn. Gagelin nach der Hauptstadt Hue zu transportiren; wo er am 23 August 1833 anlangte. Anfangs verschonte man ihm mit dem Halsblock (Canga); allein man zögerte nicht lange, ihm diese Bürde aufzulegen; sie war zwar eine der leichtern, doch mußte er sie während der ganzen Reise bis nach Hue tragen, und er blieb damit bis an sein Lebens-Ende beladen.

Als Hr. Gagelin in der Hauptstadt angelangt war, wurde er in einen sehr finstern Kerker geworfen. „Noch an demselben Tage, schreibt Hr. Jaccard, „besuchte ich ihn in seinem Kerker. Im ersten Augenblicke empfand ich die lebhafteste Freude, ihn wieder zu sehen; doch erstaunte ich sehr, als ich den Halsblock auf seiner Schulter bemerkte.

„Seit dem 22 August bis am 11 October, schreibt Hr. Jaccard ferner, konnte ich, so wie P. Odorico fast wochentlich ein, oder zweimal Hrn. Gangelin besuchen. Mehrere mal speiste ich mit ihm zu Mittag, um ihn in seinem Kerker zu trösten und aufzumuntern. Bis dahin glaubte noch Niemand, daß er zum Tod würde verurtheilt werden, und ich hoffte, diesen theuren Mitbruder auch noch ferners besuchen zu können; allein der Besuch vom 17 October war leider mein letzter Gang zu ihm.“ —

„Wirklich wurden noch an demselben Abend Schildwachen vor den Kerker, der Hrn. Gagelin verwahrte, hingestellt, und sie hatten den strengen Befehl, Niemanden den Eingang zu gestatten. Von dortan konnte also Hr. Jaccard seinen theuren Freund nicht mehr sehen; doch hatten sie beide wenigstens noch den Trost, sich gegenseitig schreiben zu können: die treuen Bothen dieses höchst rührenden Briefwechsels, der hiernächst wörtlich mitgetheit wird, waren Hrn. Jaccard's Schüler, die täglich Hrn. Gagelin Speise brachten.

Hr. Gagelin an Hr. Jaccard, 12 October, 1833.

„Seit gestern Abend darf Niemand mehr zu mir kommen. Während der Nacht bin ich an den Füßen gefesselt. Es scheint einem der ungerechtesten Urtheile zufolge, daß man mich nächstens aufgreifen wird, um mich in die Verbannung nach der

Provinz Tu-Douai (an der Grenze von China) zu transportiren. Sagen Sie Niemanden etwas davon."

Hr. Jaccard an Hrn. Gagelin; an demselben Tage.

„Ich habe Ihr Briefchen erhalten. Von demjenigen, der Ihnen diesen Morgen Reis gebracht, hatte ich bereits die übeln Behandlungen erfahren, die man Sie erdulden läßt; im Verlaufe dieses Tages kann es sich zeigen, was Sie zu fürchten oder zu hoffen haben. Von welcher Art die Strafe immer seyn mag, zu der man sie verurtheilen will, gewiß ist's, daß Sie nur in der Eigenschaft eines Verkünders der Religion selbe erdulden werden. Diesen Morgen habe ich für Sie das hl. Opfer dargebracht, und dabei das Gebeth, Pro in carcere constituto (für einen Gefangenen) verrichtet. Ich flehe zu Gott dem Herrn, daß er Ihnen die Gnade der Geduld und vollkommener Ergebung, deren Sie so sehr bedürfen, verleihen möge." —

Hr. Gangelin an Hrn. Jaccard; an demselben Tage.

„Ich danke Ihnen mit gerührtem Herzen, daß Sie für mich das hl. Meßopfer dargebracht haben. Wollen Sie mir Liebe erzeigen, so fertigen Sie so schnell als möglich eine Bittschrift an den Bo (Justitz-Rath) ab, und verlangen Sie Rechenschaft von dem ungerechten Urtheil, das er über mich gefällt hat, ohne mich nur angehört zu haben." —

Hr. Jaccard an Hrn. Gagelin; an demselben Tage.

„Ich glaube Ihnen, glücklicher Freund und Mitbruder, geradeweg ankünden zu müßen, was wir so eben erfahren haben. Sie sind zum Tode verurtheilt, weil Sie die Provinz Dong-Nai (wo der König Ihnen zu bleiben erlaubte) verlassen haben, um die Religion auch in andern Provinzen zu predigen. Wie verlautet, sind Sie verurtheilt durch den Strang zu sterben. Trotz dieser Nachricht über Ihre Verurtheilung, verliere ich noch nicht alle Hoffnuug; glauben Sie ja, daß ich mich Ihrer Sache auf alle mögliche Weise annehmen werde.

„Ich hoffe, daß, wofern der liebe Gott Ihnen die glorreiche Martyrer-Palme verleiht, um deren Willen Sie so weit hergekommen sind und alles verlassen haben, Sie Ihren armen

Mitbruder nicht vergessen werden, den Sie weit hinter Ihnen zurücklassen. Kann mein Schüler Song-Tho-Lai, der Ihnen diesen Brief übergiebt, eine Antwort mitnehmen, so trachten Sie wenigstens ein kleines Testament zu machen. Können Sie der Länge nach nicht schreiben, so schreiben Sie in gebrochnen Ausdrücken, ich werde Sie hoffentlich verstehen. Ich will sehen, ob ich mittelst einigen Geldes in ihren Kerker eindringen kann. Morgens werde ich an die anamitischen (inländischen) Priester ein gemeinschaftliches Schreiben erlassen und sie bitten, daß sie das hl. Meßopfer in Ihrer Meinung darbringen. Der König hat den Tag Ihrer Hinrichtung noch nicht festgesetzt; sobald er bekannt wird, werde ich Sie, wo möglich, davon unterrichten. Unter Ihren Papieren befinden sich auch Briefe von Hrn. de la Motte, u. s. w. übergeben Sie dieselben Ihrem Schüler, damit er sie ins Feuer werfe, oder mir übergebe: leicht könnten sie Jemanden in die Hände fallen, der sie dem König überbrächte, vor dessen Gegenwart ich sie dann wohl übersetzen müßte." —

Hr. Gagelin an Hrn. Jaccard, 13 October, Morgens.

„Chu-Troug versichert mich, daß er nichts von allem dem wisse, was Sie mir melden; wie ist dieses möglich? Die Sentenz, von der Sie sprchen, ist eine spätere, und gestern Abends hörte ich etwas davon. Wie dem aber sey, ich glaube nicht, wie Sie sagen, daß die Sache unwiderruflich ausgemacht sey. Ich verlange sehr, Sie nochmals zu sehen; thun Sie ja doch Ihr Möglichstes, um in den Kerker zu kommen. Ich empfehle mich dringend Ihrem Gebethe. P. Odorico und Hr. de la Motte sollen auch für mich bethen. Ich glaube, daß es gut wäre, wenn Sie selbst mit dem Tam-Tri Bo-Hich (wahrscheinlich dem Staats-Minister) reden würden." —

Hr. Gagelin an Hrn. Jaccard, an demselben Tage.

„Ich glaube besser errathen zu haben als Sie; ich bin zur Verbannng verurtheilt, und Xu-Douai soll man mir als Verbannungs-Ort angewiesen haben." —

Hr. Jaccard an Hrn. Gagelin, an demselbem Tage.

Sie dürfen überzeugt seyn, daß Sie zum Tode verurtheilt sind, und zwar einzig darum, weil Sie die reine Sittenlehre des Evangeliums, und Jesum Christum den Gekriuzigten geprediget haben. Sie sind nicht zur Verbannung verurtheilt, sondern zum Tode, das sag' ich Ihnen ohne weitern Umschweif, es sey dann, daß durch eine Art Wunder der König seine Sentenz widerrufe. Ihr Schüler Dam versteckt sich wie er kann; man wird ihn nicht richten, ehe man ihn aufgefangen hat; jedoch wird man ihn schwerlich finden. Theurster Herr Mitbruder! Es verhält sich wircklich so, wie ich Ihnen sage; der König verdammt Sie als einen Prediger des Evangeliums, er will von keinem Christen, von keinen Missionären mehr etwas wissen. Das nämliche Loos kann auch mich und P. Odorico treffen; ich habe dem Bo auf sicherem Wege, und zu wiederholten malen die dringendsten Vorstellungen machen lassen: alle diese Herrn antworteten, daß an der Sache nichts zu ändern sey. Auch konnte ich zu meinem größten Leidwesen keine Erlaubniß erhalten, Sie nochmals zu sehen." —

Hr. Jaccard an Hrn. Gagelin, 14 October 1833.

Theurster Herr Mitbruder! wir sind unter strenger Aufsicht seit gestern; unter Tags sind stets zwei Soldaten um uns, und während der Nacht haben wir deren vier, die kein Auge von uns lassen. Es ist möglich, daß wir Ihnen von weitem folgen werden (zum Tode.) Das über Sie gefällte Urtheil ist unwiderruflich: wenn Sie die Strafe des Stranges werden überstanden haben, so wird man Ihnen den Kopf aschlagen, und hierauf denselben in die Provinzen, wo Sie das Evangelium verkündet haben, zur Schau herumtragen lassen. So sind Sie nun ein Martyrer Jesu Christi; wie glücklich sind Sie! Schreiben Sie mir ja mit recht großen Buchstaben: Lætatus sum in his, quæ dicta sunt mihi. (ich habe mich ob dem erfreut, was mir ist gesagt worden. Ps. 121, 1.) ich meinerseits will dem Herrn in Ihrem Namen das göttliche Dankopfer darbringen; doch werde ich nicht unterlassen, vorerst um die Ihnen nothwendigen Gnaden

zu bethen. Was ich Ihnen angemeldet habe, schreibe ich auch nach Tonkin und selbst nach Makao, zum Beweise, daß es reine Wahrheit ist. In wenigen Tagen werden Sie das Angesicht des Herrn schauen; o, dann gedenken Sie unser! Ich konnte noch nicht erfahren, an welchem Tage Sie sollen hingerichtet werden. Vielleicht werde ich noch diesen Abend, oder Morgens die hl. Gewande und die andern gottesdienstlichen Gegenstände forttragen lassen. P. Odorico bereitet sich ernstlich zum Tode, wie Sie; was mich betrift, so weiß ich noch nicht, was der Herr mir aufbewahrt. Haben Sie den Brief gelesen, so verbrennen Sie ihn mit allem Uebrigen. Gott empfohlen, theuerster und verehrtester Herr Mitbruder! u. s. w."

Hr. Gagelin an Hrn. Jaccard, an demselben Tage.

„Dank, lieber Herr Mitbruder, für die Nachricht, die Sie mir mitgetheilt! sie hat den innersten Grund meines Herzens mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Nein, ich muß bekennen, nie hat eine Nachricht mich in solchem Maaße erfreut: wahrhaft, ich bin glücklicher als die Mandarine, die mich verurtheilt haben: Lætatus sum in his, quæ dicta sunt mihi: In domum Domini ibimus; (Freude hat mich erfüllt, ob dem, was mir ist gesagt worden: in's Haus des Herrn werden wir eingehen.) Die Gnade des Martyrer-Todes war schon in frühester Jugend der Gegenstand meiner feurigsten Wünsche; ich flehete besonders jedesmal darum, so oft ich beim hl. Meßopfer das kostbare Blut unserer Erlösung empor hob. So werde ich dann in kurzer Zeit vor meinem Richter erscheinen, um Rechenschaft ihm abzulegen der Sünden wegen, die ich begangen, des vielen Guten, das ich unterlassen und selbst des Guten, das ich gethan habe. Erzittert auch mein ganzes Wesen vor seinen Gerichten, so beruhigen mich wieder seine unendlichen Erbarmungen, und tausendfältig entschädiget mich für alle Arbeiten, Erdemüthigungen und Mühsale, die ich erduldet, die Hoffnung einer glorreichen Auferstehung und der ewigen Seligkeit. Allen verzeihe ich, die mich je beleidigten; und ich bitte alle um Verzeihung, die ich je geärgert habe. Ich ersuche Sie, unserm Hochwürdigsten Hrn.

apostolischen Vikar zu schreiben; ich schätze und liebe ihn mit der ganzen Fülle meines Herzens; melden Sie auch den übrigen theuren Mitbrüdern meinen letzten Gruß: sie sind sämmtlich in meinem Herzen. Ich empfehle mich in ihr gemeinschaftliches Gebeth, in jenes unserer inländischen Priester, der barmherzigen Schwestern und aller guten Seelen. Schreiben Sie dann noch in meinem Namen an die HHrn. Vorsteher des Seminars der Missionen, an Hrn. N**, Missionär zu Besancon, meinen lieben Vater in Christo, und auch einige Worte an meine Verwandten. Ich habe nur noch zwei Schwestern, einen Oheim und eine Base; ich werde sie im Himmel nicht vergessen, wo wir uns, wie ich hoffe, wieder sehen werden. Ich ließ in den Provinzen von Phu-Yen, Quin-Hon und Quang-Ngai noch einige Habseligkeiten zurück: ich überlasse alles den HH. Verwaltern der Missionen; ich gehe jetzt aus dieser Welt, und nichts mehr hält mich auf derselben zurück. Der Blick auf meinen gekreuzigten Heiland versüßet alle Bitterkeiten des Todes. Mein einziger Wunsch ist, von diesem Leibe der Sünde so bald als möglich befreit zu werden, um mit Jesu Christo in der seligen Ewigkeit vereiniget zu werden, Cupio dissolvi et esse cum Christo. Kann mein Herz noch etwas verlangen, so ist es der Trost, Sie mit P. Odorico zum letztenmale sehen zu können." —

Hr Jaccard an Hrn. Gagelin, 15 October 1833.

Vielgeliebter Hr. Mitbruder! Mit den Gefühlen der innigsten Freude haben wir Ihr theures Schreiben gelesen; von ganzem Herzen müßen wir den Herrn preisen, daß seine Gnade Ihnen so großen Muth eingeflößt hat; P. Odorico weinte darüber vor Freude und Trost. Noch kann ich Sie nicht versichern, ob ich Sie noch zum letztenmale sehen werde; ich werde mein Möglichstes thun, daß es mir gelinge. Kann ich nicht selber zu Ihnen kommen, so will ich dafür sorgen, daß wenigstens einer unserer tonkinesischen Priester Sie sehen kann. Ich werde mit gewissenhafter Treue alle Ihre Aufträge zu erfüllen suchen; gegenwärtig kann ich Ihnen mehr nicht sagen. Wenn

ich etwas erfahre, das Ihnen in Ihrer Lage Freude machen kann, so werde ich Sie davon in Kenntniß setzen. Gott empfohlen, theurer Martyrer Jesu Christi! bethen Sie für uns."

Hr. Gagelin an Hrn. Jaccard, an demselben Tage.

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie nochmals zu mir kommen; man wird es Ihnen vielleicht erlauben; reden Sie nur mit dem Ong-Doi-Ba (einer Amtsperson), der uns sehr ergeben ist. Sollten sie auch Hindernisse antreffen, so tröstet mich das, was Sie gesagt haben, daß Sie alles Mögliche versuchen werden, um mich zum letzenmale zu besuchen. Ich verlange zu beichten und die hl. Wegzehrung zu empfangen, ehe ich in meine Ewigkeit eingehe. Ich bin wohl überzeugt, daß man mich, wie Sie sagen, nur in odium religionis (aus Haß gegen die Religion) verurtheilt, da der Bo mich gar nicht anhören will. Es wäre gut, wenn Sie eine Abschrift des über mich ausgesprochenen Urtheils bei Handen hätten, und besonders wünschte ich den Tag meiner Hinrichtung zu wissen, denn man pflegt sonst, wie ich glaube, denselben den Verurtheilen nicht anzuzeigen. Die Nachricht, die Sie mir von meiner Verurtheilung mitgetheilt haben, macht keinen weitern Eindruck auf mein Herz, außer denjenigen der Freude und vollkommener Zufriedenheit. Ich schlief diese Nacht so ruhig als sonst, und esse auch wie gewöhnlich mit Appetit; der Halsblock allein, der auf meinen Schultern lastet, beschwert mich mit jedem Tage mehr, und es kostet mir viele Mühe, sitzen zu bleiben. Wenn Sie nach Europa schreiben, so melden Sie meinen Tod der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, die bisdahin so großen Eifer zur Unterstützung der Missionen an den Tag gelegt hat; ich werde die Theilnehmer an diesem Werke der Barmherzigkeit vor Gott nicht vergessen, wenn ich, wie ich hoffe, das Glück habe, in den Himmel zu kommen. Empfehlen Sie mich auch dem Gebethe eifriger Seelen."

Hr. Jaccard an Hrn. Gagelin, 16 October 1833.

Mein Hochverehrter Herr Mitbruder! Wir haben noch einen matten Schimmer von Hoffnung, Sie zu sehen, wofern Ihre Hinrichtung um einige Tage verschoben wird; sollte sie

aber, wie man mich versichert, morgens oder übermorgens statt finden, so werden wir Sie kaum mehr sehen können, weil die Mandarine Bu-Ong sich stellen, als wüßten sie gar nichts von Ihrer Verurtheilung und auf unsere Fragen und Gesuche nur durch Ausflüchte antworten. Seyen Sie überzeugt, daß, wofern Sie auch sogar keinen tonkinesischen Priester erhalten können, es uns gänzlich an Mitteln fehlt, Ihnen diesen Trost zu verschaffen; zum Glück können Sie denselben wohl entbehren. Wir hören nicht auf, P. Odorico und ich von Ihrem Glücke uns zu unterhalten. P. Odorico glühet vor Freude, und sehnt sich darnach, Ihr Loos zu theilen. Was mich armen Sünder betrifft, so weiß ich oft nicht was ich thue — ich kann fast nicht schlafen. Ich versichere Sie, es würde mich fast betrüben, wenn der König Sie begnadigen sollte, jetzt, da Sie so nahe daran sind, die glorreiche Martyrer-Palme zu erhalten und nur noch einige Schritte bis zum Himmel haben! Stets betrachtete ich Sie als einen treuen Freund und meinen Obern; ich hoffe, daß Sie nun bald mein Fürsprecher im Lande der Auserwählten seyn werden. Auf Wiedersehen, mein lieber Martyrer!" —

„Hr. Gagelin konnte vor seinem Tode die lieben Freunde nicht mehr sehen, auch konnte kein tonkinesischer Priester mehr bei ihm eintreffen: es war schon zu spät. Hr. Jaccard hatte zwar Hrn. Gagelin angerathen, seine sämmtlichen Papiere zu verbrennen; er verbrannte sie aber nicht, sondern sandte sie an Hrn. Jaccard. Schon hielt der Himmel unserm hl Martyrer die Krone entgegen, und die siegreiche Palme, nach welcher er so sehnlichst verlangt hatte. Am 17 October 1833, gegen 7 Uhr Morgens, wurde Hrn. Gagelin angezeigt, daß man ihn den Augenblick nach Thua-Thien (einer Vorstadt der königl. Residenz) ausführen werde. Er hatte so eben seine Tag-Zeiten gebethet und nichts genossen, selbst nicht alle seine Kleider angezogen. Sogleich nahm er sein Obergewand und seinen Turban (sonst ein türkischer Kopfbund) und gieng aus dem Kerker. Als er draußen 40 bis 50 mit Speer und Schwert bewaffnete Soldaten sah, fragte er den Soldaten, der ihn

begleitete: Dem tao di chem lam sao? (Führt ihr mich hinaus, um mir den Kopf abzuschlagen?) Der Soldat seufzte: u! (ach!) Hierauf erwiederte ihm Hr. Gagelin: Tao khong so'nghe (Wisse daß ich nichts fürchte!) Alsobald ergreifen vier Soldaten, mit entblößtem Schwerte die vier Enden des Halsblocks, womit Hr. Gagelin beladen ist, zwei andere Büttel begleiten ihn, einer von vornen, der andere von hinten; die übrigen gehen in zwei Reihen, mit Picken bewaffnet ihm zur Seite; zwei Mandarine zu Pferd, die mit der Vollziehung des Urtheils beauftragt sind, beschließen den Zug. Man schreitet vorwärts bis zu den Stadt-Thoren, und von dort der Brücke zu.... Beim Herausgehen aus dem Kerker glühete das Angesicht des Hrn. Gagelin, hierauf erblasste es ein wenig, einen Augenblick darnach nahm es wieder die natürliche Farbe an.

„Sobald man den Markt oder die Vorstadt jenseits der Brücke erreicht hatte, schritt ein Herold (Ausrufer) voran, eine Tafel in der Hand, worauf das Straf-Urtheil geschrieben war: alle hundert Schritte las er es mit lauter Stimme und beim Schalle der Trommeln der nachziehenden Menge vor; es war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „Der Europäer Tay-„Hoai-Hoa hat sich zu Schulden kommen lassen, in mehre-„ren Theilen dieses Königreichs die Religion Jesu zu predigen „und auszubreiten; in Folge dessen ist er zum Strange verur-„theilt.“ Die nachziehende Menge, die immer neuen Zuwachs erhielt, bedauerte aufrichtig Hrn. Gagelin's Loos: „Was hat dieser Mann gethan?“ scholl es von vielen Seiten her; „warum soll ein Unschuldiger, ein edler Mann wie dieser, um's „Leben gebracht werden? Ist der König ein Tyran geworden?“ Diese Menge konnte absonders den Muth und die Kaltblütigkeit unsers lieben Martyrers nicht genug bewundern. „Wer, riefen die Heiden aus, wer hat jemals einen Menschen gesehen, der, wie dieser, mit solcher Ruhe zum Tode hingeht?“ Sie staunten allerdings, weil sie niemals einen Martyrer Jesu Christi, auf seiner Todesfahrt gesehen hatten. Festen Schrittes und mit unveränderten Gesichts-Zügen gieng Hr. Gagelin

einher, indem er hin und wieder seine Augen auf die ihm vorangehende Menge richtete. Der Zug gelangte endlich auf den bestimmten Platz, außerhalb der Vorstadt Bai-Dan; und nun wurde zur Hinrichtung geschritten. Hr. Gagelin aber sah um sich, und fragte hernach, ob man ihn erwürgen oder enthaupten wolle? Statt aller Antwort wird eine Matte auf der Erde ausgebreitet, Hr. Gagelin verlangt niederzuknien; man heißt ihn aber nieder sitzen, die Benie der Länge nach ausgestreckt; das Gewand wird ihm aufgeschlitzt und bis zum Gürtel herabgelassen; hierauf binden ihm die Büttel beide Arme rückwärts an einem Pfahle fest. Mit der größten Kaltblütigkeit läßt Hr. Gagelin dieß alles geschehen. Der Strick, der seinem Leben ein Ende machen soll, wird ihm nun um den Hals geschlungen: zur rechten und linken Seite stehen einander gegen über zwei in die Erde festgeschlagene Pfähle, um welche die beiden Ende des Strickes ebenfalls geschlungen werden; 12 Soldaten, ihrer 6 auf jeder Seite, ziehen daran aus allen Kräften, — Hr. Gagelin, den die verengte Schlinge um den Hals erstickt, giebt auch ohne die leiseste Bewegung seinen Geist auf, und erringt die siegreiche Palme eines Blutzeugen Jesu, zwischen 7 und 8 Uhr morgens, am 17 October 1833. Die Soldaten fuhren etwa 30 Secunden fort, den Strick anzuziehen, bis endlich derselbe entzwei riß; da neigte sich der bereits entseelte Leib des Hrn. Gagelin ein wenig auf die Seite. Die beiden getrennten Theile wurden aber frisch angeknüpft, den Strick zogen die Soldaten von neuem um die Pfähle, und als er hinreichend angespannt war, schlugen einige noch mit Knütteln darauf, um die Schlinge um den Hals vollends zu verengen; endlich wurden dem Entseelten noch die Füße leicht angebrannt, um sich von seinem Tode vollkommen zu überzeugen. Als dieses alles geschehen war, und die Mandarine sich entfernt hatten, da bath einer der Schüler des P. Odorico, der Hrn. Gagelin von seinem Kerker aus bis zum Richtplatze nachgefolgt war, die Soldaten um Erlaubniß, den Strick losknüpfen zu dürfen: er setzte sodann Hrn. Gagelin's Leichnam in eine anständige Lage,

bedeckte ihn und blieb ihm zur Seite bis gegen 10 Uhr. Die Soldaten verdroß es inzwischen, so lange Wache halten zu müßen; sie erlaubten ihm, den Leichnam wegzunehmen, um ihn auf ein Fahrzeug zu bringen, das Michael Kenou, des Königs Dollmetsch und ein Schüler des Hrn. Jaccard zwei Tage zuvor zu disem Ende bestellt hatten. Als Hr. Jaccard seiner Seits bemerkte, daß es mit Hrn. Gagelin's Hinrichtung nicht lange mehr anstehen würde, schrieb er an P. Andreas, mit der Anweisung, sich nach Phu-Cam zu begeben, um daselbst die Beerdigung vorzunehmen: er wollte nicht, und zwar aus guten Gründen, daß Hrn. Gagelin's Leichnam nach Doung-Son gebracht würde. Bis dahin hatten sich wenig Christen gezeigt, weil ihnen der Tag der Hinrichtung nicht bekannt war; allein sobald das Gerücht davon sich verbreitet hatte, fanden sich 50 bis 60 Christen auf der Stelle: die meisten wollten den Leib des hl. *) Martyrers berühren und bei dessen Uebertragung auf das Fahrzeug behülflich seyn. Der Leichnam wurde sofort nach Phu-Cam transportirt, wo P. Andreas bereits eingetroffen war, um die Beerdigung zu besorgen. Sie gieng in aller Stille vor sich, in der Nacht vom 17 auf den 18 October; die ehrwürdigen Ueberreste wurden vorerst mit priesterlichen Gewanden angethan, und hierauf in einem Garten zu Grabe gelegt.

Des Königs Wuth war noch nicht gekühlt. Nicht zufrieden, ihn auf die ungerechteste Weise zum Tode verurtheilt und eine entehrende Strafe über ihn verhängt zu haben, ließ der grausame Fürst unsern heiligen Martyrer auch noch nach seinem Tode verfolgen. Der König meinte, es möchte etwa den Christen der Gedanke beikommen, Hrn. Gagelin von den Todten zu erwecken. Seine heidnische Majestät tobte gar sehr, und verlangte, daß man, koste es was es wolle, den geraubten Leichnam wieder herbeischaffe. Zu dem Ende wurden Mandarine

*) Das Beiwort heilig wird hier nur im strengsten Sinne gebraucht; weil der Kirche allein das Recht und die Befugniß zukommt über die Heiligkeit der Diener Gottes u. s. w. abzusprechen. D. Uebers.

und Soldaten zu den strengsten Nachsuchungen aufgefordert. Schon am 18 October wurde damit der Anfang gemacht; man verhaftete den Thay-Phuoc, des P. Odorico's Chatechisten, welcher bei der Hinwegnahme des Leichnams zugegen war: er wurde zu Rede gestellt; als er aber durchaus nichts entdecken wollte, warf man ihn in's Gefängniß. Hierauf wurde Michael Kenou aufgesucht, derselbe, welcher die kostbaren Ueberreste des Martyrers in Sicherheit gebracht hatte; selbst P. Odorico's Schüler, ob er gleich im Geheimnisse nicht eingeweiht war, wurde festgenommen, vor's Verhör gebracht, und an alle Orte geführt, die etwa Verdacht erregen konnten. Alle diese Nachsuchungen führten zu nichts; der König aber schäumte vor Wuth und wollte alles vernichten.

„Als die Christen von Phu-Cam mit Michael Kenou und P. Andreas die Gefahr sahen, die sämmtlichen Christen der Gegend drohete, gruben sie in der Nacht vom 18 auf den 19 den Leichnam wieder aus, beraubten ihn der priesterlichen Gewande und brachten ihn ganz einfach in Matten eingehüllt, nach einem öffentlichen Begräbnißplatz von Phu-Cam, wo sie ihn am 19 ten Morgens beerdigten. Michael Kenou, der inzwischen vor das Verhör war gezogen worden, gab nun ohne weitern Widerstand den Ort an, stellte sich aber, als wisse er von der Sache nur halb, und als man hierauf den Ort wirklich in Augenschein nahm, suchte er vorerst mit einigem Zaudern und fand endlich die Stelle wo Hr. Gagelin begraben war. Die Mandarine ließen den Leichnam ausgraben, bescheinten, daß es Hrn. Gagelin's Leichnam sey, und daß er wirklich alle Zeichen des Todes an sich trage. Nachdem die Herrn sich solchermaaßen überzeugt hatten, daß Hr. Gagelin nicht mehr auferstehen könne, befahlen sie den Leichnam wieder zuzudecken, ließen ihn an derselben Stelle liegen ohne ihn zu berühren. Folglich wurde das Haupt Hrn. Gagelin's nicht abgeschlagen, um es in den Provinzen herum zu tragen, wo er das Christenthum geprediget hatte. Indessen wurden die Einwohner von Phu-Cam aufgefordert, das Grab des Hrn. Gagelin zu bewachen; die Mandarine verdeuteten, daß sie dafür haften müßten, falls der Leichnam wieder verschwinden

sollte. Man erwartete, daß Thay-Phuoc und Michael Kenou mit Stockschlägen würden bestraft werden, daraus ward aber nichts; sie wurden im Gegentheile wieder auf freien Fuß gesetzt und ihre Sache war damit abgethan."

Diesen höchst erbaulichen Bericht haben wir Hrn. de la Motte zu verdanken, von dem in dem obigen Briefwechsel die Rede ist. Fast gleichzeitig, nur etwas später, als Hr. Gagelin, gelangte auch ein Häuptling der königlichen Leibwache zur Martyrer-Krone; Paul Doi-Buong ist sein Name, geliebt von den Engeln, und mit Hrn. Gagelin die schönste Zierde der verfolgten Kirche Cochinchina's. Folgendermaßen erzählt der genannte Missionär Hr. de la Motte seinen Tod.

„Paul Doi-Buong, Häuptling der königlichen Leibwache wurde schon im Dezember 1832 mit 6 andern Soldaten um des christlichen Glaubens willen verhaftet. Mit Ketten beladen warf man sie in's Gefängniß, das sie seither nicht wieder verließen; sie haben viele und grausame Qualen ausgestanden und wurden oft dergestalt mit Ruthen geschlagen, daß ihnen das Fleisch stückweise vom Leibe fiel. Hr. Jaccard und ich haben schon in frühern Briefen von diesen Bekennern Meldung gethan.* Einer unter ihnen starb im Gefängnisse am 8 März 1833. Unter diesen Bekennern befindet sich Thadäus-Kou, Sohn des Michael Kenou, von dem oben die Rede war. Der ehrwürdige Paul hatte stets ausgezeichnete Aemter im Dienste des Staates verwaltet, bis im Dezember 1832, wo er von seinem Glauben Rechenschaft ablegen mußte, und ihn auch standhaft bekannte. Alsobald wurde er seiner verschiedenen Aemter und Würden entsetzt, mit Fesseln beschwert und in den Kerker geworfen. In seinem Gefängnisse zeigte er eine Geduld und Standhaftigkeit, die jeden Versuch der Gegner zu Schanden machten. Eines Tags besuchte ihn ein Mandarin, und rieth ihm spöttelnd, seinem Glauben zu entsagen, um andere und ehrenvollere Fesseln zu tragen. Paul erwiederte: „Wisse, daß

*) Heft VII, Seite 254.

„ich nur alsdann andere Fesseln annehmen werde, wenn sie „schwerer und drückender sind als diese.“ Einige mal sagte er zu denjenigen, die ihn zu sehen kamen: „Bringt mir doch Ei„senstangen, daß ich sie meinen Fesseln beifügen kann, denn „noch sind sie mir nicht schwer genug.“ Ein anderesmal sprach er in gleichem Tone: „Man schlägt uns viel zu wenig, ich „würde meine Freude darin finden, noch mehr zu leiden. u. s. w.

„Michael Kenou (derselbe, der sich um Hrn. Gageslin's Leichnam so verdient machte) Dollmetscher des Königs zeigte sich nicht minder eifrig, er schonte sich nicht im geringsten und that alles Mögliche, um verhaftet und den Bekennern beigezählt zu werden; der König wollte ihn aber nicht verhaften lassen, wahrscheinlich weil er seiner bedurfte. Doch bald kam die Reihe auch an ihn.

Am 23 October 1833, gegen 5 Uhr Abends waren Michael und Jaccard beisamen. Man hörte plötzlich Lärm in der Nähe; es waren die Gerichtsdiener, die mit Schwertern, Picken und Fackeln sich bewaffneten. Michael fragte um die Ursache solcher Maasregeln; da vernahm er, daß man sich zur Hinrichtung Pauls Doi-Buongs vorbereite. Schnell lief er an Pauls Kerker und ließ dem Martyrer melden, daß er nur noch einige Augenblicke zu leben habe. Dieser Todes-Bericht störte die Seelenruhe Pauls nicht im geringsten: er war ihm eine rechte Freuden-Bothschaft. In dieser ruhigen Stimmung nahm er von seinen lieben Leidens-Gefährten Abschied, und ermahnte sie zur Beharrlichkeit im hl. Bekenntnisse.

Der König hatte befohlen, ihn in einer Kirche zu enthaupten, worin sein Leib und sein Haupt drei Tage hindurch zum Schrecken der Christen liegen bleiben sollten. Freudig verließ Paul sein Gefängniß, mit Fesseln beschwert und die Hände rückwärts gebunden, um nahe beim Hause seines Freundes Michael, und fast unter den Augen seiner Tochter, die dem Sohne Michaels vermählt war, des Todes der Martyrer zu sterben. Unterwegs staunten die Schergen über die Freude, die an seinem ganzen Wesen sich offenbarte. Da man sehr eilte und seine Fesseln ihn hinderten, gleichen Schritt zu halten, sprach er

zu den Schergen: „Seyd nicht so eilig, meine Freunde, ich kenne „den Weg, wir werden uns nicht irren.“ — Es war Abend; im Glanze der Fackeln gelangte man nach einer etwas beschwerlichen Reise zur Kirche, in der die Hinrichtung vor sich gehen sollte. Der unerschrockene Martyrer schreitet muthig vorwärts in den Vordergrund der Kirche und wirft sich an der Stelle, die der Altar einnahm, auf sein Angesicht nieder. In dieser Lage verharrte er einige Augenblicke, erhob sich dann wieder und sprach zu den Schergen: „Mein Gebeth ist zu Ende.“ Nun wollte er, auf das Geheiß der Schergen, sich vollends empor richten, konnte es aber nicht, weil seine Kräften ihn bereits verließen. Da hoben ihn die Büttel selber empor — und in demselben Augenblicke traf ihn ein so gewaltiger Streich, daß der Kopf vom Rumpfe getrennt, blutig hinrollte. Michael Kenou sammelte mit Sorgfalt das Blut, das um Christi willen floß, und man gestattete ihm, dem Martyrer einige Ehre zu erweisen.... Ich habe ein Tuch, das in diesem köstlichen Blute eingetaucht wurde; schon manches andere habe ich austheilen müßen; denn alle unsere Christen wollen ein solches Tuch haben, das sie erinnert, um welchen Preis sie gegenwärtig Jünger Jesu Christi seyn müßen.

Michael Kenou, Pauls Anverwandter, der schon so vieles gethan, um der Martyrer-Krone theilhaftig zu werden, der den Muth hatte, öffentlich den hl. Glauben zu preisen, den Unsinn des Heidenthums zu widerlegen und selbst den König der Ungerechtigkeit zu beschuldigen — auch Michael, dessen Sohn Thadäus bereits in den Banden schmachtete, sah endlich zum Theil seine heißen Wünsche in Erfüllung gehen. Mit unerschrockenem Muthe bekannte er selbst vor dem König seinen Glauben. „Hast du Buongs (Pauls) blutiges Haupt gesehen, sprach der König zu ihm, „und hast du endlich gelernt, „dich vor mir zu fürchten? Willst du der Religion entsagen, so „rede!“ Michael antwortete: „Ich scheue mich nicht, es zu sagen, „o König! sehr fürchten wir alle deine Macht. Was aber die „Verläugnung meines Glaubens betrifft, nie wirst du mich dazu „bringen. Willst du mich begnadigen, gut; willst du mich aber „enthaupten lassen, so werde ich es freudig erdulden.“ Alsogleich

wurde der Bekenner mit dem Halsblocke beschwert, und in diesem Zustande in einen Kerker geworfen, worin er seither mit Pauls noch lebenden Leidens-Gefährten schmachtet. Unter diesen letztern fand er auch seinen eigenen Sohn Thadäus. Kurz zuvor mußte er mit den andern Bekennern vor Gericht erscheinen; sie wurden alle ins Verhör genommen, und bekannten Christum. Nur an Thadäus wollten die Mandarine sich nicht wagen, denn, sagten sie, Thadäus ist des Michaels Sohn und Pauls Buong Schwigersohn, der wird gewiß nicht läugnen; dieses Zeugniß gaben sie ihm! Er hatte, ehe sein Vater Michael das gleiche Gefängniß mit ihm beziehen mußte, folgendes an seine Eltern geschrieben: „Ich Thadäus „euer demüthigster Sohn, bitte Gott, daß er über meinen Vater, meine Mutter, meine Base, mein Weib, meine Brüder „und Schwestern und über alle meine Freunde und Anverwandten seinen reichen Segen ausgieße. Ich grüße sie alle, die „mich lieben und meiner gedenken. Stets erinnere ich mich der „Zusprüche tugendhafter Personen. Der liebe Gott hat seine „Augen jetzt auf mich herabgelassen. Ich grüße tausendmal „meinen Vater und meine Mutter, und erinnere sie an die Geschichte und Beispiele der hl. Erzväter Abraham und Isaac, „an die Geschichte und das Beispiel unsers Herrn Jesu Christi, „der unsertwegen gelitten, und besonders an das Beispiel der „hl. Jungfrau, seiner gebenedeiten Mutter; ob auch damals „ein Schwert der Schmerzen ihr Herz durchbohrte, so mußte sie „doch dem Willen des himmlischen Vaters sich unterwerfen.... „Vater und Mutter sehen mich leiden; ohne Zweifel betrübt „sie dieses und verursacht ihnen bittern Schmerz; doch denk' ich, „daß Vater und Mutter ihren Sohn großmüthig dem Herrn „aufgeopfert haben. Ich bitte sie dieses Opfer zu erneuern, „auf daß es für immer bestättiget sey, alsdann wird mein Herz „zufrieden seyn, und gänzlich dem Willen Gottes sich ergeben. „Vielleicht werde ich in Zukunft noch mehr leiden müßen. Ich „wünsche, daß ihr fliehet und euch verborgen haltet, bis daß es „dem Herrn gefällt, den Tag zu bestimmen, an dem auch ihr „leiden sollet, um euch der Gerechtigkeit des heiligen Gottes

„zu fügen, der Allerhöchst ist, und dessen Macht alle Begriffe „der Menschen übersteigt. Vergeßt es nicht, und wollt ja recht „innig überzeugt seyn, daß Gott mit seiner Gnade mir beisteht. „Ich leide wohl selber, daß ich euch leiden sehe der Schläge „wegen, die ich aushalten muß: ich bitte euch, daß ihr tausend„mal den Namen Gottes preiset, weil er mir die Kräften giebt, „alle diese Qualen auszuhalten. Laßt uns diese Qualen und „die Schmerzen, die ihr darüber empfindet, mit den Leiden Jesu „Christi vereinigen, auf daß wir vollständige Genugthuung für „unsere Sünden leisten mögen. . .“

Am nämlichen Tage da dieser muthige Bekenner mit seinen Gefährten verhört wurde, mußte auch sein vortrefflicher Vater Michael vor dem Richter erscheinen. So sahen sich Vater und Sohn vor einem und demselben Richterstuhle: welch' ein glückliches Zusammentreffen war dieß! Kirche von Cochinchina! wie überreichlich entschädigten dich diese muthigen Bekenner für den Schmerzen, den die Feigheit und Treulosigkeit so vieler anderer deiner Kinder dir verursachten!

„Es ist ganz gewiß, sagt Hr. de la Motte, daß der König über diese würdigen Gefährten Pauls dasselbe Strafurtheil verhängte, welches ihrem seligen Anführer bereits die Martyrer Krone verschafft hat: auch Michael Kenou wird ihnen Gesellschaft leisten; doch ist der Tag ihrer Hinrichtung noch nicht bekannt; man sagt, sie werde am Ende dieses Monats (November 1833) statt finden.

„Was Hrn. Jaccard und P. Odorico betrift, so hat der König noch kein End-Urtheil über sie ausgesprochen; es scheint aber, daß die Martyrer-Krone, der einzige Gegenstand ihrer Wünsche und Sehnsucht, für diese eifrigen Missionäre nicht mehr ferne ist. Man sagt sogar, daß sie mit obgenannten 6 Bekennern sollen hingerichtet werden. Man hatte diesen würdigen Mitbrüdern bereits angekündet, daß ihre Hinrichtung auf den Allerheiligen-Tag festgesetzt sey; sie hatten sich darauf verfaßt gemacht, die hl. Messe gelesen und alle Gebethe der Sterbenden verrichtet. Sie seufzten einzig nach dem seligen Augenblicke, der ihre schöne Seele von den Banden dieses

Leibes befreien sollte, um sie mit Gott zu vereinigen und der Herrlichkeit der Auserwählten theilhaftig zu machen.... Diese theuren Freunde sind also noch am Leben und warten mit Sehnsucht auf das Glück, für Jesum sterben zu können. Sie schwelgen fast in geistlicher Freude und im Vorgefühle der ewigen Seligkeit. Ihre gewöhnliche Beschäftigung ist Psalmen-Gesang und Lob Gottes; ihre beständige Betrachtung der Himmel; der einzige Gegenstand ihrer Wünsche die Martyrer-Krone, die bereits ob ihren Häuptern schwebt. Hr. Jaccard schrieb mir vor zwei Tagen, daß man sie fesseln und ohne Aufschub hinrichten werde.

„Was mich betrift, verweilte ich in Duong-Son bis zum 27 October; ich wollte schon im August mich weiter begeben, allein daran hinderten mich die vielen Wächter, die man längs den Flüßen aufgestellt hatte, um die hin und herziehenden Fahrzeuge zu untersuchen. Als diese Wächter ihre Posten wieder verließen, konnte ich mich nach Nhu-Ly zurückziehen, wo weniger Gefahr droht, als in der Nähe der königl. Residenz. Auf solche Weise schleiche ich im Lande herum, wie ein Geächteter, und verberge mich bald da, bald dort, ohne zu wissen, was Gott mit mir vorhat. Es kann seyn, daß ich, ehe 8 Tage vorüber sind, an dem Berichte von Hrn. Jaccard's Martyrer-Tod werde schreiben müßen; er weiß es selber, daß ich mich auf diese Arbeit rüste und daß ich die ihn betreffenden Gegenstände bereits beisamen habe: nur muß ich noch seine Hinrichtung abwarten.

De la Motte, apostolischer Missionär.

Neuestes Verfolgungs-Edickt des Königs Minh-Menh.

Dem freundlichen und eifrigen Hrn. Retord, ebenfalls Missionär in Tonkin, haben wir die Mittheilung diesen wichtigen Actenstückes zu verdanken, das der Verfolgung des Christenthums in diesem Reiche ihren eigentlichen Ausbruch gab. Es lautet wörtlich wie folgt. „Ich, Minh-Menh der König rede wie folgt: „Schon seit vielen Jahren kommen Männer aus dem Abendlande zu

„uns herüber, predigen die Religion Jesu und hintergehen das „Volk, indem sie ihm das Daseyn eines Aufenthaltes der höchsten „Seligkeit, und einen Ort ewiger Qualen verkünden. Diese Men„schen erweisen keine Ehre dem Gott (Götzen) Phat, noch wollen „sie die Voreltern anbethen. Nun ist dieß aber ein großes Verbre„chen gegen die Religion des Staates. Ueberdas bauen sie got„tesdienstliche Häuser, in denen sie eine große Anzahl Personen „versammeln, um die Frauen und Mädchen zu verführen*; auch „gehen sie so weit, daß sie sogar den Kranken die Augen ausrei„ßen**. Laßt sich wohl etwas denken, das der Vernunft und den „herkömmlichen Sitten mehr zuwider wäre? Voriges Jahr haben „wir zwei Dorfschaften gezüchtiget, die von dieser Lehre angesteckt „waren: hiedurch wollten wir unsern Willen offenbaren, auf daß „man forthin ein solches Verbrechen unterlassen und bessere Wege „einschlagen möge. Nun haben wir Folgendes bei uns erwogen. „Wenn gleich das Volk, das dieser Religion aus Unwissenheit „folget, schon sehr zahlreich ist, so hat es dessen ungeachtet noch „gesunden Sinn genug, um einzusehen, was sich geziemt und nicht „geziemt; und noch kann man es leicht eines Bessern belehren und „zum Guten zurückführen; daher muß man demselben mit Unterricht „und gutem Rath entgegen kommen; bleibt es halsstärrig, so soll „Strafe und Pein seinen Starrsinn brechen.

„In Folge dessen befehlen wir allen, so dieser Religion zuge„than sind, mögen sie Mandarine seyn oder die letzten im Volke, daß „sie derselben aufrichtig entsagen, wofern sie unsere Macht anerken„nen und fürchten. Unser Wille ist's, daß sämmliche Mandarine „fleißig nachsehen, ob die Christen ihres Bezirkes unsern Befehlen „gehorchen: sie sollen sie, zum Beweise dessen zwingen, das Kreuz „mit Füßen zu tretten: thun sie es in ihrer Gegenwart, dann soll

*) Die alten Heiden machten den alten Christen den nämlichen Vorwurf, und beschuldigten sie, in ihren Versammlungen Abscheulichkeiten zu begehen. Das neue Heidenthum ist verläumderisch wie das alte.

**) Wenn wir den Kranken die letzte Oelung ertheilen, so sind die Heiden der Meinung, daß wir ihnen die Augendeckel wegreißen.

Der Missionär.

„ihnen Gnade wiederfahren. Was die gottesdienstlichen Häuser „betrift, so wie die Häuser der Priester, so sind die Mandarine angehalten, selbe sämmtlich und von Grund aus zu „zerstören: fortan werden wir mit der äußersten Strenge gegen „diejenigen verfahren, die ferners wegen solch' verabscheuungswür„diger Verbrechen sollten angeklagt werden; so gedenken wir diese „Religion bis auf die letzte Wurzel auszurotten."

„Als diese Beschlüße bekannt wurden, schreibt Hr. Retord da zitterte die Erde von weitem unter den Füßen der Christen; und die Kirchen, Gotteshäuser und Collegien verschwanden, als hätte der Wind sie weggeblasen. Die Christen selbst haben diese Holzgebäude auseinander genommen, und das Gebälke sorgfältig verborgen, damit sie es in bessern Zeiten wieder aufbauen können. Seit jener Zeit müßen die Missionäre sich in die verborgensten Schlupfwinkel zurückziehen. . . Nun muß wahrhaft auf uns angewendet werden, was der göttliche Meister sagte: „Die Vögel „haben ihre Nester, und die Füchse ihre Höhlen; wir aber finden „keine Stelle, um unser Haupt darauf zu legen." Und doch ist diese Lebensweise für mich nicht ohne Reiz. O es lebe das theure Kreuz und all' seine Schmach; Hohn dagegen allen Freuden dieser Welt! Dieß ist mein Wahlspruch. Ja, mir liegt wenig daran, ob auch alle Augenblicke meines Lebens voll Trauer und Bitterkeit dahin schwinden, wenn nur mein letzter Seufzer süß und heilig ist."

Retord apostolischer Missionär.

Nun beschließen wir dieses Heft mit der angenehmen Nachricht, daß die von hier aus nach Nord-Amerika versendeten Kirchen-Paramente u. s. w. wirklich ihre Bestimmung erreichten. Ein eigenhändiges Dankschreiben, womit der Hochw. Hr. Coadjutor von Philadelphia uns unterm 16 Januar d. J. erfreut hat, bescheint den Wohlthätern den ihm zuerkannten Antheil unserer ersten Versendung. Wir gedenken damit zur Aufmunterung unserer Vereins-Mitglieder das nächste Heft zu eröffnen.

Annalen der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens,

enthaltend

die authentischen Berichte aus den katholischen Missionen in Asien und Nord-Amerika.

Den Mitgliedern der Gesellschaft deutsch mitgetheilt.

No. X.



Einsiedeln,
Buchhandlung und Buchdruckerei von Meinr. Kälin u. Comp.
Mainz,
in Commission bei Kirchheim, Schott und Thielmann.
1835.

Gesellschaft
zur
Verbreitung des Glaubens.

Correspondenz mit Philadelphia. (Nordamerika).

Wir versuchten es früher, die Vereinsmitglieder unserer deutschen Provinzen einzuladen, den Missionen auch mit Kirchengeräth und sonstigen gottesdienstlichen Sachen beizustehen. Unsere ganz einfache Mahnung (V. Heft) brachte so schöne Früchte, daß in kurzer Zeit beträchtliche Gaben von einzelnen Wohlthätern und besonders aus den Klöstern der Schweiz an uns gelangten. Die Gesammtheit dieser Gegenstände, deren Verzeichniß am Ende dieses Heftes folgt, füllte eine große Kiste, die wir im Junius des verwichenen Jahres über Frankreich nach Nordamerika abgehen ließen. Wohl war dieses, an sich betrachtet, eine geringe Unterstützung, besonders im Vergleiche mit den Bedürfnissen, denen sie steuern sollten. Gleichwohl hielt man es für rathsam, auch das Wenige noch in zwei Hälften zu theilen, wovon eine dem Hochw. Hrn. Kennrick, Coadjutor von Philadelphia, die andere Hrn. Rese, als dem ersten Bischofe der neu errichteten Diözese von Detroit, zuerkannt wurde. Mittelst dieser Theilung wollten wir uns nun allererst den Weg zu künftigen reichlichern Unterstützungen anbahnen; dann auch mit den Missionen in nähere Verbindung

treten, um dem deßfalls schon oft gehegten Wunsche mehrerer Vereinsvorsteher endlich zu entsprechen. Diese Verbindung ist nun wirklich angeknüpft, und wird für die Zukunft, so Gott will, nicht ganz ohne Bedeutung seyn. Bereits wurde am Schlusse des vorigen Heftes ein Empfangs- und Dankschreiben von Seite des Hochw. Hrn. Kennrick's angekündet; ein ähnliches Schreiben erwarten wir von Hrn. Bischof Rese, da ihm der bessere und reichere Theil der versendeten Kircheneffekten anheimfiel. Inzwischen sind uns in diesen Tagen, von Philadelphia aus, Nachrichten von einem jungen deutschen Geistlichen, Hrn. Wutz, zugekommen, die uns um so mehr erfreuen, weil sie uns noch wichtigere für die Zukunft versprechen. Hr. Wutz ist aus Bayern gebürtig, und war ein Schüler des hochseligen Weihbischofes Wittmann. Seine Neigung für die Missionen sprach sich entschieden durch seinen frühern Entschluß aus, nach Stockholm in Schweden zu reisen, um sich daselbst dem apostolischen Vikar, Hrn. Studach, anzuschließen. Sein Plan wurde jedoch später geändert; die göttliche Vorsehung schien ihn für die nordamerikanischen Missionen, und namentlich für jene von Philadelphia berufen zu haben, wo er auch von dem würdigen Bischofe, Hrn. Kennrick, mit Freuden aufgenommen wurde, und nun unter der Leitung dieses trefflichen Oberhirten sich zum wichtigen Amte eines Missionärs vorbereitet. Da wird Hr. Wutz seine Freunde und Gönner aus der Schweiz und dem Elsaß nicht vergessen; er wird mit Rührung der Theilnahme gedenken, die sie ihm schenkten, — und sie stets als Werkzeuge ehren, deren die Vorsehung sich bediente, seine Schritte über die Meere nach jenem Lande zu lenken, wo seinem regen Geiste, so wie seinem Eifer nun reichliche Nahrung und ein weites Feld dargeboten wird. Wie er sein Ziel erreichte, werden unsere Leser aus seinem eigenen Schreiben vernehmen. Demselben setzen wir das Dankschreiben seines würdigen Bischofs, als früher abgefaßt, voran, und verbinden damit unsern eigenen öffentlichen Dank gegen sämmtliche Wohlthäter, die unserer Einladung zu Extra-Gaben mit so erbaulicher Bereitwilligkeit entgegen kamen.

Schreiben des Hochwürd. Herrn Fr. Patrizius Kennrick, Bischof von Arath, Coadjutor von Philadelphia, an den Hochw. Hrn. P. Gregorius Waibel, Subprior der Benediktiner-Abtei zu Maria-Einsiedeln.

Philadelphia, 16. Januar 1835.

Hochwürdiger Herr!

„Ich bin Ihnen und der hochlöblichen Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens recht sehr verbunden und dankbar für die milden Gaben, womit Sie mich im Junius des verflossenen Jahres beschenkt haben. Ich ersuche Sie, dieser hochlöblichen Gesellschaft meinen herzlichen Dank zu entrichten und die Wohlthäter zu versichern, daß ich ihrem Wunsche und Verlangen gemäß über die mir zugesendeten Gegenstände verfügen werde. Am 10. Januar war es, da die Kiste bei mir anlangte; ich ließ sogleich dem Herrn Bischofe von Detroit die Anzeige machen, daß die Gesellschaft einen Theil der Kirchen-effekten für sein Bisthum bestimmt habe.

Sind nun gleich diese Gegenstände uns sehr willkommen, so muß ich doch Euer Hochwürden bemerken, daß sie als ausländische Artikel mit schwerem Zolle belegt wurden, was immer der Fall ist, wenn Versendungen dieser Art die amerikanische Mauth passiren müssen *). Zollfrei sind dagegen die Bücher, wofern sie für daß Seminarium und öffentliche Lehranstalten bestimmt werden.

Sollte demnach die Hochw. Vereinsdirektion geneigt seyn, uns mit Büchern beizustehen, so würden solche Gaben uns sehr lieb und angenehm seyn; schöne Ausgaben von Schriften der heil. Väter oder von andern geistlichen Werken wären uns besonders von großem Nutzen **).

---

*) Wir sind guter Hoffnung, daß wir bei künftigen Versendungen von Kircheneffekten leichtere und minder kostspielige Wege werden einschlagen können. D. R.

**) Ein würdiger Priester aus dem Kanton Unterwalden (Schweiz) sandte jüngst eine Kiste mit Bücher an Herrn

Die größte Noth dieses Bisthums besteht jedoch in dem Mangel an Missionären. Nur 40 Priester zählt meine Diözese, und mit dieser geringen Zahl muß ich den geistlichen Bedürfnissen von 100,000 Katholiken steuern! Die Missionäre, welche in den letzten Zeiten aus Europa zu uns herkamen (Hr. Gasser aus der Schweiz, die HHrn. Guth und Masquelet aus dem Elsaße und Hr. Benke aus Bayern*) leisten uns große Hülfe. Dasselbe hoffe ich von Hrn. Stahlschmid, welchem ich jüngst die heil. Weihen ertheilt habe. Aber wir bedürfen sehr der Priester für die eigentlichen amerikanischen und inländischen Missionen. Die auswärtigen Priester bedürfen immer einiger Probezeit, um sich die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner wenigstens einigermaßen anzueignen und in der englischen Sprache sich auszubilden, weil sie ohne diese Sprache vielfach gehindert sind, an dem Heile unserer Katholiken zu arbeiten. Euer Hochwürden ersehen hieraus, wie nothwendig es sey, daß Häuser vorhanden wären, in denen neu angekommene Priester einige Zeit zu besagtem Zwecke verweilen könnten. Schon längst trage ich auch in meinem Herzen den heißen Wunsch, ein Seminarium zu errichten, um sowohl einheimische als fremde Priester darin bilden und aufnehmen zu können; allein es fehlen mir die Mittel, um dieses für die Religion so wichtige Werk zu unternehmen. Ich rechne allein auf die gütige Vorsehung und die Wohlthäter, die sie uns seit Jahren in Europa erweckt hat.

Gedenken Sie meiner und genehmigen Sie nochmals für das bereits Empfangene meinen innigsten Dank u. s. w." —

† Fr. Patrizius,
Bischof von Arath und Coadjutor
von Philadelphia.

Kennrick; so wurde dem Wunsche des Prälaten bereits theilweise entsprochen. Noch reichere Unterstützungen dieser Art sind auf dem Wege; wir werden zu seiner Zeit davon Meldung thun. D. R.

*) Hr. Wutz war um diese Zeit noch auf dem Meere.

Schreiben des Hrn. Wutz an den Hochw. Hrn. P. Carolus Müller, Dekan der Benediktiner-Abtei zu Einsiedeln.

Philadelphia, 4. April 1835.

Hochwürdiger Herr Dekan!

Ich bin nun endlich an dem Orte meiner Bestimmung angelangt! Da ich ihnen von Paris aus versprach, meine Verhältnisse, in denen ich hier leben werde, genauer zu beschreiben, will ich gleich in den ersten Tagen dieser meiner Pflicht einigermaßen entsprechen, und Ihnen zugleich eine kurze Schilderung meiner Reise mittheilen. Ich beginne mit Paris. Meinen früher hinsichtlich dieser großen Hauptstadt aufgefaßten Begriff fand ich getäuscht. Auch hier sah ich alle Kirchen voll von Menschen aller Stände, jeden Alters, beider Geschlechter und in heiliger Andacht hingegossen. Nirgends, seitdem ich Marseille verließ, hatte mich ein solches Schauspiel lebendigen Glaubens so sehr ergriffen. Das Pantheon, aller Meisterstücke, die ich je in der Baukunst bewundert habe, das schönste, steht allein eine Waise da seit der letzten Pariser-Revolution, und klagt der Nachwelt, daß es die unglücklichen Ueberreste eines Voltaires, eines Rousseaus u. a. m., als Helden der französischen Nation, wieder aufbewahren soll. — Indessen ist dieser so schöne Geist der Religion so vieler Pariser nicht bloß inner den Herzen eingeschlossen; er ist auch thätig in Spitälern, unter den Armen und andern Unglücklichen. Daß das Böse hier dieß Gute überwiege, ist weltkundig; doch gehört immerhin auch dem Schönen und Guten ein Wort. Uebrigens bleibt hier wahr: Paris ist ein Inbegriff der ganzen weiten Welt und ist die Königin aller Städte; nur wäre die Welt glücklicher ohne ihre Despotie. Ich besuchte dann, so viel es meine Zeit erlaubte, alle übrigen öffentlichen Gebäude. Hierüber wäre nun viel Schönes zu sagen; ich übergehe es aber, um geschwinder Amerika mich zu nahen, was Sie mehr ansprechen wird. Zuvor nur ein Wörtchen über meine Seereise.

Am 2. Januar dieses Jahrs verließen wir Havre mit einem sehr günstigen Winde, der acht volle Tage dauerte. — Während dieser Zeit fühlte ich mich nur am ersten Tage etwas müde, da ich beinahe nichts genießen konnte. Vom 9. bis zu unserer Landung hatte Meister Aeol (der Wind) das Wechselfieber, das nur zu oft in heftige Phantasie (in Sturm) überging. Die ungeheure Meeresfläche, von nichts begränzt, als dem fernen Horizont und dem blauen Himmel, ist ein Schauspiel eigen in seiner Art und ganz dahin reißend. Kein Bild in der weiten Schöpfung stellt uns Gottes Größe in so erhabenen Zügen dar, wie diese endlosen Gewässer. Hier lernt der Gottlose selber an Gott glauben; er bebt und zittert, wenn sie heraneilen die gewaltigen Wellen und ihn zu verschlingen drohen; nur ein frommes Herz ist ruhig im Sturme, voll kindlicher Hoffnung auf Gott und seine Güte.

Als wir noch 40 englische Meilen vom Hafen entfernt waren, in welchen wir einlaufen sollten, gab uns eine Brigg (Schiff), von Malaga kommend, das Friedenszeichen, mit der Bitte, stille zu halten, da sie uns etwas zu melden habe, Unser Kapitain, ein guter Mann, entsprach sogleich diesem Zeichen. Nach einer Stunde nahete die Brigg, denn sie war noch 10 Meilen ungefähr von uns entfernt. Wir vermutheten schon, was das Schiff uns melden wolle — es klagte uns seine harte Noth; 72 Tage auf dem Meere, ohne Fleisch, ohne Brod, ohne alle Lebensmittel — so hieß es! Traurig und herzergreifend waren diese Worte. Nie fühlte ich so sehr, wie süß es ist, den Bedürftigen beizustehen, als dieses Mal; alle Reisende waren davon herzlich gerührt. Unser Hauptmann antwortete dem Bittsteller, er könne aus seinem Schiffe alles haben, dessen er bedürfe. Sogleich steigt ein junger Mann mit noch zwei Matrosen in einen kleinen Nachen hinab, und eilt auf unsern Koloß mit der unbeschreiblichen Freude eines Erretteten. Ganz erstarrt waren diese armen Leute. Der junge Mann, wahrscheinlich der zweite Steuermann, hatte etwas sehr anziehendes in seinen Gesichtszügen. Er grüßte uns alle mit Zärtlichkeit und edelm Anstande, schien alle Leiden ver-

gessen zu haben durch die Liebe und Freundschaft unsers Kapitains. Nachdem er seinen Nachen so ziemlich belastet, nahm er Abschied von uns, und eilte auf seine Brigg, seinen Leuten die Nahrung zu bringen, wodurch sie eigentlich vom Hungertode errettet wurden. Es ist etwas Großes und zugleich Angenehmes, jene brüderliche Liebe, mit der sich die Seeleute begegnen. Man grüßt sich auf mehrere Meilen, man spricht sich, man ertheilt sich gegenseitige Aufträge u. s. w., so wahr ist es, daß die Gefahr, und zumal gemeinschaftliche, die Herzen der Menschen erweicht und zur Güte stimmt; harte Schicksale, wie jene, die man auf dem Meere erlebt, sind eine sehr heilsame Schule, aus welcher schon manche erprobte Tugend hervorging. . . .

Nach 42 Tagen und vielen und wichtigen Stürmen landeten wir in Neu-York. Bei meiner Ankunft (es war gerade Sonntag) machte die Stille der Stadt den größten Eindruck auf mich. Alle Spiele, aller Lärm, die Oeffnung der Kaufläden, alles ist strenge verboten; die Wirthshäuser werden nicht besucht, oder nur mit Ausnahme der europäischen Gasthäuser und Kneipen. Welche Differenz hierin zwischen Amerika und Europa! — Was mich aber noch mehr begeisterte, war das Kreuz unseres Erlösers, welches von ferne mich schon grüßte und mir winkte zur einzig wahren Lehre. Nur die katholische Kirche scheuet sich nicht, dieß Zeichen, dieß vielsagende Zeichen als Sinnbild auf ihre Tempel zu pflanzen. Alle andern entfernen es aus kindischer Furcht, sie möchten etwa versucht werden, es anzubeten. Eine solche Handlungsweise, statt sie, wie sie sagen, vor Abgötterei zu schützen, ist wahrlich eher geeignet, sie von dem einzigen Erlöser der Menschen zu entfremden. Der wahre Christ, wo er immer wandert auf der weiten Welt, braucht nicht lange zu fragen: wo ist die wahre Kirche? wo ist die Universal-Lehre, die katholische? Er braucht nur hinauf zu blicken zur Stirne des Tempels, und er liest es am Kreuze. Der Gedanke: ich bin durch das Kreuz erlöst! schließt ihn nothwendig an selbes an, und folglich an jene einzige Kirche — die ihm von ferne schon dieß Zeichen des Heils entgegen haltet. Oft hat der Anblick eines Kreuzes auf den schweizerischen hohen

Alpen und Bergen mich ungemein erquickt, wenn ich nach langem und müdem Wege aus einem protestantischen Kanton an die Gränze eines katholischen kam. Die Bayern sagen sehr recht und sehr schön, wenn sie auf ihre Kreuze die Worte schreiben: „hier ist gut zu ruhen.“ Der geistreiche Chateaubriand selber und sein Freund haben dieß erprobt, als sie Amerika durchreisten. O ihr schönen Sinnbilder der katholischen Kirche! o ihr glorreichen Redner! und du armer, nackter Protestantismus! du hast gar nichts, was auch nur einigermaßen deine zu bedauernden Kinder an den versöhnenden Tod des Gottheilandes erinnern und trösten könnte. Ist es zu verwundern, daß nun fast keine Hülle mehr ihre Blöße deckt? Sie haben ihre erste, wahre Mutter verloren, die sie einstens kleidete mit dem unzerrissenen Gewande der Einen Lehre, des Einen Glaubens, der Einen Liebe.

Ein anderer Gegenstand, der hier der Erwähnung nicht minder würdig ist, sind die schwarzen Katholiken, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zogen. Wie diese guten Mohren so andächtig das Wort Gottes anhörten, dem heiligen Opfer beiwohnten und mit der rührendsten Demuth und Innigkeit am heiligen Leib des Herrn theilnahmen! Alles, was ich hier sah, läßt sich nur fühlen und nicht ausdrücken mit kalten Worten.

Nachdem ich einige Tage von meiner Seereise ausgeruht hatte, besuchte ich einen bekannten Jesuiten, den Hochw. Pater Helios zu Conowagen, 150 englische Meilen von hier. Diese kleine Reise war mir in mancher Hinsicht von großem Nutzen; da wurde ich nämlich etwas bekannt mit dem Amerikaner und seinen Sitten, und der Art und Weise, wie man sich als Missionär zu betragen hat. Conowagen wird von drei Jesuiten verwaltet. Hieher wallen an Sonn- und Feiertagen von 20 bis 25 englischen Meilen her; und da die Gegend meistens von Deutschen bewohnt ist, leistet ihnen der unermüdete P. Helios die wichtigsten Dienste. Kein Tag vergeht, an dem er nicht auf 20 bis 30 englischen Meilen Weges, bisweilen auch weniger, die Kranken besucht. Man kann sagen,

daß der Eifer für Gottes Ehre und das Heil der Seelen ihn verzehrt. Er lehrt nicht bloß Christum den Herrn, er ahmt ihn auch nach, besonders in der Liebe zu den Armen. . Die armen Kranken würde er nie verlassen, ohne ihnen einiges Geld zur Linderung ihrer Schmerzen eingehändiget zu haben. Ein solcher Gottesmann läßt die Seltenheit der Priester in ganz Amerika nur noch mehr fühlen. O wie viele Verirrte würden zur wahren Kirche hineilen, mangelte es ihnen nicht an Gelegenheit, das Wort der Wahrheit aus einem gesunden Munde zu vernehmen! Und wie viele Katholiken, die kalt und lau dahin leben, würden aufwachen zu neuer Thätigkeit, hörten sie nur einige Mal im Jahre die Lehre des Lebens. Hieraus läßt sich schließen, es sey hier ohne Priester wahrhaft nicht gut zu leben! . . . .

Bischof Kennrick hat mich in Philadelphia aufs herzlichste empfangen. Ich wohne in seinem Hause, speise mit ihm, sein Bruder hat mir seine Bibliothek geöffnet; mit einem Worte: ich bin unter Brüdern in weiter Ferne, die mich lieben und nur zu viel achten. Ich hoffe Priester zu seyn, wenn Sie diesen meinen Brief erhalten werden. Von meinem Bischofe wäre ein großes Compendium zu schreiben. In allem ist er an der Spitze, er macht das Morgen- und Abendgebeth, Betrachtungen und geistliche Uebungen mit uns, lebt dabei in der größten Armuth — ärmer, als der geringste Frühmesser in der Schweiz; kurz, er ist Bischof im reinsten Sinne des Apostels.

Dieß ist nun Alles, was ich ihnen für dießmal schreiben wollte. Bald hoffe ich Ihnen viel glänzendere Nachrichten von der Kirche in Nordamerika zu geben. Herzlichen Dank indessen für ihre Liebe und Freundschaft, und aufrichtigen Gruß an alle meine verehrten Freunde u. s. w.

Sebastian Wutz.

Wir hatten uns mit der Hoffnung geschmeichelt, auch von Hrn. Guth, dessen Bischof Kennrick so rühmlich gedenkt, einige neueste Nachrichten hier aufnehmen zu können. Leider müssen wir dieselben erst noch abwarten, und wahrscheinlich auf das nächste Heft sparen, da wir gegenwärtig gar vieles aus Tonkin und Cochinchina zu melden haben, und der enge Raum dieses Heftes uns zu strenger Auswahl der Gegenstände zwingt.

Tonkin und Cochinchina.

Kurze Lebensgeschichte des Hrn. Gagelin's, des Glaubens wegen in Cochinchina gemartert, am 17. Oktober 1833.

Es wird unsern Lesern gewiß nicht unangenehm seyn, wenn wir nochmals auf Hrn. Gagelin zurückkommen, dessen Martyrertod das letzte Heft berichtete: ist ja das Andenken des Gerechten lieblich und seine Gedächtniß unter den Menschen im Segen. Zudem ist dieser hochbeglückte Blutzeuge anjezt gleichsam ein Schutzheiliger unsers Bundes, jedenfalls gehöret er ihm zu, und ist ihm wie verpflichtet durch seine feierlichen Versprechungen. Gerne hätten wir aus diesem Grunde eine etwas umständlichere Beschreibung seines Lebens in den Annalen aufnehmen wollen; es mußte uns am Herzen liegen, den Ruhm Deßjenigen zu verkünden, der nun fortan im Himmel unserer gedenkt. Allein seine Thaten sind wohl einzig dem Herrn, oder höchstens einigen seiner Mitbrüder bekannt, von denen wir leider durch ungeheuern Raum getrennt sind. So sehen wir uns denn genöthiget, uns auf einige Bruchstücke aus seiner Jugend und seinem apostolischen Leben einzuschränken, bis daß wir ihn im Verlaufe seiner Lebensgeschichte an jenem Tage treffen, an dem er mit der Krone der Bekenner und der Palme der Martyrer geschmückt, hinging zu seinem und zu unserm Gott.

Franz Isidor Gagelin ward am 10. May 1799 von wenigbegütterten, aber gottseligen Aeltern zu Montperreux, im Bezirke Pontarlier, im Doubs-Departement, in

der Diözese Besançon geboren. Sein Vater, Karl Gagelin, den er schon in frühester Jugend verlor, galt für den verständigsten und frömmsten Mann in der ganzen Umgegend. Seine Mutter, N. Mounier, eine Frau von seltenem Verdienste, war mit allen Tugenden geschmückt, die mit ihrem Stande und Geschlechte vereinbar sind. Der Sohn nahm Theil an der Frömmigkeit der Eltern; denn kaum vier Jahre alt, zog er schon ganz besonders die Blicke seines Pfarrers auf sich durch eine Reife, die über sein Alter ging. Darum auch erwarb er sich frühzeitig des Seelsorgers Liebe und Achtung, die er mit lebenslänglicher Dankbarkeit seinerseits erwiederte.

Eilf Jahre zählte der Knabe, als er zum ersten Mal die heilige Kummunion empfing. Alles macht uns glauben, so schreibt der gute Geistliche, dem wir diese Bruchstücke verdanken, daß er den köstlichen Schatz seiner Unschuld unversehrt bewahret, und der Eifer, den er an den Tag legte, war seit jener Zeit ohne Ermüden stets im Wachsen. Das kleine Vermögen seiner Mutter, der überdieß noch mehrere andere Kinder zur Last fielen, gestattete es ihr nicht, ihn studiren zu lassen, ob er gleich sehr gute Anlagen zu den Wissenschaften offenbarte. Da trat aber sein würdiger Pfarrer ins Mittel, unterrichtete ihn in den Grundlehren der lateinischen Sprache, und schickte ihn später in das Kollegium von Pontarlier auf eigene Kosten. Hr. Gagelin zeichnete sich dort durch seinen Fleiß und eine bemerkenswerthe Genauigkeit in der Erfüllung seiner Aufgaben dergestalt aus, daß er entschieden für den ersten Schüler der Anstalt galt, wie er es denn auch wirklich war. Etwas später kam er in das kleine Seminar von Nozeroi, wo er die Redekunst studirte, von da in das große Seminar von Besançon, wo er sich mit gedoppeltem Eifer dem Studium der Theologie ergab. In jede dieser Anstalten brachte er jenen ernsten; besonnenen Charakter mit sich, den man schon in seinem Kindesalter an ihm bemerkte, und eine gewisse unerschütterliche Festigkeit, die ihm die Beschwerden des einmal angenommenen Standes tragen half. Auch über seine Mitschüler übte er so sehr jene geistige Gewalt, welche Tugend und Kenntnisse ver-

leihen, daß sie, um einen Streit zu beendigen, gewöhnlich Gagelin's Ansehen anriefen, oder mit den Worten: „Gagelin hat es gesagt," sich zufrieden stellten; so gänzlich waren sie überzeugt, daß er sich nicht täuschen könne. Von da an sagte er einigen Freunden im Vertrauen: sein einziger Wunsch sey, wenn er einmal Priester wäre, in die fremden Missionen abzugehen, um dort ein Martyrer zu werden. Das gleiche Geständniß machte er auch nicht lange nachher seinem ehrwürdigen Seelsorger und Wohlthäter.

Während dem Jahr 1819 verließ er mit Genehmigung seiner Obern Besançon, um in das Seminar der fremden Missionen in Paris einzutreten. Dort erhielt er die ersten heiligen Weihen! Damals war er von mittlerm Wuchse, hager und schwächlich, sein Gesicht war ründlich, blaß und etwas eingefallen; sein gewöhnlich ernstes Aussehen belebte sich nichts desto weniger, wenn man ihn aufheiterte oder es die Umstände mit sich brachten; ohne offen zu sein, war dennoch etwas liebenswürdiges an ihm, und seine Demuth und Freundlichkeit waren besonders bemerkenswerth. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich im ganzen Verlaufe seiner apostolischen Arbeiten wenig verändert hat; seine Briefe beweisen es uns zur Genüge, daß seine Gesundheit niemals stark gewesen.

Die nachstehenden Worte lassen die Gefühle durchblicken, von denen er im Augenblicke seiner Abreise nach den Missionen in Asien, den 16. Oktober 1820, durchdrungen war; er schrieb an Denjenigen, der von Jugend an für ihn besorgt war: „Besser als je erfasse ich nun die Vorzüge und den „Werth jener ärmlichen und wenig geachteten Erziehung, die „ich genossen; die Lumpen, die mich deckten, und die rohe „Nahrung, die ich genoß, gäbe ich jetzt nicht hin um all den „Aufwand und die Pracht der Herren dieser Welt. Alle die „eiteln Anmaßungen des Jahrhunderts scheinen mir nun in den „bodenlosen Abgrund der Ewigkeit zu versinken.

„Wäre es mir doch gegeben, in alle Theile der Welt die „Erkenntniß und Anbethung Jesu Christi hinzutragen, auf daß

„in Ihm und durch Ihn allezeit die dreimal heilige Dreieinig„keit verherrlichet würde von Ewigkeit zu Ewigkeit.

„Ich lasse die Verwandten im Elende und in Trostlosigkeit, „mit der Hoffnung, Gott werde bis ans Ende ihrer mühevollen „Laufbahn ihre Stütze seyn. Ich vernahm mit Rührung Ihre „Güte für dieselben, als sie nach Montperreux gingen. „Es ist dort niemand, als Sie allein, der sie trösten und „ihnen mit gutem Rathe beistehen könnte. Ich aber werde „alle Tage ihrer gedenken."

Im Christmonat 1820 verließ Hr. Gagelin Frankreich; er war damals 21 Jahre alt und erst Subdiakon. Er verreiste mit Hrn. Taberd, einem Priester der Diözese Lyon, wirklich apostolischer Vikar von Cochinchina und mit Hrn. Olivier von Rennes, welcher seitdem zum Coadjutor des Bischofes von West-Tonkin geweiht wurde. — Nach einer 6 Monat langen Fahrt landete das Fahrzeug, worauf die Missionäre waren, im Hafen von Hue in Ober-Cochinchina. Nicht lange ließ die Vorsehung Hrn. Gagelin im Ungewissen über das, was er dort zu dulden haben würde. Dem Kaiser Gia-Long war ein Fürst auf den Thron gefolgt, der als ein geschworner Christenfeind galt. Minh-Mehn überhäufte den König von Japan mit Lobsprüchen, weil er an allen Scheidewegen das Kreuz aufrichten ließ, damit die Vorüberreisenden es mit Füßen träten, und so das Christenthum aus seinem Königreiche zu verbannen das Glück hatte. Eines Tages sagte er selbst in Gegenwart seiner Mandarine: „Wir verabscheuen die Religion der Europäer; wir werden sie verbieten, wir werden sie verfolgen, bis sie gänzlich wird vernichtet seyn." Es ist bekannt, wie er seine Drohungen in Erfüllung gehen ließ. Die Mission von Cochinchina zählte damals zur Besorgung von 60,000 auf einer unbegränzten Landstrecke zerstreuten Katholiken nur einen Bischof, bei zwanzig inländischen Priestern, vier Missionäre und einen Subdiakon.

Im Herbstmonat 1822 ward Hr. Gagelin vom Hochw. Hrn. von Weren, apostolischen Vikar, mit einer Dispense von

18 Monaten zum Priester geweiht. Eine seiner ersten Amtsverrichtungen war, daß er eben Demjenigen die heiligen Sterbesakramente reichen und die Augen zudrücken mußte, der ihm die priesterliche Gewalt ertheilt hatte. Der Verlust des Hochw. Hrn. von Beren war leider ein unersetzlicher Verlust, besonders in solch verwickelten Umständen. Kurz zuvor war auch Hr. Audemart, Coadjutor des Hochw. Hrn. Garret, General-Provikar, gestorben. Jetzt blieben nur noch drei europäische Priester, von denen einer gar bald nachher durch die Pest hingeraft wurde, die sich noch den so vielen Uebeln anschloß. Unter solchen Vorbedeutungen trat Hr. Gagelin seine Laufbahn an. Aber diese Prüfungen vermochten keineswegs die Heiterkeit seiner Seele zu trüben. Ein ganz frohes Leben offenbart sich in einem Briefe, den er um eben diese Zeit an seine Mitbrüder zu Paris schrieb. In dem Berichte über den Tod seines heiligen Bischofes sagt er: „Der Tod der Gerechten ist kostbar in den Augen des Herrn,“ welche letztern Worte man wohl ohne Bedenken jetzt auf ihn selbst anwenden kann.

Jener beraubt, die da gestanden gleich Säulen des Gebäudes, war ausserdem die Mission von jeder menschlichen Hülfe entblöst. Die HHrn. Chaigneau und Vanier, Franzosen, die sich seit langen Jahren in Cochinchina aufgehalten und gegen welche der König eine gewisse Achtung hatte, kehrten jetzt heim nach ihrem Vaterlande. Minh-Menh ergriff Maßregeln, die Ankunft neuer Missionäre zu verhindern; der Sturm fieng an zu grollen, die Besorgnisse wurden von Tag zu Tag lebhafter, und man erwartete jeden Augenblick einen Verfolgungsbefehl. Aber der Muth der Frommen erstarkt in der Trübsal. „Der Leiden ungeachtet, die ich dulde, sagte „damals unser heilige Missionär, höre ich keineswegs auf, mit „dem Stande, wohin mich die Vorsehung bestellte, vergnügt „zu seyn; ich schätze mich glücklicher als jene, die in Europa „die einträglichsten Aemter bekleiden. Mich dünkt, als wäre ich „rüstiger denn andere Jahre und so mich die Gnade Gottes „stützet, hoffe ich nie zu wanken. Ausserdem aber bin ich ein „geringfügiger Arbeiter; viel Arbeit liegt vor meinen Augen,

„und ich vollbringe wenig daran. Wenn ich so der Schwierig„keit meiner Pflichten nachforsche, empfinde ich oft lebhafte Un„ruhe, und ich fürchte sehr, eines Tages als ein unnützer „Knecht behandelt zu werden; aber anderseits rechne ich sehr „auf das hülfreiche Gebet frommer Seelen. Diese guten See„len, die mittelst ihrer Almosen das Evangelium in diesen Län„dern zu verbreiten sich so eifrig bemühen, thun ein unserm „Herrn wahrhaft wohlgefälliges Werk, dieweil sie uns die ar„men Götzendiener der Gewalt des Teufels entreißen helfen. „Wo wäre wohl das Almosen besser angewendet, als eben hier? „Wenn die Reichen, die da einzig bedacht sind, Reichthümer „auf Reichthümer zu häufen, ihren Vortheil recht erkenneten, „für ein kleines Schärflein, das sie diesem Werke zulegten, „könnten sie sich unschätzbare Reichthümer für die Ewigkeit er„werben; aber leider ist diese Art zu wuchern allzuwenig be„kannt. Große Uebel bestürmen unsere Mission, aber jedenfalls „sind wir ja in der Hand Gottes; gereicht es zu seiner größern „Ehre, so weiß er gar wohl uns von den Tücken der Menschen „zu befreien."

Nicht lange nachher ward er mit Hrn. Taberd und P. Odoriko, einem italienischen Missionär der Propaganda, eingezogen, um dem König als Dollmetscher zu dienen. Unter dem Vorwande, sie europäische Briefe übersetzen zu lassen, verbarg aber Minh-Menh seine wahre Absicht, sie in die Königsstadt führen zu lassen, um sie scharf zu beobachten und zu verhindern, das Evangelium zu verkünden. Allein die Missionäre wußten selbst ihre Gefangenschaft zu benutzen. „Wir lie„ßen keine Gelegenheit vorbeigehen, wo wir nicht, — schrieb „Hr. Gagelin, — die christliche Religion bekannt machten, „sey es dem Könige selbst, sey es den Mandarinen oder andern „Leuten, mit denen wir Unterredungen hatten. Selbst den Ge„sandten benachbarter Völker konnten wir davon sagen, denn „wir sind dort in dem Pallaste festgehalten worden, wo man „sie empfängt."

Nach einer ziemlich langen Gefangenschaft wurde ihnen endlich die Freiheit wieder geschenkt; sie trennten sich, um bei

ihren Neubekehrten sich wieder einzufinden. Wir bedauern, daß Mangel an Nachrichten uns nicht vergönnet, die apostolischen Arbeiten des Hrn. Gagelin Schritt für Schritt zu verfolgen. Hier verkündigte er die Religion Jesu Christi den Juden, die sogar den Schöpfer des Himmels und der Erde vergessen hatten; dort den sündigen Götzendienern, die dem Teufel huldigten. Bald bestritt er die Bonzen, bald belebte er den Glauben in den Christengemeinden, die seit neun Jahren kein Priester mehr besucht hatte. Auf sein Wort bekehrten sich die Wucherer und öffentlichen Sünder; beträchtlicher Schadenersatz ward gern hingegeben, sobald der neue Apostel gesprochen hatte. Kaum war er von dieser langen Reise heimgekehrt, hatte er schon wieder eine zweite von ungefähr 200 französischen Meilen vor. Nebst allem dem war seine Gesundheit immerfort schwächlich, aber die Hand Gottes stützte ihn.

Als er auf dieser seiner letzten Reise den Meerbusen von Siam hinauffuhr, kam er einem wilden Völkerstamme, der an Cambodia angränzet, in die Nähe. Ohne Zweifel hatten diese Wilden nie noch von dem Evangelium reden gehört; und darum glaubte Hr. Gagelin gegen jene Worte: „Lehret alle Völker," sich zu verfehlen, wenn er, so nahe bei ihnen, nicht einige Versuche machte, es ihnen zu verkünden. Niemand wollte ihm als Führer dienen; indessen gelang es ihm doch durch inständiges Bitten zwei oder drei Gefährten zu finden, und nach mehrern mühevollen Tagen traf er bei den Wilden ein; er redete zu ihnen, ging in ihre Hütten ein, und wenn er sie auch nicht bekehrte, hat er wenigstens den Versuch dazu auf Gefahr seines eigenen Lebens hin gemacht, jedenfalls aber mit dem Vorsatze, diesen Versuch zu wiederholen.

Seit dem Zeitpunkte, da Hr. Gagelin Europa verließ, haben wir bisher einzig von seinen Arbeiten gesprochen; wie vermögen wir aber jetzt zu erzählen, was in seiner Seele vorging? Ein in der Tugend festgewurzelter Mann spricht nur dann von sich selber, wenn es die Ehre Gottes erheischt, daß er etwas von seinen Werken offenbare. Es ist deßhalb schwer, in Hrn. Gagelins Briefen da und dort einen Ausdruck,

auch nur ein verlornes Wort zu entdecken, das uns in sein Inneres blicken ließe. Die Achtung, welche die Heiden für ihn hegten, that seiner Demuth wehe. „Wir genießen, sagt er in einem Briefe, einer eigentlichen Verehrung; wohl könnte Gott sich natürlicher Mittel zur Bekehrung der Ungläubigen bedienen, allein die Starkmuth in den Verfolgungen, die Ruhe in den Widerwärtigkeiten, die Freude in der Verachtung würden den Heiden weit mehr zur Bewunderung hinreißen. Die Kirche Gottes wurde nur durch jene gegründet und ausgebreitet, die für Jesus Christus ihr Blut verspritzten, und aus Liebe zu ihm zu Erduldung jeglicher Schmach bereit waren.“ Ein ander Mal ließ er etwas von dem göttlichen Troste durchblicken, wovon sein Inneres voll war. „Mit Paulus kann ich Ihnen in Wahrheit sagen: Superabundo gaudio in omni tribulatione: Ich überfließe vor Freude mitten in unsern Drangsalen. Ohne von den Widerwärtigkeiten, die ich leide, zu sprechen, bin ich übel genährt, übel behauset, übel gebettet, und doch genieße ich eines tiefen Friedens.“

Was ihn besonders mit Wehmuth erfüllte, war der gänzliche Mangel des öffentlichen Gottesdienstes. Oft trat das Gepränge hoher Feste in Europa vor seinen Geist. „Ich glaube noch, sagte er, den Psalmengesang in unsern Kirchen in Frankreich zu hören! wie ist er so schön! wie so würdevoll! Wahrlich, man fühlt erst seinen Werth, wenn man seiner beraubt ist! Wir könnten wohl das: „Super flumina Babilonis“ anstimmen, wie es einst die Juden in der Gefangenschaft gethan; denn ich gestehe es Ihnen, ich vermag es nicht, diese Zeilen an Sie zu schreiben, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten.“

Ueberaus merkwürdig ist aber in seinem Briefwechsel die innige Theilnahme, die er gegen unsere Bruderschaft im Herzen hegt; es sind wenig Briefe, wo er nicht von derselben spricht. „Wir hören, von Dank durchdrungen, wie die Bruderschaft zur Verbreitung des Glaubens sich täglich mit mehr Erfolg begründet..... Das Flehen des Armen und des Verwaisten wird jenen, die dazu beitragen, den Ge=

gen des Vaters der Erbarmungen erwirken." Und wiederum: „Wir halten viel auf das Gebet der frommen Seelen dieses Bundes, die da Geldbeiträge zur Unterstützung der Missionen liefern; sie sind eigentliche Wucherer für das Himmelreich; die armen Neubekehrten und selbst die Ungläubigen werden einsehen lernen, wie stark die Liebe ist; sie werden die Hand segnen, die sie unterstützet und selbst an den äußersten Grenzen des Erdballs für sie besorgt ist."

Im Brachmonat 1830 waren in Cochinchina sieben europäische Missionäre, der Bischof nicht mitgerechnet. Ihrer fünf erließen an uns ein gemeinschaftliches Dankschreiben, als sie beim apostolischen Vikar beisammen waren; Hr. Gagelin befand sich auch darunter. Es scheint, er habe in diesen Tagen manch inneres Leiden zu erdulden gehabt. „Ich beschwöre Sie, schrieb er an einen Freund, doch ganz vorzüglich meiner im Gebete eingedenk zu seyn; meine Noth ist ungemein groß; ich kämpfe einen beständigen Kampf, und nicht selten habe ich Niemanden, dem ich meine Leiden klagen könnte." — Noch im selben Jahre (1830) erfuhr er den Verlust seiner tugendhaften Mutter, im Brachmonat 1827 war sie hingeschieden; tief ergriff ihn diese Trauerbotschaft. „Ihr Tod, spricht er, hat mich auf eine sehr empfindliche Weise betrübet, oft habe ich sie beweint; doch sie starb ja unmittelbar nachdem sie ihr drittes Jubiläum mit der ganzen Kirche gefeiert hatte. Ihre Frömmigkeit, ihre Tugend und die Umstände, mit denen ihre letzten Stunden begleitet waren, trösten mich mit der Hoffnung, sie sey im Besitze der Seligkeit."

Durch solche Leiden wollte Gott ihn selbst vorbereiten zur Vollendung seines Opfers; es waren auch dieß die letzten Nachrichten, die wir von ihm erhielten. Den 6. Jannar 1833 erließ Minh-Menh seinen Verfolgungsbefehl; im August gleichen Jahres gab sich Hr. Gagelin, um die Christen, die ihn verbargen, nicht bloßzugeben, selbst gefangen. Die Mandarine ließen ihn nach Hue führen, wo er, beladen mit dem Halsblocke, den er bis zu seinem Tode trug, den 23. eintraf. —

Das Uebrige wissen die Leser, und wir haben den Muth nicht, die letzten Augenblicke des Martyrers neuerdings zu schildern. Was könnten wir auch ferner noch sagen, das einen tiefern Eindruck machte, als die bewundernswerthen Briefe, die er aus der Tiefe des Kerkers an Hrn. Jaccard geschrieben? Da war es, wo er seine ganze Seele vollkommen enthüllte. Der Tod hat für ihn alle seine Schrecken verloren; keine Bande hat er zu zerreißen, er, der schon in der Jugend aus Liebe zu seinem Gott allem entsagt hatte. Sein einziger Wunsch ists, dieses Erdengehäuse, das ihn noch zurückhält, doch recht bald einstürzen zu sehen. Der Martyrertod, den man ihm verkündigte, war von Jugend an das Ziel seiner heißesten Wünsche gewesen; nie hörte er auf, um diese Gnade zu flehen, so oft er im heiligen Opfer das kostbare Blut emporhob; der Urtheilsspruch, der ihn verdammte, war ihm ein Befehl zu seinem Ehrengepränge; und über dem Gedanken, nun bald die himmlische Krone zu erlangen, stimmte er den Freudengesang an: „Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi: in domum domini ibimus:" „Ich freute mich, da man mir sagte: lasset uns gehen zum Hause des Herrn." Wenn er indeß noch einmal seinen Blick nach der Erde richtet, die er verläßt, so geschiehts nur, um ein Wort, ein Vermächtniß, so zu sagen, auf ihr zurückzulassen; o! es wird wohl unserer Bruderschaft gelten, die er so sehr liebte; nie hatte er ja im Leben sie vergessen, und er verspricht es, nie und nimmer im Lande der Seligen ihrer zu vergessen *).

Hier aber laßt uns innehalten; ein Siegesjubel läßt sich hören; die Engel haben ihren Hochgesang angestimmt, die Schaaren der Martyrer öffnen ihre Reihen, den neuen Sieger zu empfangen, und während die Christen, zwischen Bewunderung und Schmerz schwebend, den 17. Weinmonat 1833 feiern,

---

*) Wir wiederholen hier zum dritten Male die so trostreiche Versicherung des Martyrers: „Lassen Sie es sämmtlichen Mitgliedern der Gesellschaft wissen, daß ich ihrer im Himmel eingedenkt seyn werde."

schwingt sich Gagelin's Geist zu den himmlischen Höhen. Einst gruben die Gläubigen über den Grabmälern der Bekenner die hoffnungsvollen Worte ein: „Der Friede sey mit dir!" «Pax tecum;» o daß es uns vergönnet wäre, über dem Grabmale des neuen Martyrers jene Worte zu schreiben, welche der Gehorsam gegen die Kirche noch auf unsern Lippen fesselt: „Heiliger Gagelin, bitt für uns."

Da wir uns nun durch obige Notiz über den hochseligen Martyrer den Weg in die Tonkinesischen Missionen angebahnt haben, wollen wir die verschiedenen frühern und spätern Nachrichten, dieses Land der Bekenner betreffend, unsern Lesern mittheilen. Die Reichhaltigkeit des Stoffes wird uns mehr denn einmal zu Abkürzungen zwingen, besonders bei Berichten, die schon Gesagtes uns wiederholen.

Schreiben des Hrn. Masson, apostolischen Missionärs, an die HHrn. Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen.

Tonkin, 12. Juni 1833.

Hochverehrte Herren Mitbrüder!

„Früher schon habe ich Ihnen schreckvolle Nachrichten in Ansehung der gegen die Christen erregten Verfolgung mitgetheilt. Die Vollziehung der königlichen Verordnungen ist in den verschiedenen Provinzen auch verschieden, je nach den Gesinnungen der Mandarine, die denselben vorstehen. Es ist auch nur allzu wahr, daß die Christengemeinden, die in Mitte der Heiden eingeschlossen sind, ganz besonders von diesen zu leiden haben, ohne andern Grund, als Geld zu erpressen und die Gläubigen zu zwingen, an den religiösen Thorheiten des Landes Theil zu nehmen. Was die Mandarine betrifft, so sind sie meistens um des lieben Geldes willen Christenverfolger. Selbst jene, die mehr Strenge gegen die Christen gebrauchten,

schienen es weniger aus Haß, denn aus Gehorsam oder Furcht gegen die königlichen Verordnungen gethan zu haben. So hatten denn auch wirklich die Christen von Bo-Chinh beinahe nichts von den Mandarinen zu dulden. In der Provinz Ha-Tinh, welche eine von Nghe-An abgelöste Landschaft ist, ließen die Mandarine aus jeder Christengemeinde einen Mann rufen, machten ein Kreuzzeichen auf den Boden, und sprachen zu ihnen: „Wir wollen euch keineswegs zu etwas zwingen, was euerer Religion zuwider wäre; wir wissen gar wohl, daß dieses nicht das Kreuz ist, welches ihr sonst anbetet, und deßhalb könnt ihr ohne Scheu darauf treten, ohne eine Sünde zu begehen, und wir können dann dem König sagen, daß wir seinen Befehlen gehorcht haben, widrigenfalls aber sind wir vor seinen Augen schuldbar." Einige ließen sich in diese Falle locken, so handgreiflich sie war; die meisten aber ließen sich erst dann bereden, nachdem sie protestirt hatten, es sey nicht das wahre Christenkreuz, über das sie hinträten. Andere baten die Mandarine, sie doch nicht zu etwas anzuhalten, was ihnen ihr Gewissen verbiete. Man stellte sich an, als hörte man es nicht, und gab allen insgesammt eine Schrift, derzufolge es Jedermann verboten war, sie unter dem Vorwande der Religion zu beunruhigen. Ohne Zweifel haben diese Mandarine hernach dem Könige berichtet, sämmtliche Christen hätten ihre Religion verlassen und in Rücksicht dessen wäre alles beigelegt. Nun, es ist ihre Sache, mögen sie es selber beim König verantworten. Wenigstens hat ihr Betragen gegen die Christen nicht dargethan, daß sie heftige Verfolger seyen; im Gegentheil, sie haben sich mehrmals einzelnen Bedrückungen widersetzt, welche die Heiden sich gegen die Christen erlaubten. Indessen haben sie gleichwohl vier der schönsten Kirchen in Beschlag genommen, wohl bemerkt, damit die Christen auch dort, wie sonst überall, genöthiget wären, große Summen Geldes zu bezahlen.

Die Großmandarine von Nghe-An hingegen legten einen wahrhaft teuflischen Eifer gegen uns an den Tag; sie thaten sogar weit mehr, als selbst die königliche Verordnung gebot,

und zeigten den unbeugsamen Entschluß, die Christen zum Treubruche zu zwingen. Zum Glücke regte sich in der Mehrzahl der Untermandarine weniger Diensteifer und größere Geldgier. So geschah es, daß gar viele unserer Christen mittelst einer Geldsumme es dahin brachten, nicht vor den Großmandarinen erscheinen zu müssen, indem sie sagten, sie wären Christen und könnten auf keinerlei Weise an ihrer Religion untreu werden. Es fand sich demnach vor den Großmandarinen fast Niemand ein, außer solche, die bisher durch ihren nicht sehr christlichen Wandel die Schande der Religion gewesen; und es waren dieß ungefähr ihrer Hundert, von 24,000 Christen, welche die Provinz zählt. Von diesen Hunderten blieben nur Zehn standhaft und ertrugen muthvoll die Folter. Hernach wurden sie, den Block am Halse, die Ketten an den Füßen, ins Gefängniß geworfen, wo sie wirklich noch schmachten. Einer dieser heldenmüthigen Bekenner ist ein ganz neuer Christ, den ich erst vor 14 Tagen getauft hatte; von allen übrigen, die treulos wurden, erwarte ich nichts. Die Mandarine selbst wußten das gar wohl, denn sie setzten dem Lobe der standhaften Bekenner manch verächtliches Wort gegen jene feigen Männer bei, die ihren Glauben verläugnet hatten, und sagten es laut, es wären keine ächten Christen gewesen u. s. w.

„Was unsere Bekenner betrifft, mußte ich, so gut ich konnte, für ihren Unterhalt sorgen. Alle nämlich sind arm, und hier müssen sich, dem Gebrauche zufolge, die Gefangenen selbst ernähren. Man ließ ihnen nur wenige Tage den Halsblock, denn einer aus ihnen, ein Arzt, heilte die Frau des ersten Mandarins von einer sehr gefährlichen Krankheit, und erwirkte es durch sein Ansehen, daß nun den Gefährten der Halsblock abgenommen wurde. In der Folge erlaubte man ihnen sogar wieder heimzukehren, ohne andere Bürgschaft als die ihres Ehrenwortes zu verlangen; „denn, sagten die Mandarine, es sind ja doch Leute frei von jedem Verbrechen, und nur deßhalb gefangen, weil sie ihrer Religion treu sind.“ Wir sahen unsererseits bald ein, daß die Mandarine sehr geneigt waren, sie um Geld wieder frei zu lassen, denn es ist„dieß der

große Punkt, auf den es gewöhnlich allein abgesehen ist. Ich versprach, die nöthige Summe zu liefern; allein man verlangte zuvor einen Abschwörungsschein, der aber natürlich verweigert wurde. Lange besprachen sie sich um den Inhalt dieser Schrift; endlich kam eine zu Stande, worin sie erklärten: „Sie wären Christen und hätten nie, weder das Kreuz mit Füßen getreten, noch ihre Religion verläugnet, und würden es auch ewig nicht thun. Indessen wollten sie versprechen, sich künftighin nie mehr zu versammeln.“ Sie glaubten den letzten Ausdruck, auf welchen die Mandarine das meiste Gewicht legten, wohl beisetzen zu dürfen, weil er zweideutig ist, und jede andere gesetzlich verbotene Versammlung, wie zu Spielen, Diebereien u. s. w., darunter verstanden werden kann. Ich jedoch hielt dafür, man könne sich dieses Ausdrucks mit gutem Gewissen nicht bedienen; es war ja nur zu klar, daß die Mandarine unter demselben die eigentlichen gottesdienstlichen Versammlungen zum Gebete und der Feier des heiligen Meßopfers verstanden, und das um so mehr, da das Wort, dessen man sich bediente, gleichlautend mit demjenigen war, welches in der königlichen Verordnnng gebraucht wurde. Ich ließ ihnen daher sagen: in einer so hochwichtigen Sache müsse man den geraden Weg der Redlichkeit einschlagen und sohin jenen verdächtigen Ausdruck schlechterdings weglassen. Sie traten also wieder vor die Mandarine und forderten ihre Schrift zurück, um die zweideutigen Worte darin auszustreichen. Dieß ward ihnen aber erst nach langen Unterhandlungen bewilliget. Endlich setzten sie es durch, und ihre gänzliche Befreiung hing jetzt nur noch von einigen Förmlichkeiten ab.

„Was die Abtrünnigen betrifft, haben sie, wenn gleich schlechte Christen, dennoch ihre Religion nur äußerlich verläugnet; mehrere schrieben an mich, verlangten die Buße und erinnerten mich an die Verläugnung des heiligen Petrus, denn diese Begebenheit ist ihnen allen recht wohl bekannt. Ueberdieß thaten ihnen mehrere Mandarine den schlechten Dienst, sie an diese traurige Geschichte zu erinnern, um sie desto mehr zum Falle zu bringen. Einer aus ihnen hatte sich sogar schon

seit dem Anfange der Verfolgung ein eigenes Geschäft daraus gemacht; zu allen Christen, die ihm begegneten, sagte er: „Ihr seyd wohl Thoren, euch so vielem Ungemach preis zu geben; könnt ihr denn lange den Befehlen des Königs widerstehen? Die Religion wohnt im Herzen und hängt sich nicht an äußere Dinge; seyd also klug, und thut nur zwei oder drei Monate darauf Verzicht, hernach möget ihr sie wieder annehmen. Blicket auf euern heiligen Petrus: dreimal verläugnete er seine Religion und dennoch zu welcher Würde ward er nicht erhoben?“ — Vielen Dank, Mandarin, für deinen satanischen Rath *).

„Dieß ist in Kürze die Geschichte der Verfolgung in der Provinz Nghe-An; denn eine umständliche Erzählung jeglichen Ungemachs, das unsere Christen beinahe überall zu dulden hatten, würde allzu weit führen. In dieser Provinz wenigstens hatte sie keine andere Folgen, als daß sie einige Abtrünnige machte und uns sehr beträchtliche Geldsummen kostete; denn unsere Christen mußten überall tüchtige Lösegelder bezah-

*) Diesen satanischen Rath vernehmen eben nicht bloß die tonkinesischen Christen; auch in unsern Ländern findet er leider bei feigen Seelen vielfachen Eingang. Der Vater der Lüge, dem Jesus Christus das Gericht sprach, schwatzt ihnen vor: die Religion wohne im Herzen und hänge nicht an äußern Dingen — und siehe da! sie glauben ihm aufs Wort und gedenken nicht der Aussprüche der ewigen Wahrheit: „Was ich euch im Dunkeln sage, das redet im Lichte; und was man euch ins Ohr sagt, das verkündet auf den Dächern. Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; sondern fürchtet vielmehr den, der die Seele und den Leib in die Hölle stürzen kann. . . . Wer mich also vor den Menschen bekennen wird, den will ich vor meinem Vater, der im Himmel ist, bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verläugnen wird, den will ich auch vor meinem Vater, der im Himmel ist, verläugnen.“ Matth. 10, 27 — 33.

len. Sind sie aber auch arm, so klagen sie dennoch nicht um ihr Geld, sondern schätzen sich vielmehr glücklich, daß sie dadurch ihren Glaubeu rein erhalten konnten.

„Eines war Jedermann ganz besonders aufgefallen, daß man nämlich in den vorigen Verfolgungen immer mit den europäischen und eingebornen Priestern den Anfang machte; dießmal aber war in keiner königlichen Verordnung die Rede davon. Uebrigens halten wir eben nicht viel auf diese augenblickliche Ruhe und müßen vielmehr der Zukunft wegen besorgt seyn. Wir errathen die Gründe dieser kleinen Rast, deren man uns genießen läßt, gar leicht: der König hat jetzt anderes zu thun, als an uns zu denken. Von allen Seiten erheben sich Empörer; die einen wollen einen Fürsten aus dem Herrscherstamme der Le an ihrer Spitze haben; wieder andere sagen, sie hätten ein Oberhaupt, das keinem der frühern Fürstenhäuser angehöre. Dem sey nun wie ihm wolle, diese Empörer sind einmal sehr zahlreich und es gibt wenige Provinzen, die nicht eine namhafte Zahl derselben aufstellen könnten. Sie haben sich schon beträchtlich genug verbreitet, um den König darüber in Unruhe zu setzen; denn die meisten Tonkinesen sind eines Sinnes mit ihnen, verabscheuen so viel immer möglich die gegenwärtige Regierung, und versprechen sich unter der künftigen Herrschaft das goldene Zeitalter, in der sichern Beglaubigung, Minh-Menh's letzte Stunde sey gekommen. Wirklich würde man beinahe in Versuchung kommen, es auch zu glauben, wollte man einzig auf die gegenwärtige Stimmung des Volkes unbedingte Rücksicht nehmen. Indessen kann man nichts mit Gewißheit voraussehen. Unsererseits lassen wir Jedermann reden und handeln, da wir keine andere Politik kennen, als die, das Evangelium zu verkünden. Welches immer der Erfolg dieser Empörungsversuche seyn mag, wir werfen uns ganz unbedingt in die Hände der göttlichen Vorsehung. Wir zweifeln indessen nicht, daß, wofern der König den Aufruhr glücklich dämpft, er dann in der Folge nur mit desto größerer Strenge wider uns losziehen werde; aber uns beseelt

die feste Zuversicht, der Herr, der uns bis auf diese Stunde geschützet, werde uns auch in Zukunft nicht verlassen.

„Das Elend und die Hungersnoth fahren fort, hier zu herrschen. Seit mehr denn 6 Jahren hat die Erndte beständig fehlgeschlagen; dazu kommen noch die öffentlichen Steuern, womit man bis zum Erdrücken belastet wird, weßhalb auch viele Menschen aus lauter Noth dahin sterben.

„Am 7. Julius. — Endlich sind unsere Bekenner sämmtlich losgelassen worden. Sie mögen es sich vorstellen, welche Freude es für mich war, sie wieder zu sehen. Doch ein neues Ereigniß habe ich Ihnen wieder zu melden. Hr. Peter Tuy, ein tonkinesischer Priester und ehemaliger Schüler des Hochw. Hrn. La Mothe, ging vergangenen 25. Juni eine kranke Person zu versehen, deren Wohnung in Mitte der Heiden sich befand. Trotz seiner Vorsicht entdeckten ihn die Heiden, nahmen ihn gefangen und übergaben ihn den Mandarinen. Diese wollten ihn anfänglich befreien und suchten ihn zu bewegen, sich für einen Arzt auszugeben; er aber weigerte sich dessen standhaft, und behauptete, daß er ein Priester und nicht ein Arzt sey. Dem zufolge sitzet er nun, den Block am Halse, gefangen. Die Mandarine haben ihm viel Ehrfurcht bezeugt, aber sie fordern eine sehr bedeutende Geldsumme für seine Freilassung. Wir wissen wahrlich nicht, was diese Sache noch für ein Ende nehmen wird. Ein christlicher Obermandarin, der früher unsern Christengemeinden von Nghe-An wichtige Dienste geleistet hat, war von dem König zum General seiner Truppen gegen die Rebellen ernannt worden. Seine Unternehmungen scheinen nicht glücklich ausgefallen zu seyn, denn der König hat ihn so eben nach Phu-Xuan zurückberufen, und genöthiget, die Reise zu Fuß zu machen. Dieß will so viel sagen, daß er zu strenger Verantwortung wird gezogen werden. Morgens erwartet man ihn hier. Ich habe einen Christen beauftragt, ihn in meinem Namen zu besuchen und zu trösten; denn nie werde ich die ausgezeichneten Dienste vergessen, welche er dieser Provinz ehemals geleistet hat. Mit Ihnen im Gebet und heiligen Opfer vereint geharre u. s. w.“

C. Masson, apostolischer Missionär.

Zweites Schreiben eben desselben an Obgenannte.

Tonkin, 11. Dezember 1833.

Meine Herren!

„Ich werde mit Gegenwärtigem Ihnen nun das Weitere berichten, was sich hier seit meinen letzten Briefen Merkwürdiges zugetragen hat; an Gegenständen gebricht es wahrlich nicht, denn seit einigen Monaten folgten die Ereignisse mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aufeinander.

„In meinem letzten Schreiben hatte ich bereits Gelegenheit, einiges über Hrn. Peter Tuy, einem tonkinesischen Priester aus dieser Provinz, zu berichten. Ich meldete Ihnen auch, auf welche Weise unsere Bekenner mittelst einigen Geldes und einer schriftlichen Bürgschaft wieder freigelassen wurden. Nun hören Sie, was weiter mit dem würdigen Priester, Hrn. Peter Tuy, vorfiel. Wir hatten alle möglichen Versuche gemacht, um seine Befreiung aus dem Gefängnisse zu erwirken, und waren auch guter Hoffnung, ihn bald wieder unter uns zu sehen. Vorerst verlangten die Mandarine dreißig Silberstücke; allein nach langem Hinundhermarkten begnügten sie sich endlich mit sechs, die ich ihnen durch einen christlichen Arzt, der diese Mandarine sehr gut kennt, zustellen ließ. Die göttliche Vorsehung fügte es aber anders. Da nämlich diese Angelegenheit bereits zu des Königs Kenntniß gelangt war, so getrauten sich die Mandarine nicht mehr, den tonkinesischen Priester aus eigener Vollmacht frei zu geben. Sie schrieben daher an den königlichen Hof, jedoch so, daß keine Christengemeinde dadurch in Gefahr kommen sollte, was allerdings ein wichtiger Punkt war; dann äußerten sie sich über Hrn. Peter Tuy mit so schonenden Ausdrücken, daß sie fest glaubten, der Handel würde bald ohne weitere Folgen beigelegt werden. Wir selbst konnten dieß um so eher hoffen, da im Verfolgungsedikt des Königs von Priestern gar keine Rede war, und ohnedieß die Landesgesetze es verbieten, eine Person, die über sechszig Jahre zählt, zum Tode zu verurtheilen; nun aber hat Hr. Peter Tuy bereits sein einundsechzigstes Jahr erreicht. Die

Antwort des Königs traf am 10. Oktober ein; sie war kurz und blutig, und des Inhaltes: daß jeder Prediger der christlichen Religion enthauptet werden müsse. Diese Kunde erhielt ich noch an demselben Tage, gegen Mitternacht.

„So sehnlichst ich nun auch verlangt hatte, unsern würdigen Bekenner auf freien Fuß gestellt zu sehen, und wie gerne ich zu diesem Ende jedes auch noch so beschwerliche Opfer gebracht haben würde, so dankte ich gleichwohl aus ganzer Seele Gott dem Herrn für die Gnade, die er der Kirche von Tonkin durch Aufstellung eines neuen Martyrers erweisen wollte. Der ehrwürdige Peter Tuy verlor die Fassung nicht im mindesten, als sein Todesurtheil ihm eröffnet wurde. Er begnügte sich mit der einzigen Frage: ob es wohl Wahrheit sey, was man ihm gemeldet habe? Und auf die Antwort, daß es nur allzu wahr sey, erwiederte er, daß er niemals eine so große Gnade hätte hoffen dürfen. Mit ungestörtem Gleichmuth genoß er sein Abendessen wie gewöhnlich, als wäre gar nichts um seinetwillen vorgefallen; jedoch wollte er Niemanden mehr vor sich lassen, um sich desto besser mit seinem Gott unterhalten zu können, und auf seinen nahen Tod sich vorzubereiten. Es scheint, daß er trotz aller Zusicherungen der Mandarine, eine bestimmte Vorahnung seines Todes gehabt habe, denn mehrere Tage zuvor wollte er seine Angelegenheiten mit dem Manne, den ich ihm zu seiner Bedienung in den Kerker gesandt hatte, ins Reine bringen. Am 11. Oktober zogen ihn Morgens in aller Frühe die Schergen aus dem Gefängnisse, um ihn auf den Richtplatz zu führen. Ganz freudig ging er einher, als warte seiner ein höchst angenehmes Geschäft. Der Mandarin und die Soldaten, die ihn begleiteten, und die ungeheure Menge der Zuschauer sprachen insgesammt, sie hätten nie einen Menschen mit solchem Muthe dem Tode entgegen wandeln gesehen. Sie mochten wohl staunen, diese Leute, die nicht wußten, daß ein Blutzeuge Jesu Christi dem Triumphe und der ewigen Herrlichkeit entgegengeht. Als er an dem bestimmten Orte ankam, verlangte er noch einen Augenblick, um zu beten, was ihm auch bewilliget wurde. Sodann sprach der in Befehl stehende

Mandarin zu ihm, daß der König ihm etwas Geld schenke, und daß er sich damit noch eine kleine Freude erkaufen könne. Es ist dieß wie ein Allmosen, das der König gewöhnlich den Verurtheilten darreichen läßt, die meisten bedienen sich desselben, um sich vor dem Tode noch zu berauschen. Hr. Peter Tuy wies die Gabe zurück und antwortete dem Mandarin, daß er nichts verlange. Er hatte solches kaum ausgesprochen, als der Henker mit einem einzigen Streiche ihm den Kopf vom Rumpfe trennte, so daß er entseelt ohne die mindeste Bewegung hinsank. Ich hatte mehrere Männer bestellt, um für seinen Leichnam Sorge zu tragen, und seinen Halsblock, den ich aufbewahren wollte, mittelst einigen Geldes an sich zu bringen; es gelang auch ohne Schwierigkeit. Man brachte sofort den Leichnam unsers ehrwürdigen Martyrers, und in der darauf folgenden Nacht wurde er in der Gemeinde Trang-Mia, wo ehemals unser Collegium von Nghe-An war, zur Erde bestattet. Einige Tage nachher erhielt ich Briefe von Hrn. Jaccard, worin er mir meldete, daß auch Hr. Gagelin zum Tode verurtheilt worden sey.

„Nach dem glorreichen Martyrertod des ehrwürdigen Peter Tuy, beriefen die Mandarine von Nghe-An unsere sämmtlichen Bekenner wieder vor ihr Gericht; Sie wissen aus meinem letzten Schreiben, daß man sie alle in Freiheit gesetzt hatte, mit dem Versprechen jedoch, zurück zu kehren, sobald eine neue Aufforderung an sie ergehen würde. Dieß geschah nun leider zu unserm größten Schmerz. Die Unglücklichen kamen sogleich alle zu mir, um zu erfahren, was sie zu thun hätten. Aber, ach! da war guter Rath theuer. Ich weinte mit ihnen vor Gott, und munterte sie auf, so gut ichs vermochte. Hierauf kehrten sie nach Hause zurück: aber, welch ein herzzerrißendes Schauspiel! Ihre Frauen, Kinder und Brüder — alle hatten schon den Block am Halse; denn es waren Schergen eingetroffen, und so mußten sie sämmtlich und sogleich vor den Mandarinen erscheinen. Mit dem Halsblocke beschwert, wurden sie alle in das Gefängniß geworfen. Hier muß ich Ihnen bemerken, daß das Gefängniß der Tonkinesen,

schon für sich allein betrachtet, eine wahrhaft schauderhafte Strafe ist. Man stelle sich einmal einen ziemlich engen Raum vor, worin etwa hundert Unglückliche eingepreßt sind, ohne andern Zugang der Luft, als wenn sie etwa da und dort durch die Thüröffnung hineindringt. Alle tragen ihren schweren Block am Halse, denn er ist der unzertrennliche Gefährte jedes Gefangenen; über das werden ihnen jede Nacht die Fesseln an Händen und Füßen angethan; es kann daher keiner sich bewegen, geschweige denn hinausgehen, so sehr ihn auch ein natürliches Bedürfniß dazu zwingt. Wenn unter Tages sie ein Bedürfniß ankömmt, so müssen sie lange und dringend bei den Schergen, die Tag und Nacht sie bewachen, anhalten, ehe diese sie auch nur einen Augenblick hinaus begleiten wollen. Für jeden andern Fall ist an kein Herauskommen aus dem Gefängnisse zu denken, und streng wird Jeder angehalten, das ihm angewiesene Plätzchen nicht zu verlassen. Nun denken Sie sich die Lage armer Gefangener an einem so grauenvollen Orte, den eine unreine Luft und Gerüche aller Art im höchsten Grade verpesten. Ueberdas sind sie nicht nur gezwungen, auf bloßer Erde, sondern auf einem eigentlichen Misthaufen zu liegen. Dazu kommt noch das Ungeziefer, von dem sie halb aufgefressen werden; denn jeder Halsblock ist dick davon besetzt. Der Hunger mit seinen Plagen bleibt hier nicht aus; denn alle diejenigen, die auf eine unbestimmte Zeit eingekerkert sind, oder deren endliches Strafurtheil noch nicht ausgesprochen ist, müssen sich entweder auf eigene Kosten ernähren, oder vor Hunger sterben. Diejenigen, die wirklich verurtheilt wurden, ernährt zwar der König, indem er ihnen täglich zwei Schüsseln Reisbrei mit wenigem Salz austheilen läßt; allein noch ehe diese ärmliche Speise ihnen zukommt, haben ihre Wächter bereits die Hälfte davon aufgezehrt. Man rechne nun dazu die schmerzlichen Stockschläge, womit diese unmenschlichen Schergen ihnen fast jede Stunde aufwarten. In solcher Lage sind sie nicht im Stande, auch nur einen einzigen Augenblick ungestört auszuruhen; selbst während der Nacht, da jede Stunde die Wachen abgelöst werden, wird eben so oft jeder einzelne Gefangene

bei seinem Namen gerufen; ein Stockschlag auf die Füße schreckt ihn auf, und jammernd muß er Bescheid geben. Das trifft aber alles nur jene, die minderer Vergehungen angeschuldiget werden. Diejenigen dagegen, auf die wahrscheinlich die Todesstrafe wartet, werden in ein weit grauenvolleres Gefängniß eingesperrt. Von da kommt keiner mehr heraus, sey es bei Tag oder Nacht, und ob noch so schwere Noth ihn dränget; nebst dem Block am Halse und sehr schweren Ketten an Händen und Füßen, muß der Unglückliche fortwährend wie gefoltert am Stock bleiben. Nie wird diese Höllengrube ihm geöffnet, außer wenn er zum Tode geführt wird. Alle drei Tage erhält er eine kleine Portion Reisbrei, das man ihm durch eine sehr enge Oeffnung kümmerlich hinein schiebt. Diese höchst elende Nahrung reicht gerade hin, um dem Sträfling genau so viel Kräfte zu lassen, als er braucht, um alle Schrecknisse des Hungers zu fühlen; ohne ihn zu nähren, verhindert sie ihn vor Hunger zu sterben. Es muß daher nicht wundern, wenn der Unglückliche, der diesen qualvollen Ort betreten muß, sogar seine Kleider im Heißhunger verzehrt.

„Das war nun der Aufenthaltsort, der unsern würdigen Bekennern angewiesen wurde. Einige Tage später erfuhren wir aber, daß es auch hier den Mandarinen lediglich um Geld zu thun war, denn sie konnten es nicht verschmerzen, daß sie jenes, welches wir ihnen für die Freilassung des ehrwürdigen Peter Tuy gegeben hatten, uns wieder zurückerstatten mußten. Nun trat der oben erwähnte christliche Arzt, des Lösegeldes wegen, in Unterhandlung, und nach langem Wortwechsel begnügten sich endlich die Herren mit zehn Silbermünzen, abgerechnet jedoch die Unkosten, die bei gerichtlichen Verhandlungen immer sehr beträchtlich sind. Ich glaubte, um des Friedens willen, mich zu diesem Opfer verständigen zu müssen, denn alle unsere Christen hatte ein allgemeiner Schrecken ergriffen. Ich versprach für meine Person zwei Drittheile von der verlangten Summe herzugeben, unsere Christen sollten denn das Uebrige durch Beiträge ergänzen. Auf solche Weise vermeinten wir unsere Angelegenheit ans Ziel zu bringen, als wir auf ein-

mal in noch weit größere Verlegenheit, als die bisherige, geriethen.

„Am letztverflossenen 2. November erhielt ich nämlich ein Schreiben von einem Christen, der einer der reichsten Kaufleute dieser Provinz ist, und den ich etwas näher kannte; er meldete mir, daß binnen wenigen Tagen eine Revolution ausbrechen werde; alle Geheimnisse dieser Verschwörung enthüllte er mir ohne Rückhalt, bereute es aber, wie er sagte, daß er mich nicht in eigener Person besuchen könne, und ersuchte mich, eine heilige Messe zu lesen, daß der Himmel diese Unternehmung segne. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich diese Dinge gelesen hatte. Um das Unsinnige des Vorhabens dieser Aufrührer einzusehen, brauchte es eben nicht vielen Scharfsinn. In dem ganzen Plan war alles durcheinander geworfen, ohne Auswahl der Mittel, ohne festen Zweck; sie hatten nicht einmal einen bedeutenden Mann zum Anführer, dabei ohne Waffen, ohne Lebensmittel; und doch wollten sie den Landtheil Nghe-An erobern, in der Hoffnung, die andern Provinzen würden sich dann von selbst ergeben. Das Unbegreiflichste dabei war, daß alles Volk, Christen und Heiden, ihnen Gehör gab. Ein fast allgemeiner Schwindelgeist hatte sich der Tonkinesen bemächtiget, sogar jene, die den Muth nicht hatten, sich offen zur Partei der Aufrührer zu schlagen, unterstützten sie heimlich aus allen Kräften. Ursache dessen ist die allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs Minh-Menh. Es ist unmöglich, daß je ein König so kann gehaßt werden, wie dieser. Jeder wünscht daher eine Regierungsänderung, und das ists, was den Aufrührern so großes Vertrauen einflößte. Nebst dem versprachen die Heiden den Christen freie Religionsübung, und bedienten sich sogar des Namens unseres Hochw. apostolischen Vikars und des meinigen, um sie desto eher zu verführen. Ich war jedoch glücklich genug, mehrere beträchtliche Gemeinden, in deren Nähe ich mich befand, vor diesen Verführern sicher zu stellen. Die guten Leute meinten sich schon in so großer Sicherheit, daß sie laut sich für die Rebellen erklärten, und gar kein Geheimniß mehr beobachteten. Als am Vorabende

des zum Ausbruch bestimmten Tages ein Mandarin dieser Stadt gerade auf einer Reise begriffen war, sah er von Ferne einen Mann, der schneller ging, als es sonst Uebung ist. Aus diesem hastigen Wesen schloß der Beamtete nicht unrichtig, jener Mann müsse kein gutes Gewissen haben; und sogleich sandte er ihm einen Diener nach, um ihn festzunehmen. Nach einigen Stockschlägen bekannte der Flüchtling ganz treuherzig, wer er wäre, und man fand bei ihm mehrere Schriften, worin alle Geheimnisse der Verschwörung aufgezeichnet waren. Ein Untermandarin, der ebenfalls zur Verschwörung hielt, erfuhr diesen schlimmen Vorfall; da wollte er sich durch List aus der Klemme ziehen, und nahm selber mehrere Anführer der Rebellen, die sich eben bei ihm befanden, gefangen, und überlieferte sie dem Statthalter, mit dem Bemerken, er habe sich nur zum Scheine den Empörern angeschlossen, um, zu Gunsten der Regierung, ihren geheimen Anschlägen desto sicherer auf die Spur zu kommen. Allein es war zu spät, die List half nichts, er wurde sammt seinen Spießgesellen ins Gefängniß geworfen; daneben fanden auch noch andere Verhaftungen statt. Unter denjenigen, die der Rebellion angeklagt waren, befanden sich nur wenige Christen; dessen ungeachtet sagte man öffentlich, die Christen seyen der unaufhörlichen Verfolgungen endlich müde, und darum griffen sie zur Empörung. Solches glaubten anfangs die Mandarine, und die Vorsichtsmaßregeln, die sie trafen, beweisen klar, daß sie in nicht geringer Furcht schwebten. Was uns betrifft, so wußten wir wahrhaft nicht, was aus allem dem noch erfolgen sollte. Unsere Christen schwebten in einer unbeschreiblichen Angst, denn es war zu fürchten, daß auch der König dem Gerüchte, die Empörung sey von den Christen ausgegangen, vollen Glauben beimessen dürfte; in diesem Falle aber war die Besorgniß nur allzu gegründet, es möchte seine heidnische Majestät im ersten Anfalle der Wuth über sämmtliche Christen Tod und Untergang verhängen, und wegen einigen Schuldbaren eine weit überwiegende Mehrheit von Unschuldigen niederhauen lassen.

Die Christen waren um meine Person nicht minder besorgt,

unter Tags hielten sie mich strenge verborgen, bei einbrechender Nacht mußte ich mich in eine Fischerhütte am Ufer des Flusses zurückziehen; die ganze Nacht durch wachten mehrere Männer im Dorfe, damit ich im Falle der Gefahr zeitlich gemahnet werden könnte. Auf dem Flusse war überdieß ein Kahn stets in Bereitschaft, und ein Mann sollte mich nach einer fast unzugänglichen Höhle führen, falls es zur Flucht kommen sollte. Inzwischen schöpfte ich wieder einige Hoffnung, als ich erfuhr, daß auch die Mandarine sich in nicht geringer Verlegenheit fühlten. Ich dachte bei mir selbst: vielleicht fürchten diese Beamteten, daß, wofern sie, bei einer so großen Zahl schuldbarer Menschen, in den gerichtlichen Untersuchungen allzu strenge verfahren, sie mit ihrer Arbeit an gar kein Ende mehr kommen werden; und so geschah es auch in der That. Nach der Gewohnheit wurden alle diejenigen, welche verhaftet worden waren, ins Verhör genommen; allein man ging sehr glimpflich mit ihnen um, denn es hatte einer geantwortet, daß mehrere Unterbeamtete sich unter seinen Mitschuldigen befänden. Ein anderer sagte, mehr als die Hälfte der Mandarine seyen blosgestellt (compromittirt), wenn man fortfahre, sie zu plagen. Auf dieses hin hielten die Mandarine etwas inne, denn sie besorgten nicht ohne Grund, daß es für sie gefährlich seyn möchte, die Gefangenen zu weitern Geständnissen zu zwingen. Sie erließen sofort ein gemeinschaftliches Schreiben an den König. Seine Antwort blieb nicht lange aus, und ging im Wesentlichen dahin, daß nur die des Frevels überwiesenen verhaftet werden sollten. Man ließ daher die Verhafteten ohne weitern Untersuch hinrichten, und damit war die Sache abgethan; es waren ihrer sechszehn an der Zahl.

Es bedarf wohl nicht der Erinnerung, daß während der ganzen Dauer dieses Prozesses auch kein Mensch zu Gunsten unserer Bekenner den Mund aufthat. Wir meinten unsrerseits, es sey aus mit ihnen; sie selber glaubten es auch und bereiteten sich schon zum Tode, als die Mandarine, die bereits das Geld für ihre Loslassung erhalten hatten, sie vor sich beriefen, mit der Erklärung, daß sie gesonnen wären, sie ihrer Haft zu

entlassen. „Wir wissen gar wohl, sagten sie, daß die Christen „keine Empörer sind, und daß ihre Religion sie nur zum Gu„ten anhaltet. Beweis davon ist Hr. Peter Tuy, der aus „lauter Gewissenhaftigkeit sich nie zu einer Lüge entschließen „wollte, wiewohl sie ihn vor der Todesstrafe bewahrt hätte; „um so vielmehr also muß die christliche Religion die Empö„rung wider den König verdammen."

„Der Statthalter sagte auch noch zu ihnen, sie sollten für den glücklichen Ausgang seiner Reise beten; den er zog wirklich zur Bekämpfung anderer Aufrührer aus, die, weit gefährlicher als erstere, in den äußersten Provinzen des Reiches in großen Massen sich erhoben hatten. So wurden unsere standhaften Bekenner neuerdings in Freiheit gesetzt, und zwar dieses Mal ohne daß man weder Bürgschaft, noch irgend ein Versprechen von ihnen verlangte. Gott sey dafür gepriesen!

„Es scheint, daß alle diese Aufstände dem König Besorgnisse einflößen, und in der That, wenn man die allgemeine Stimmung der Gemüther betrachtet, so möchte es fast scheinen, des Königs letzte Stunde sey nicht mehr fern.

„Erst jüngst erließ er ein Kreisschreiben an sein ganzes Reich, worin er die allgemeinen Drangsalen, wie Pest, Hunger, Aufruhr u. s. w., herzählt. Die Ursache so großer Uebel weiß er nicht anzugeben; nach seiner Versicherung trug nie ein König so große Zuneigung zu seinem Volke, wie er; auch seine übrigen königlichen Tugenden preist er an, wovon er viele herzuzählen weiß, wenn gleich sein Volk daran zweifelt. Zuletzt kommt er auf die Vermuthung, es möchten vielleicht die Mandarine durch ihren Geiz und ihre schlechte Verwaltung Schuld an allem dem Elende seyn, vielleicht er selbst auch noch zu wenig Tugenden besitzen. Dem Elende abzuhelfen, macht er Gelübde an den Himmel und an die Erde; verpflichtet sich zu fasten, den Freuden und eiteln Ergötzlichkeiten zu entsagen, einen Theil der Abgaben dem Volke zu erlassen, und jene zu Gunst, Ehren und Aemtern aufzunehmen, die Geschicklichkeit und Talent offenbaren. Das ist im Wesentlichen der Inhalt des königlichen Kreisschreibens, das auf keinen Menschen Eindruck

machte und ganz gewiß dem König die Herzen seiner Unterthanen nicht wieder zuwenden wird.“

C. Masson, Missionär.

Ueber dieses königliche Kreisschreiben, das einer Art öffentlicher Beichte ähnlich sieht *), so wie über die Person des Königs selbst äußert sich der apostolische Vikar von Tonkin, Bischof von Castoria, folgendermaßen:

„Dieses Bekenntniß ist in sehr schöner Schreibart abgefaßt, und das eigentliche Werk des Königs, der für den gebildetsten Mann und den aufgeklärtesten Geist in seinem Reiche angesehen wird. Allein in seinem Bekenntnisse vergaß er, es zu bereuen, daß er die Christen verfolgt. Der König, der sich für seine Person nicht wenig einbildet, behauptet schlechtweg, jene hochgepriesenen Europäer hätten vor ihm den einzigen Vorzug, daß sie besser denn er, Schiffe zu bauen und auszurüsten verständen; in allem übrigen aber stehe er wohl wenigstens in gleicher Linie mit ihnen..... Dieser König indessen versteht es weit besser, mit schönen Sentenzen um sich zu werfen und mit eitler Vielwisserei zu paradiren: das sind seine Regententugenden. Uebrigens ist er in seinen Staaten wie allmächtig und ein wahrer Despot. Wohl kann er sagen: „In meiner

---

*) Die chinesischen Kaiser und die Fürsten der angrenzenden Länder pflegen, nach uralter Sitte, bei allgemeinen Drangsalen ein öffentliches Sündenbekenntniß an den Himmel abzulegen. Dadurch glauben sie den Himmel zu sühnen und die Plagen abzuwenden. Es ist aber dieß im Grunde weiter nichts, als ein bloßes Ceremoniel, wobei es sein Bewenden hat, weßhalb es auch gewöhnlich wenig Eindruck macht. Dennoch beweist es, daß auch bei Heiden der Glaube besteht, daß alle zeitlichen Uebel Strafgerichte Gottes sind, die nur durch seine Barmherzigkeit und der Menschen bußfertige Rückkehr zu ihm wieder abgewendet werden können. D. Uebs.

Person ist der Reichsrath versammelt; das Reichsgesetz — das bin ich." Ob er auch gegen das Gesetz Beschlüsse fasse, Niemand wendet da etwas ein; denn der, welcher das Gesetz macht, kann es ja auch vernichten. Nie noch hat man den gesetzgebenden Körper einberufen, weil man da nichts dergleichen hat; es bestehet wohl eine Versammlung der Aeltesten, die aber allezeit bereit sind, dem Willen des Königs in allem zu willfahren. Will er eine Verordnung machen, eine Urkunde verschreiben, die dem Volke mißbeliebig ist, so läßt er sich von einem seiner gefälligen Rathsherren auffordern, sie auszufertigen. Dann stellt er sich äußerlich, als mißfiele es ihm sehr, eine solche Maßnahme zu treffen, als fürchtete er, ein Volk, das er so innig liebe, zu kränken. Er zögert noch mit seinem Entscheide mehrere Wochen, und sogar viele Monate lang, damit er den Schutzgeist des Reiches befragen möge; hat er sich aber endlich entschieden, so fordert er Gehorsam, und wehe dem, der es ausdrücklich verschmähte, selbst in gleichgültigen Dingen Folge zu leisten, sein Kopf bleibt nicht mehr lange auf dem Rumpfe sitzen! Wie manches Haupt ist seit seiner Thronbesteigung nicht schon gefallen! Niemand läßt sich mehr von seiner Arglist fangen; man ist höchst mißtrauisch gegen ihn, glaubt nicht leicht seinen Versprechungen und muthmaßet schon, es stecke irgend ein schlimmer Gedanke hinter denselben: so wahr ist es, daß Biedersinn und Aufrichtigkeit in der Leitung der Menschen das einzige Mittel sind, sich Zutrauen zu verschaffen, die öffentliche Ruhe zu handhaben und die gesetzliche Freiheit zu sichern."

Brief des Hrn. Jeantet, apostolischen Missionärs zu M***.

Provinz von Qui-Gnhon, 1. Juni 1833.

Mein Herr und Freund!

„Sie tragen Verlangen, zu erfahren, wie groß denn der Eifer bei unsern guten Christen in Tonkin sey; ich wills versuchen, Ihnen zu willfahren. Da müssen Sie aber nicht denken, ich wolle Sie etwa glauben machen, es wuchere kein Unkraut auf diesem Acker des Herrn, dieß ist keineswegs meine Absicht; wie könnte es auch anders seyn? Schwach wie andere Menschen und sogar noch mehr, von jeder Hülfe fast entblößt, so vielen Gefahren ausgesetzt, sehen sie, wo sie immer sich hinwenden, lauter Aergernisse, hören nichts denn schlechte Reden; wie sollten sie nicht davon angesteckt werden? Die Perle, so schön sie ist, muß denn doch im Dünger ihren Glanz verlieren. Es braucht große Gnade von oben, sie so zu erhalten, wie sie sind.

„Es ist hier der Ort nicht, Ihnen von unsern Priestern Bericht zu erstatten; es gibt darunter wahre Muster des Gehorsams, der Zucht, der Uneigennützigkeit, des Eifers und jeder priesterlichen Tugend. Einer aus ihnen gab 1799 sein Blut für den Glauben hin. Während den vier Monaten seiner Gefangenschaft und auf dem Blutgerüste betrug er sich auf eine der ersten Martyrer würdige Weise. Wenn in gegenwärtiger Verfolgung einer aus ihnen verurtheilt würde, ich bin versichert, er folgte dem Beispiele des Ersten. Den 14. Juli führte man einen derselben vor den Gerichtshof; er fühlt sich im Kerker beglückt, ob er gleich nach den Verordnungen des Königs Minh-Menh den Tod zu erwarten hat.

„Noch weniger kann ich mich hier über unsere Kirchenhäuser einlassen. Jede Pfarre hat ein oder zwei solcher Häuser, die bestimmt sind, junge Leute aufzunehmen, die, zurückgezogen von der Welt, sich dem Dienste Gottes zu widmen wünschen. Der Pfarrer nährt sie und ist um sie besorgt; aus ihrer

Mitte wählen wir die Zöglinge, welche Latein und Gottesgelehrtheit studiren sollen, und auch jene, die wir zu Christenlehrern bestimmen; unter ihnen befinden sich wahre Kinder Gottes.

„Selbst die Häuser unserer gottgeweihten Jungfrauen muß ich übergehen, und melde nur, daß sie größtentheils mit den geordnetesten Häusern Frankreichs gleichen Schritt halten könnten, in Bezug auf die Uebungen des Gebetes, der Abtödtung, des Gehorsams, des Fastens und der Beharrlichkeit. Der Hochw. Hr. Bischof von Castoria, seligen Andenkens, äußerte sich, sie seyen der schönste Theil seiner Heerde; und in der That, die darin herrschende Lebensordnung ist höchst auferbaulich. In diesem Schreiben wollte ich Sie einzig mit dem sittlichen Charakter unserer Christen bekannt machen, und besonders jener der beiden Provinzen Xu-Nghe und Bo-Chinh, wo ich seit 11 Jahren arbeite, und die ich somit näher kenne. Bei diesen fand ich eine äusserst bewundernswerthe Sitteneinfalt; sehr oft schämte ich mich, wenn ich viele unter ihnen sah, die in Jahresfrist ihr Gewissen weniger befleckt hatten, als es das meinige am Ende des Monats ist. Sie beten gemeinschaftlich in der Kirche, wofern es immer möglich ist, oder wenigstens familienweise, und nur selten unterlassen sie es. Dann beten sie auch täglich den Rosenkranz, doch so, daß ihr Gebet wenigstens drei Viertelstunden dauert, weil sie denselben mehr singen als beten. Ists möglich, so besuchen sie die heilige Messe auch an Werktagen, und hüten sich wohl, dieselbe aus eigener Schuld zu verfehlen; sie wohnen ihr mit der größten Aufmerksamkeit bei, versunken in Demuth und Andacht. Ich bewundere die Gewissenhaftigkeit, mit der sie an den Freitagen und Samstagen, so wie zu andern Zeiten das Fastengebot beobachten. Wer sich dawider verfehlt, wird gleich einem Abtrünnigen angesehen. Der Vorwurf: „Er ißt Fleisch," gilt bei ihnen so viel, als: „Er hat die Religion verläugnet." Selbst die Soldaten wollen lieber (wenn sie nichts anderes haben) ihren Reisbrei bloß mit Salz essen, als etwa Fleisch genießen.

„Gefahrvolle Belustigungen sind ihnen ein Gräuel; da sie größtentheils arm und beinahe allezeit genöthiget sind, im Schweiße des Angesichtes ihr Brod zu verdienen, haben sie freilich wenig Zeit, an Belustigungen zu denken. Auch kennen sie deren sehr wenige, und mit denselben geben sie sich nur in den drei ersten Tagen des Jahres ab. Haben sie an diesen Tagen ihren Gruß den Eltern und dem Pfarrer, den sie geistlichen Vater nennen, dargebracht und in der Kirche den Werken der Frömmigkeit länger als gewöhnlich obgelegen, so sammeln sich die Männer zur Unterhaltung und trinken einige Züge Reisbranntwein; die Frauen sitzen in einem Kreis und unterhalten sich über Hauswirthschaft; die Knaben spielen; die Mädchen erfreuen sich an eigenen Spielen, die ihrem Geschlechte ziemen; hüten sich aber wohl, sich unter die Knaben zu mengen; so wie die Knaben auch ihrerseits sich hüten, mit ihnen zu scherzen oder zu spielen. Außer diesen drei Tagen bleibt ihnen, mit Ausnahme einiger durch Umgang mit Heiden verdorbener Jünglinge, jedes Spiel und jede Belustigung fremd.

„Das wahre Vergnügen unserer anamitischen Christen ist der Priester, besonders der europäische Missionär, wenn er kömmt, ihre Gemeinde zu besorgen. Wie Kinder freuen sie sich dann, den Unterricht zu vernehmen, sich über ihre Pflichten belehren zu lassen und zu den heiligen Geheimnissen hintreten zu können; es ist dieß ihr größter Feiertag. Wie oft genoß ich nicht das reinste Vergnügen: Männer und Frauen, Söhne und Töchter, Jung und Alt zu sehen, wie sie mit glühendem Eifer acht bis vierzehn Tage, selbst einen Monat lang aus allen Kräften sich für das Heil ihrer Seele bemühten und wie sie dabei selbst für ihren Körper zu sorgen vergaßen. Manchmal sah ich mich genöthigt, sie mit Nahrung zu erquicken, aus Furcht, der Hunger, zu dem sie sich selbst verdammten, möchte ihre Gesundheit gefährden.

„Sie fragen mich, mein theurer Freund! ob man wohl in Tonkin auch tanze, wie zu St. Claude? Allerdings tanzt man und spielt auf der Bühne, auch das Schachspiel wird auf eine den Sitten sehr gefährliche Weise getrieben; aber das thun nur

Heiden und einige Christen, die schlechter als sie sind; unsere getreuen Christen aber hüten sich wohl, daran Theil zu nehmen; sie fliehen vor so was. Zudem mehret sich der Abscheu vor jeglichem Spiel, weil die Heiden ihren Schutzgottheiten zu Ehren Spiele geben, daß sich Götter und Menschen daran ergötzen mögen. Letzthin sah ich, wie mehrere Familien sich lieber ihr eigenes Hausgeräthe wegnehmen ließen, als daß sie jene Schauspiele besucht hätten. Bei Veranlassung der Verfolgung verwickelte sich eine ganze Christengemeinde aus ähnlicher Ursache in einen sehr kostspieligen und gefahrvollen Rechtshandel; ich weiß nicht, wann und wie er sich entscheiden wird. Ich bin wegen dieser guten Gemeinde sehr besorgt, obschon sie auch die größten Opfer nicht scheut. Hat der Vorwitz etwa in einem außerordentlichen Falle sie so sehr gereizt, daß sie die Spiele besuchen, so unterziehen sie sich nachher sehr erdemüthigenden Strafen; so z. B. klagen sie sich an einem Sonntage vor der ganzen Kirche an, oder lassen sich in Gegenwart aller Gläubigen mit Ruthen schlagen. Die Gelegenheiten, wo Personen verschiedenen Geschlechts zusammenkommen, sind hier etwas überaus seltenes. Die feinen Sitten der Tonkinesen, die auch an der geringsten Ungebührlichkeit Anstoß nehmen, ertragen solche Vertraulichkeiten nicht, wie sie bei uns gestattet werden; selbst die Heiden würden sie rügen.

„Vor einem Jahrzehent lief ein europäisches Schiff in den Hafen der Hauptstadt von Cochinchina ein; da geschah es denn, daß die annamitischen Christen über dem Betragen der Seemänner errötheten; sogar die Heiden ärgerten sich daran und hielten sich darüber auf; man erzählte es dem Könige, der auf gleiche Weise betroffen ward, und sogleich einen Befehl erließ, der allen Töchtern und Frauen verbot, in das europäische Waarenlager zu gehen. Es ist jedoch meine Absicht nicht, den König und die Heiden als Muster der Zucht aufzustellen, nur möchte ich Ihnen hier die Bemerkung machen, wie leicht es sey, wenn so strengen Sitten die heilige Religion zur Seite steht, unsere Christen vor einer Menge Sünden gegen das sechste Gebot zu bewahren; man sieht auch wirklich

viele junge Leute, die in einer wundersamen Einfalt und Reinheit des Herzens leben.

„Sie haben es ohne Zweifel vernommen, wie heftig die Verfolgung sey, die über uns eingebrochen ist; in Tonkin und Cochinchina liegen Kirchen, Gotteshäuser, die Versammlungen gottgeweihter Jungfrauen, kurz alles von der Macht zertreten, darnieder. Welchen Aufwand wird es kosten, ist einmal der Friede uns wieder gegeben, alles dieses aus dem Schutte zu erheben! Gewiß, unser hartes Mißgeschick wird die „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens“ rühren; wohl manches Große wird sie zu Gunsten der tonkinesischen Kirche wagen. Wie werden unsere Neubekehrten, hat einmal der Sturm vertobet und ist uns die Ruhe heimgekehrt, froh in ihrer Einfalt zu einander sprechen und es ihren Kindern erzählen: „Unsere Kirche ist jetzt schöner, denn ehevor, „diese Säule hat man neu hergestellt, den Altar verschönert „u. s. w. Dank unsern Brüdern, die über dem Meere woh„nen! Dank unsern Brüdern im Abendlande, die uns unter„stützen! Gehen wir zur Kirche, beten wir für sie; der große „Herr des Himmels wird uns um ihrer Liebe willen erhören, „nicht aber unseres Gebetes wegen, die wir nicht werth sind, „vor ihm zu erscheinen.“

„Wie schön ist dieser Verein zur Verbreitung des Glaubens! Wahrhaft ein Brüderbund, vom Himmel gestiegen! Vom Herrn der Milde ward seine Begründung eingeflößt, vom Herrn der Milde wird sein Bemühen um das Glück zweier Welttheile gesegnet; der junge Heide, in der Todesstunde getauft, der Götzenanbeter, zum wahren Glauben bekehrt, der Sünder, von Reue zermalmet, der Gläubige, felsenfest im Kampfe, die gottgeweihte Seele, festhaltend an der Tugend, der eifrige Christenlehrer, ganz in sein Amt vertieft, der Priester, dem Dienste seines Gottes und dem Heile der Seelen geweiht, der Missionär, freudig in seinen Arbeiten — alle diese zollen mit Thränen dem milden Vereine ihren schuldigen Dank. Ja, heiliger Brüderbund zur Mehrung des Glaubens! dieß ist dein

Werk! Wenn Collegien entstehen, wenn Pflanzschulen für Priester aufblühen, wenn Kirchen zur Ehre des Allheiligen erbaut werden, so ist alles das die Frucht deiner übergroßen Liebe. Die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens rufet im Mittelpunkte Frankreichs alle Völker des Erdballs an, mit ihr die Gunst des Herrn zu theilen, der ihrem vereinten Gebete geneigtes Ohr leihet; sie verzweiget sich bei allen Völkern, und gießet über sie den Thau seiner unerschöpflichen Liebe aus. Sie sagen, aus St. Claude seyen mehr denn 260 Personen dieser Gesellschaft beigetreten; Dank dem Herrn, der diesen Entschluß in ihnen aufkeimen und gnädigst zur Reife gedeihen ließ. — Grüßen Sie von mir und allen unsern Christen in Xu-Nghe und Bo-Chinh diese guten Seelen, ich bitte Sie. Ohne Zweifel werden sie den Gruß eines armen Missionärs von Tonkin, vereint mit dem der Christen, die er lange schon besorgt, mit Liebe annehmen. Ich empfehle mich ganz besonders ihren guten Werken, Theuerster, sprechen Sie ihnen Muth zu, mehren Sie die Zahl derselben, so viel möglich. Hr. Marette, mein alter Schüler zu Nozeroi, ist in der gleichen Mission wo ich, und arbeitet mit heiligem Eifer. Schon sind vier Jahre seit seiner Ankunft vorübergeschwunden, und noch nie habe ich ihn gesehen.

Ich bin u. s. w.

Jeantet, apostolischer Missionär."

Ein anderer Missionär aus derselben Mission von Tonkin berichtet uns folgenden schönen Zug von einem Greisen, den wir hier unmöglich übergehen können.

Hr. Charrier schreibt unterm 21. Dezember 1833: „Ich muß Ihnen hier mittheilen, was vor 14 Tagen einem würdigen Christen begegnete, der mich, seit meiner Ankunft in Tonkin, in seinem Hause beherberget. Es ist ein guter Alter, der mehr denn achtzig Jahre zählt und in seinem ganzen Leben nicht zwei Stunden krank war. Zwei Soldaten,

vom Großmandarin nach dem Dorfe gesendet, sollten ihn gefangen nach dem Gerichtshause führen, und ihn anklagen, daß er sein ganzes Leben hindurch und bis zur Stunde noch der christliche Vorsteher seines Dorfes gewesen; ein wahrhaft ruhmwürdiger Name für Tonkin und in einem so hohen Alter! Auf der Reise, die etwa drei Meilen seyn mochte, sprach er so sehr an ihre Herzen, daß sie vor dem Hause des Mandarins, ohne Geld zu nehmen, ihn wieder entließen. „Nun, nun Kinder, sprach „er unter anderm zu ihnen, laßt uns die Sache ein wenig überdenken; bevor ich meinen Gott verläugne und die eurigen „anbete, muß ich inne werden, ob denn wirklich die eurigen vornehmer seyen, als der meinige; meinem Alter ziemt es, die „Dinge nicht so leichthin zu prüfen. Was sind denn euere „Götter? Holzblöcke ohne Leben; haue ich den Baum in meiner Wiese um, so kann ich in einem Tage mehr denn ein „Dutzend solcher Götzlein machen, die wohl noch größer als die „eurigen sind; und wie stehts mit ihrer Macht? . . . O, meine „Freunde! möget ihr noch zweifeln an ihrer Ohnmacht? Seht, „seit achtzig Jahren thue ich mein möglichstes, sie zu stürzen, „und doch konnten sie mir nie das geringste Leid anthun; wenn „sie ein Ansehen besäßen, fürwahr sie würden die Strafe mir „nicht gespart haben; denn sie gleichen gewiß auch ihren Verehrern, sind räuberisch und rachsüchtig wie diese u. s. w. — „Der Gott aber, dem ich diene, hat mir immer nur Gutes „gethan, und habe ich ihn beleidigt, so vergibt er mir. . . . „Das ist ein Gott!! . . . Ein furchtbarer Gott! aber nur für „euch, die ihr ihm nicht entwischen werdet. Warum bekennt „ihr nicht seine Religion, die jede Ungerechtigkeit von euch „nimmt, die euch in dieser und mehr noch in einer andern Welt „beglücket?“

„Auf solche Weise nöthigte der edle Greis den Soldaten das Geständniß ab: die christliche Religion wäre die bessere; er vernichtete sie gleichsam mit Gründen, so daß sie ihn, ohne etwas zu fordern, heimgehen ließen. Auf seiner Rückkehr gab ich ihm ein wenig Wein, den mir der Hochw. Hr. Bischof in meiner Krankheit gesendet hatte. O! wenn Sie es

gesehen hätten! das war ein Schauspiel, so schön als herzergreifend, einen Greisen so in sein Haus heimkehren zu sehen, der, so lang er lebte, in den Zeiten der Verfolgung Bischöfe und Missionäre bei sich verbarg. Gewiß, sein Verdienst muß groß im Himmel seyn; er ist ein fester Thurm in Israel, ein furchtloser Kämpfer, wo es die heilige Religion gilt u. s. w.

Schreiben des Hrn. Retord, apostolischen Missionärs von Tonkin, an die HHrn. Karl, Cheynet und Laurenz, Priester von Lyon.

Mission von Tonkin, 11. Januar 1834.

Gelobt sey der heiligste Name Jesus in Ewigkeit.

Meine Herren, theure Mitbrüder!

„Ich weiß es, Sie tragen Verlangen nach Berichten von mir und von unserer heiligen Religion in diesen heidnischen Ländern. Ich will Ihnen willfahren.

„Von meiner Person insbesondere habe ich nicht viel zu sagen. Ich befinde mich wirklich recht wohl, der annamitischen Sprache bin ich hinlänglich mächtig, so daß ich viel Arbeit abthun kann; wenn wir nur erst Ruhe hätten, aber der Sturm tobt furchtbar, öfters sind wir genöthigt, im Dunkeln und an entlegenen Orten eine Zufluchtsstätte zu suchen, aus Furcht, vom Sturme fortgerissen zu werden. Seit dem Osterfeste verflossenen Jahres, wo ich mich sprachkundig genug fühlte, das Beichthören beginnen zu können, hörte ich mehr nicht als 1472 Personen.

„Der Verfolgung zum Trotz, versuche ich es, allezeit munter, ruhig und zufrieden zu seyn. Schon beginne ich mit der Trübsal vertraut zu werden, hinfort werde ich mich mit ihr vermählen und nimmer von ihr lassen bis in den Tod; darum habe ich auch gar keine Furcht mehr vor ihr. Wahr ists, Halsblock, Kerker, Schwert und Strang harren unser, und

mit dem Apostel können wir sagen: „der Herr hat uns in diesen letzten Tagen zur Schau gestellt.“ Wir sind dem Tode geweiht, gleich den Aposteln. Doch warum sich ängstigen? wenn wir nur unsere Bahn vollenden und den Dienst des Wortes, den wir empfangen, treu verwalten. Ist denn nicht jedes unserer Haare gezählt, und könnte wohl eines ausfallen, ohne den Willen des himmlischen Vaters? Doch genug von meiner Person.

„Unsere heilige Religion belangend, ach! möchte es mir gegeben seyn, Ihnen den traurigen Zustand derselben in diesem Lande recht lebhaft zu schildern, gewiß ich würde Ihnen bittere Thränen entlocken. Sieh', ein volles Jahr ists nun, daß ein grausamer Verfolgungsbefehl gegen uns erlassen wurde; und welche Plackereien hatten wir seither nicht zu bestehen! Welche Schrecknisse stellten uns nicht auf die Probe! Welchen Schaden haben wir nicht genommen! Muthwillige Kränkungen sind an der Tagesordnung, von allen Seiten her werden wir von ihnen bestürmt, die Bosheit hat uns zur Zielscheibe ihrer tückischen Ränke gemacht. Der König hasset uns, wie die Höllengründe das Himmelreich hassen; von da aus werden die geheimen Befehle jeden Augenblick gegen uns geschleudert; von da die schauerlichen Drohungen, die Religion Jesu bis auf den letzten Punkt in seinen Staaten auszurotten; von da jene Wuth, in die er geräth, wenn er vernimmt, seine Befehle hätten noch nicht vollkommen ihren Zweck erreicht. Vielleicht hassen die Mandarine uns etwas weniger; aber das Schlimme an ihnen ist, sie lieben das Geld und nach diesem einzig dürsten sie; dasselbe nun auf jede Weise zu erpressen, ist ihr eigentliches Gewerbe. Kann man nur viel desselben ihnen spenden, so ist man bald ohne Verbrechen in ihren Augen, jedoch nicht auf sehr lange Zeit. — Für einige Tage nur bezaubert und schläfert man dieses grausame Ungeheuer mit Gold ein; bald wachet es wieder auf, wüthender als je zuvor, und brüllt aufs neue: „Tod oder Geld!“ Von daher schreibt sich der Eifer der Mandarine, die Vollziehung der Verfolgungsbefehle zu beschleunigen, und irgend einen Priester, einige

gottesdienstliche oder europäische Gegenstände aufzugreifen. Man sieht sich genöthigt, ihnen täglich ungeheure Summen zu überreichen, um ihrer Bedrückungen los zu werden.

„Hr. Jeantet schrieb mir im April 1833, die Christen eines einzigen Huyen *) der Provinz Xu=Nghe hätten 20 Stangen Silber **) dem Mandarin dargeboten und das Kreuz nicht mit Füßen treten und die Abschwörungsschrift nicht einreichen zu müssen. Hr. Marette sagt in seinem Briefe vom 28. Oktober 1833, in den vier großen Pfarren, die seinen Bezirk in Xu=Douai bilden, hätten die Christen 18000 Ligaturen bezahlt. In der Provinz Nam=Thuong, wo ich mich befinde, scheint man etwas bessern Kaufs davon losgekommen zu seyn. Indessen brauchte man doch noch viel Geld. Der Hochw. Hr. Havard und Hr. Masson, haben ebenfalls beträchtliche Summen, auf Kosten der gemeinsamen Börse hin, ausgegeben, um annamitische Priester zu unterstützen und unsern armen Christen hülfreiche Hand zu bieten. Endlich ist nicht eine Pfarre, noch irgend eine Christengemeinde, die sich nicht große Opfer gefallen ließ, und zwar einzig um der Erlaubniß willen, ich will nicht sagen, durch Ausübung unserer heiligen Religion Gutes thun zu dürfen, (wie könnten auch diese Teufelskinder etwas Gutes erlauben?) nein, nur um nicht Böses vollbringen, den Glauben verläugnen und das Kreuz unsers liebevollen Erlösers mit Füßen treten zu müssen. Trotz allem dem schlug man viele Christen auf eine grausame Weise mit Ruthen, lieblos sperrte man sie in Kerker und beschwerte sie mit dem Halsblock, und alles das des Glaubens

---

*) Das Wort Xu bedeutet Provinz. Eine Provinz theilt sich in mehrere Phu (Kreise), ein Phu in mehrere Huyen (Bezirke); in einem Huyen finden sich viele Xa, und in einem Xa mehrere Thong oder Dörfer.

**) Eine Stange Silber beträgt ungefähr 46 Reichsgulden, und besteht aus 50 Ligaturen, eine Ligatur aber ist ungefähr 54 Kreuzer oder 13 Batzen 2 Rp. D. Uebs.

wegen. In Cochinchina und Xu-Nghe liegen viele Bekenner noch in Banden; man hat sie noch nicht befreien können, hat mehrere Versuche (wie viele weiß ich nicht bestimmt) zu ihrer Erlösung gemacht; vermuthlich werden sie im Kerker elend verschmachten, wenn sie anders fest ausharren bis ans Ende.

„Doch nicht einzig die Mandarine, auch die andern Heiden wüthen gegen unsere Christen. Hier fangen sie mit den Christen einen rechtswidrigen Prozeß an, dort wollen sie dieselben nöthigen, an ihren eben so sündhaften als lächerlichen Aberglauben Theil zu nehmen; ein ander Mal zeigen sie die Priester an und suchen selbe zu fangen; dann wollen sie sich wieder des Holzes unserer Kirchen bemächtigen, um ihre Götzentempel damit auszubessern; dieses alles geschieht nur des lieben Geldes willen, und sonst gibts keinen Frieden; zudem sind unsere Christen äußerst arm und folglich von allen Seiten in die Enge getrieben.

„O wie würden Sie seufzen, meine Herren! wenn Sie die Wohnungen, die Nahrung und Kleidung der größern Anzahl dieser Menschen sähen. Nackt sind sie im vollen Sinne des Worts, Lämmern gleich in Mitte der Wölfe, tanquam oves in medio luporum. Täglich können sie, wie unser guter Meister durch Davids Mund, sagen: „Groß ist die Heerde der Ochsen und der fetten Kälber, die uns umlagern und ihren Rachen wider uns aufthun, gleich dem hungrigen und brüllenden Löwen.“ (Ps. 21). — „Unser Herz ist vertrocknet, wie eine Scherbe; in den Staub des Todes sind wir hingesunken, darum weil die Rotte der Bösen uns umringet gleich wüthigen Hunden.“ (Ps. 21).

„Daraus, theure Mitbrüder! mögen Sie die Schrecknisse ermessen, von denen unsere armen Christen gequält werden. Hier kann alles Furcht und Schrecken einjagen; dieses Land wimmelt von Dieben, sie reisen bandenweise zusammen 500 bis 600 Mann stark, gleich kleinen Geschwadern Kriegsvolks; wo immer sie hingelangen, hausen sie fürchterlich. Im letzten Heumonat haben sie ein Dorf, das zu meinem Bezirke gehört,

geplündert; sie stahlen da einem anamitischen Priester dieser Gegend einen Kelch und zwei heilige Gewande. In Xu=Nghe ward Hr. Borie von den Räubern rein ausgeplündert, alle Habseligkeiten, die heiligen Gefäße und eine halbe Barre Silber wurden ihm abgenommen. Der Chinese, welcher den Hrn. Charrier von Makao nach Tonkin begleitete, raubte uns ebenfalls 460 Piaster zu Po=Von=Ninh, einem chinesischen Grenzorte, wo man die europäischen Effekten niedergelegt hatte, die unsere Herren in Paris uns durch diesen theuern Landsmann zukommen ließen; von diesen sind einige Gegenstände zum Theil ein Raub der weißen Ameißen geworden. Man wittert etwas von Verräthern, deren es hier, wie überall, geben soll. Zu Anfang der Verfolgung wäre Hr. Borie, verrathen von einem Christen, dem sich der liebe Mitbruder anvertraut hatte, beinahe den Heiden in die Hände gefallen. Hätte ihn nicht ein reicher Heide in sein Haus aufgenommen, so würde man gewiß Hand an ihn gelegt haben. Gestern noch erhielt ich von Hrn. Rouge einen Brief, worin er meldet: so eben sey er von einem Jüngling des Kirchenhauses, den ein Abtrünniger mit Geld bestochen hatte, damit er ihn verriethe, angezeigt worden. Vor allem aber fürchtet man die Mandarine, die selbst eine Gattung vornehmer Straßenräuber, und die gefährlichsten sind. Ueberall haben sie ihre Söldlinge, die bald als verkappte Bettler die Ortschaften durchlaufen, und überall spähen, um irgend ein Kennzeichen der Religion Jesu zu entdecken, oder einer geheimen Versammlung betender Christen auf die Spur zu kommen; bald erscheinen sie als Gerichtsdiener, die die Entrichtung der Abgaben fordern: unheimlich ist ihr Blick und sehr zu fürchten; bald sind es wieder Soldatengeschwader, die auf Diebe oder Feinde ausgehen. Letzthin griffen sie einen anamitischen Priester auf, den aber die Christen sogleich um eine Barre Silber wieder einlösten. Zwei Wochen vorher umlagerten sie ein Haus gottgeweihter Jungfrauen, denn sie hatten vernommen, es wäre hier ein Priester verborgen; aber der Priester entwich heimlich und ihr ganzer Fang bestand aus zwei Rosenkränzen.

„In den gleichen Tagen nahmen sie auch einen unserer alten Geistlichen gefangen, vierzehn Tage trug er den Halsblock, und als man ihn auslösen wollte, forderte man 10 Barren Silber. Auch haben sie 50 Bände europäische Bücher eingebracht, die alle verbrannt wurden; nebst dem hat es wenig gefehlt, sie hätten den Hochw. Hrn. Bischof von Castoria ergriffen. Es war am 14. des vergangenen Christmonats, da zogen die Mandarine mit 450 Kriegern nach dem Dorfe Vinh-Tri, es zu belagern; in diesem Dorfe waren gerade unsere Klostergemeinde und unser Collegium gelegen, und damals war auch der Bischof anwesend. Sie suchten ein Haupt der Empörer, das nach ihrer Meinung in dem Dorfe seyn sollte; hätten sie den Bischof bemerkt, bei dem sie doch nur zwei Schritte entfernt vorüber gingen, gewiß, das wäre ein herrlicher Fang gewesen; aber wen der Herr schützet, der ist wohl geschützet.

„Keiner der fünf anamitischen Priester, die ebenfalls zu Vinh-Tri sich aufhielten, ward gefangen; nur des alten Geistlichen, von dem ich so eben gesprochen, bemächtigten sie sich; er war harthörig, und vernahm darum das Zeichen zur Volksversammlung im Dorfe nicht; ruhig blieb er also in seiner Hütte, wo ihn die Soldaten fanden und statt jenes Anführers der Empörer, den sie gesucht, gefangen nahmen. Nebst jenen zehn Barren Silber, die seine Befreiung zur Folge hatten, vertheilte man noch sechs andere Barren unter die Soldaten, damit sie nicht zu scharf nach jenen Gegenden forschten, wo religiöse Gegenstände verborgen lagen.

„Nach allem diesem sehen Sie wohl ein, meine theuern Herren Mitbrüder! wie schwierig die Lage seyn müsse, in der wir uns befinden; umherirrend von Dorf zu Dorf und fliehend, muß jeder sich Schutz verschaffen, wie und wo er kann und vermag. Schon vor längerer Zeit meldete mir ein Brief, wie Hr. Borie in dem kurzen Zeitraume von kaum sechs Monaten dreiundzwanzig Mal seinen Aufenthalt verändern mußte. Mein Reisegefährte und nächster Nachbar, Hr. Rouge, hat mehrere ungemein seltsame Wanderungen gemacht, hören wir ihn selbst reden: „Ich wohne, sagt er, in einer vier und einen halben

„Fuß breiten und neun Fuß langen Höhle, wo kein Lichtstrahl „weder natürlich noch künstlich eindringen kann; da nun findet „sich mein Schlafgemach, mein Arbeitszimmer und der Speise-„saal ꝛc.; es ist mir nämlich nicht vergönnt auszugehen, we-„der bei Tag noch bei Nacht. Ewige Stille waltet hier, die „nur vom Summen giftiger Mücken und den Sprüngen einer „Menge Ratten, die gar keine Rücksicht auf meine Person „nehmen, unterbrochen wird.“ Dem theuern Mitbruder grub man unterirdische Höhlen, wohin er sich in entscheidenden Augenblicken zurückziehen kann. „Wollen Sie, schreibt er ferner, „einen Begriff von meinem Leben in diesen Todesgrüften haben, „so lesen Sie nur die Höllenfahrt des Aeneas.“ Vier Monate später (9. August) schrieb mir eben derselbe: „Der Furcht-„teufel verursacht mir alle Arten von Ungemach; schon ists ein „Monat, seitdem ich nicht mehr gebeichtet, mehr denn eine „Woche konnte ich keine heilige Messe lesen, selbst am Sonntage „nicht, und während einem Zeitraume von sieben Tagen mußte „ich nur fünf Mal in drei verschiedene Dörfer fliehen. Ich „sah, wie 70 Soldaten beinahe drei Viertelstunden das Haus, „wo ich war, umlagerten, und lag 18 Stunden am Rande „einer meiner unterirdischen Höhlen. Jetzt sitze ich in einer „armen Hütte, von allem gänzlich entblößt und leide nicht sel-„ten Hunger, indem die Mittel fehlen, Lebensbedarf bis zu „mir hingelangen zu lassen, so sehr ist mein Schlupfwinkel „abgeschieden und verborgen. Da sitze ich nun, ohne Gepäcke, „ohne Bücher, ohne Beschäftigung. Die ersten Tage eines „solchen Lebens schienen mir kein Ende nehmen zu wollen.“

„Der theure Mitbruder wurde indessen nicht immer so in die Enge getrieben; er genoß einige Monate der Freiheit und übte während derselben manche schöne That; gegenwärtig thut es ihm Noth, sich verborgen zu halten. Mein Landsmann, Hr. Charrier, ist gleichfalls darauf bedacht, nach einer verborgenen Höhle sich umzusehen. Heute eben erhielt ich einen seiner Briefe. Er meldet darin: „Seit 5 bis 6 Tagen kommen „Nachrichten über Nachrichten. Der dem Phu vorstehende „Mandarin will die Gegend, wo ich verborgen liege, ein-

„schließen, um einen Mann zu greifen, den Sie recht gut kennen, den jener aber nicht sehr liebt. Dieser Mandarin sagte „nämlich: „Er wisse wohl, wer ich sey, und darum wäre es „„ihm an meiner Haut gelegen.“ So bin ich hier, wie der „Vogel auf dem Aste, und weiß gar nicht, wohin ich mich „wenden soll. Alles stelle ich nun der Vorsehung anheim; in„dessen sandte ich doch einen meiner Vertrauten auf Kundschaft „aus. Fände ich nur irgend ein Loch, ich würde mich darein „verkriechen, gerade wie mein Lyoner Freund es gegenwärtig „thut.“

„Haben Sie es gehört, lieber Pfarrer! Es sitzet also auch der Lyoner Freund, der Ihnen diese Zeilen schreibt, in einer solchen Höhle; es ist dieß nur allzu wahr. Schon über einen Monat sitzet er da, wie ein unheimliches Wesen. Die so schöne als erhabene Feier des heiligen Christtages mußte er mit seinen zwei einzigen Bedienten in einer kleinen zerfallenen Hütte begehen, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie ihm Gelegenheit verschafft, der Sternguckrei obzuliegen; die weiten Oeffnungen des halb eingestürzten Daches lassen ihm volle Freiheit, die Gestirne des Himmels zu zählen, so lang er will, auch wenn er auf seiner Strohmatte hingestreckt liegt. O, um diese heilige Weihnachtszeit, wie war ich da so einsam meinen Gedanken überlassen! Wie bitter und süß zugleich war mir die Erinnerung an die erhabenen Festgesänge in Ihrer Pfarrkirche zu St. Georg; die Erinnerung an jene herrlichen Ceremonien, an die geistvollen und immer so erbaulichen Predigten, wodurch diese heiligen Tage auf eine so würdige Weise gefeiert werden! Es erfüllte mein Herz mit Wehmuth, daß ich nicht auch dabei sein konnte, um mich an der Gluth gemeinsamer Andacht wärmen zu können. Allein, süßen Trost kostete meine arme Seele wieder in dem Gedanken an den Sohn Gottes, der unsertwegen arm und verlassen in dem Stalle zu Bethlehem geboren werden wollte. O es thut Noth, sich von allem loszureißen! Hat unser lieber Herr und Heiland so manches ja für uns geduldet, und so herrliche Güter auf Kosten seines eigenen Blutes unsern Seelen erworben, wie sollte es nicht billig

seyn, daß wir ihm Liebe für Liebe erwiedern, und so gerne als freudig ihm zu Liebe den Leidenskelch austrinken?

„Bin ich nun auch von Trübsalen umrungen, so bleibt mir doch das hohe Glück, täglich den Sohn Gottes recht nahe bei mir zu haben und anzubeten, da er jeden Morgen schon vor Sonnenaufgang in meine arme Hütte herabsteigt, von dem Throne seines allmächtigen Vaters. Neuerdings wird er da geboren auf einem Altare von Bambusrohr, der so ärmlich ist, als die Krippe; einige Anamiten, so einfach und schlicht als die Hirten, bringen ihm ihre Huldigung dar; ihnen schließet sich ein armer Missionär an, der zwar kein König und auch kein Magier ist, aber dennoch aus weiter Ferne hergereiset kam, um das Opfer seines Lebens ihm zu Füßen zu legen, wann und auf was immer für eine Art es ihm gefällig ist. Gegen den Anfang der Fasten gedenke ich, meine Missionswanderungen vorzunehmen, wofern es mit uns nicht noch schlimmer gehen wird. Gegenwärtig beschäftige ich mich mit Erlernung der anamitischen (tonkinesischen) Schrift. Die HHrn. Missionäre aus Spanien, denen der östliche Theil von Tonkin angewiesen ist, scheinen es nicht besser zu haben als wir. Sie mögen dieß aus folgender Stelle eines Briefes abnehmen, den der Hochw. Hr. Delgado, Bischof von Mellipotamien und apostolischer Vikar jener Mission, unterm 23. Oktober 1833 an einen der Unsrigen erließ. „Mit vielem „Vergnügen, schreibt er, empfing ich Ihren liebenswürdigen „Brief in meiner gewöhnlichen Wohnung, in der der ich mich „bereits seit mehrern Monaten verborgen halten muß, wegen „der Gefahr, verrathen zu werden, die Tag und Nacht uns „droht. Nur die eingebornen Priester können einige Theile der „ihnen angewiesenen Bezirke besuchen; und auch dieß nur ins„geheim und mit möglichster Behutsamkeit und Klugheit. Uns „Europäern dagegen ist es in diesem Vikariate rein unmöglich, „den Schlupfwinkel zu verlassen, ohne der nächsten Gefahr, in „die Hände der Feinde zu gerathen, sich preiszugeben; denn „diese letztern, mehr noch durch Geldgier, als durch eigentlichen

„Haß der Religion getrieben, versuchen alles Mögliche und „dringen selbst in die innersten Gemächer der Häuser, um ir= „gend einen versteckten Europäer ergreifen zu können. Dann „mögen Sie sich die Freude und den Trost denken, den Ihr „Schreiben Ihrem alten und schon gebrechlichen Freunde ver= „ursachte, der, um größern Uebeln auszuweichen, sich freiwillig „in einen Kerker einschloß, und da, so gut er es vermag, die „Pflichten seines heiligen Amtes zu erfüllen trachtet, indeß er „mit ängstlicher Besorgniß dem Frieden und der Wiederherstel= „lung der Ruhe in diesem unglücklichen Lande entgegenharret „So lange aber Ungerechtigkeit darin das Szepter führt, wie „es eben jetzt geschieht, wird der Friede ewig nicht einkehren, „dieweil, nach des Herrn Wort, Unrecht die Völker ins Un= „glück stürzet."

„Alle diese Mühsale, all dieß Elend, das ich so eben un= vollkommen genug schilderte, ist gleichwohl noch nichts; was weit mehr zu beklagen und überaus traurig ist, das sind die häufigen Unfälle, welche der heiligen Religion zustoßen; Unfälle mit dem Gelde, wovon ich schon oft Beispiele anführte; Unfälle mit den Priestern: die einen sterben des natürlichen Todes da= hin, die andern verbluten unter dem Richtbeil. Ost=Tonkin verlor dieses Jahr mehrere inländische Priester. Cochinchina beweint den Tod eines vortrefflichen Missionärs, des Hrn. Mialon. In unserer Mission hat der Tod, außer Hrn Suat, meinem Reisegefährten, uns noch zwei oder drei inländische Prie= ster entrissen. Andere waren genöthigt, von ihren Pfarren zu fliehen und ihre Heerde der Wuth der Wölfe zu überlassen, weil keine Schlupfwinkel sicher genug waren, sie vor den lau= schenden Feinden zu bergen. Als Hr. Taberd sich in Co= chinchina nicht mehr halten konnte, zog er sich ins Königreich Siam zurück, was auch die HHrn. Cuenot und Vialle gethan haben. Hr. Regereau befindet sich in der Haupt= stadt von Cambodia, wo ihn der König sehr gütig soll auf= genommen haben. Endlich komme ich zu jenen, welche die Martyrer=Palme errungen haben. In unserer Mission haben

wir nur einen, den dieses glorreiche Loos traf, der ehrwürdige Peter Tuy, ein inländischer Priester der Provinz Xu-Nghe.

„Gedenken Sie meiner und unser aller in Ihren Gebeten und heiligen Opfern.

Retord, apostolischer Missionär.“

Cochinchina.

Seit Ausbruch der Verfolgung waren die Christen von Cochinchina ungleich mehr der Wuth der Verfolgung ausgesetzt, als ihre Bründer in Tonkin. Die schweren Prüfungen, mit denen Gott sie heimgesucht, haben noch keineswegs aufgehört, es scheint sogar, daß die Verfolgung neuen Zuwachs erhalten habe, da stets noch das Blut der Martyrer fließt. In einigen Gegenden kann nicht Geld genug aufgebracht werden, um die köstliche Gabe des Glaubens vor der Gefahr der Abschwörung zu retten. Gleichzeitig wüthet auch der Bürgerkrieg, während die angränzenden Siamesen den Umstand benutzen, um die Länder des Königs Minh-Menh zu verwüsten. Also einheimische und auswärtige Feinde hat dieser Fürst zu bekämpfen! Und dessen ungeachtet kann nichts ihn abhalten vom grausamen Geschäfte, seine christlichen Unterthanen zu verderben, ob sie gleich allerorts sich friedlich verhalten und keinen Theil an den Unternehmungen der Empörer haben wollen. Ihr Name reicht schon allein hin; der Haß, den man diesem Namen geschworen, erfand wieder neue Qualen und begeisterte die Verfolger zu einer bisher in diesen Ländern unerhörten Barbarei. Kaiser Diocletian, der grausame Christenverfolger des alten Roms, verordnete ehemals, daß an allen Straßen, Bädern, öffentlichen Plätzen und Gebäuden Götzenbilder errichtet würden, um die vorüberziehenden Christen zu abgöttischer Huldigung zu zwingen. Noch weiter ging in Cochin-

china der teuflische Sinn der Machthaber: statt der Götzenbilder, pflanzten sie an zahllosen Stellen das heilige Kreuzzeichen auf, oder legten es quer über die besuchtesten Straßen, um die Gläubigen zu zwingen, entweder demselben zu schmähen, oder auf selbes zu treten. In mehreren Orten werden die Christen mit Gewalt zu diesem ehrwürdigen Zeichen hingeschleppt, und da, unter wildem Gelächter höllischen Vergnügens, spottet man der Thränen und des Jammers der Unglücklichen, die äußerlich zu Handlungen gezwungen werden, die sie innerlich tausend Mal verabscheuen. Der Wohnungen der Christen wird eben so wenig geschont, als ihrer Personen. Hat man sie rein ausgeplündert, dann vollends zerstört und niedergerissen, so werden erst noch die Fundamente ausgegraben und durchgewühlt, und es fehlt nicht an einzelnen Verräthern, die die geheimen Stellen, wohin geflüchtetes Kirchengut verborgen wurde, um schnöden Gewinnes wegen angeben. Wie blutet dann das Herz der Treuen, wenn sie die Kelche und heiligen Gefäße in den Händen heidnischer Soldaten erblicken, und die Gewande der Priester vor ihren Augen zum Triumphe ihrer Verfolger dienen müssen! Selbst die Grabstätten der Christen sind vor der Wuth dieser Unmenschen nicht in Sicherheit; mit unerhörter Wildheit und Barbarei öffnen sie die Gräber, ziehen daraus die Gebeine der verstorbenen hervor, und zerschmettern diese christlichen Ueberreste mit einer Lust, wie sie nur die Hölle eingeben kann. Es thut hier wahrhaft Noth, dem Gefühle zu gebieten, das einen bei Erzählung solcher Abscheulichkeiten übernimmt; denn es ziemt dem Christen, daß er auch im tiefsten Schmerze nie die Einfalt und Gleichmuth seines Herzens verläugne. Zudem würden ja unsere Worte von geringem Gewichte seyn, wo die Thatsachen so laut sprechen. Groß sind die Trübsalen unserer Brüder in Cochinchina! Gott allein kennt ihr Maaß und Ziel! O bitten wir seine Barmherzigkeit, daß die Zeit des Friedens nicht lange mehr ausbleibe.

Es soll aber nicht bloß unser Gebet den Bedrängten Linderung verschaffen; ihre Noth erheischt auch werkthätige Unterstützung. Außer den beiden Reichstheilen leiden die katholischen

Priester an allem den größten Mangel, selbst an dem, was zur anständigen Feier der heiligen Geheimnisse unumgänglich nothwendig ist. Im Innern, wie viele Christen gibt es nicht, die in Kerkern eingeschlossen, aller Nahrung ermangeln und vor Hunger kümmerlich dahin sterben! Wie viele wiederum, die ohne Speise und Obdach, ferne von Haus und Heimath wie Geächtete herumwandern, aus Furcht, es möchte ihre Schwäche vor dem Angesichte der Gegner sie zur Abtrünnigkeit verleiten! So laßt uns ja nicht ermüden, mit milden Allmosen ihnen beizustehen; laßt uns die Ueberbliebsel dieser Heerde erhalten, damit der köstliche Keim des heiligen Glaubens in diesen Ländern durch unser Versäumniß nicht zu Grunde gehe. Eben dieser Keim kann ja später wieder hundertfältige Früchte hervorbringen; und wenn dann die Religion von neuem zu blühen anfängt, wie wird der Gedanke uns trösten, daß auch wir das Unsrige dazu beigetragen haben.

Schreiben des Hrn. Regereau, apostolischen Missionärs in Cochinchina, an die HHrn. Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen zu Paris.

Batthambang, 1. März 1834.

Hochverehrte Herren Mitbrüder!

„Seit unserer Flucht aus Cochinchina schrieb ich schon zwei Mal an Sie, weiß jedoch nicht, ob Sie meine Briefe auch wirklich erhalten haben; denn gegenwärtig ist es äußerst schwer, mit entferntern Ländern zu verkehren. Ich selbst erhielt, seitdem ich mich in Cambodia befinde, noch keine Nachrichten von unserm Hochw. Bischofe. Wir denken nun daran, wie wir unser Coellgium außer der Mission wieder einrichten können; allein es hält schwer, denn unsere Zöglinge können nicht mehr entfliehen, und wir dürften wahrscheinlich

viele unter ihnen verlieren. Voriges Jahr um die heilige Osterzeit befand ich mich zu Nam-Vang; die Umstände erlaubten es, daß wir, trotz der Verfolgung, dennoch die österlichen Ceremonien begehen konnten, die unsere armen Christen noch niemals gesehen hatten. Wie selig fühlten sich diese guten Leute dabei, und wie lebendig waren ihr Glaube, ihre Andacht! Am zweiten Sonntage nach Ostern taufte ich eine erwachsene Cambodierin, und wohlverstanden, ohne Erlaubniß der königlich cochinchinesischen Majestät, die derlei Unternehmungen vor ihren Augen nicht so glattweg hingehen ließe.

„Unter den Heiden sehen viele die Verfolgung, die wir zu erdulden haben, nur mit Betrübniß an; viele dagegen sind darüber voll Freuden und plagen die Christen auf jede Weise, um sich ihrer Güter zu bemächtigen. Dieser Partei gehören vorzüglich die gelehrten Mandarine an, denen der König meistentheils sein Zutrauen schenkt. Die Kriegsmandarine hingegen sind mit dieser Verfolgung fast allgemein unzufrieden, hüten sich aber, aus Furcht ihre Aemter zu verlieren, diese Unzufriedenheit öffentlich auszusprechen. Sey es aber hierin wie es wolle, der König wird auf jeden Fall seine Mandarine strafbar finden; denn zerstören sie die Kirchen nicht, aus Besorgniß, die Christen möchten sich dadurch veranlaßt finden, ihre Dörfer zu verlassen und das Land zu entvölkern, so sind sie vor dem König in Schuld verfallen; zerstören sie aber die Kirchen, und werden dadurch die Dörfer ihrer Bewohner beraubt, so sind sie wiederum schuldbar: die öffentlichen Arbeiten werden unterbrochen, mit Entrichtung der Abgaben hat es große Schwierigkeit, die Staatskasse, statt vorzuschlagen, mehret ihre Schulden aus Mangel an Einnahmen. Aus diesen Gründen hegen mehrere Mandarine nicht geringe Besorgniß wegen den Folgen der Christenverfolgung.

„Als der König sein Edikt gegen uns und sämmtliche Christen erließ, waren wir unser neun französische Missionäre, ein Franziskaner aus Italien und siebenzehn inländische Priester, die in Cochinchina das heilige Priesteramt versahen. Unser Collegium von Lai-Thin, das uns so große Kosten

verursacht hatte, zählte 15 Theologen, darunter einen Diakon, einen Subdiakon, zwei Minoristen und fünf Tonsuristen; überdieß befanden sich darin noch dreizehn Zöglinge, die Latein studirten. Nun, dieses schöne Collegium ist auseinander gesprengt! Die Mission zählte mehr denn 66,000 Christen, die in 200 Kirchen abgetheilt waren. Die einzelnen Gemeinden bestunden aus 50, 100 und wohl auch aus 1000 Personen. Wir hatten 10 Frauenklöster, und jedes Kloster war 20 bis 30 Personen stark. In Lai-Thin war bereits ein geräumiges Hospital zu Stande gekommen. Von allen Seiten her strömten die Heiden der Kirche zu und bereiteten sich, den alleinseligmachenden Glauben anzunehmen; besonders war dieß im Landtheile von Dong-Nai der Fall. Man dachte ernstlich daran, neue Klöster zu gründen, neue Christengemeinden zu errichten, neue Kinderschulen in den Dorfschaften einzuführen u. s. w. Aber sieh! während wir uns so schönen Hoffnungen hingaben, stürzte urplötzlich das Wildschwein aus seinem Gehäge hervor und vernichtete den Weinberg des Herrn! Im ersten Augenblicke des Schreckens griffen wir nur nach dem Nöthigsten, erst später verlegten wir dann unsere Bücher, Meßgewande und übrigen Kircheneffekten in die Häuser der Christen und sogar einiger Heiden. Diese Vorsicht war umsonst; alle unsere Habschaften sind ein Raub des Sturmes geworden. Der König, der diesen Sturm erregte, muß nun auch dafür büßen. Er hatte kaum dem Herrn des Himmels den Krieg angekündet, als sogleich die wilden Bewohner des Gebirgs das Feuer der Empörung wider ihn anfachten; nach ihnen empörten sich fast gleichzeitig die Tonkinesen, dann brach in dem Landtheile von Dong-Nai der Bürgerkrieg aus; endlich erscheinen nun auch noch die Siamesen und verwüsten das Land.

„Am 27. Mai 1833 erhielt ich einen Brief von Hrn. Marschand, der im Landtheile von Mat-Bac noch verborgen bleibt. „Ich bin der einzige, schreibt er, der hier noch „das Schlachtfeld im Hinterhalte behauptet. Ich bin fest ent„schlossen, nicht zu weichen von dem Theile der Heerde, den „der Bischof meiner Obsorge anvertrauet hat, und sollte man

„mir auch die Haut abziehen. Wie! ich sollte auch noch da=„von eilen, der einzige Europäer, der hier bei der Heerde un=„sers göttlichen Hirten noch verweilt, während die Schaafe den „Zähnen einer Menge von wüthenden Wölfen preisgegeben „sind? O tausend Mal lieber möchte ich das ganze Land „durchlaufen, um den Muth der Christen zu beleben und sie „im Glauben zu stärken. Man behauptet, daß der Bürger=„krieg in Tonkin große Verheerungen anrichte, und daß die „Rebellen schon mehrere wichtige Siege erfochten haben. Alles „wird aufgeboten, um dem Bischofe und den Missionären auf „die Spur zu kommen. Die Zauberer versichern aber die Man=„darine, daß es schlechtweg unmöglich sey, mich zu fangen. „Sie behaupten, ich sey allmächtig im Wunder wirken; ich „könne auf den Gewässern einher schreiten und sie theilen, hoch „in den Lüften fliegen, mich plötzlich unsichtbar machen, dem „großen Rathe insgeheim beiwohnen u. s. w. Ich würde an „gar kein Ende kommen, wollte ich Ihnen alle die Dummhei=„ten herzählen. Meine Gesundheit ist fortwährend gut; bitten „Sie Gott, daß seine Gnade mich nicht nur dem Leibe, son=„dern auch der Seele nach gesund erhalte, und seinen göttlichen „Willen mir zu erkennen gebe, damit ich als wackerer Streiter „Jesu Christi für seine Ehre kämpfen kann.“

„Am 9. November 1833 kam ein inländischer Priester mit drei Schülern nach Nam=Vang. Sie berichteten mir, es sey ein zweites Edikt vom König erlassen worden, worin der Befehl an die Mandarine ergehe, alle Christen festzunehmen; ich selbst sey darin als ein Flüchtling im Lande Nam=Vang bezeichnet. Auch solle man fleißig nach den cochinchinesischen Priestern forschen, die sich erfrechen, die christliche Religion noch ferners zu lehren; finde man gottesdienstliche Gegenstände, so solle alles den Flammen preisgegeben werden.

„Noch erfuhr ich die traurige Nachricht, daß in Chau=Doc ein Priester und ein Schüler, welche Briefe vom Hochw. Bischofe bei sich hatten, den Verfolgern in die Hände fielen. Mit ihnen wurden zugleich drei andere Personen verhaftet, denen das Schifflein, auf dem sie gefahren, angehörte. Der

Mandarin bemächtigte sich sogleich aller Briefe, und zog diese Personen vors Verhör, den Block am Halse. Man hatte schon über 300 Ligaturen Geldes ausgegeben, um ihre Loslassung zu erhalten. Ich schrieb dem Christenlehrer des Landes, er solle alles aufbieten, um sie zu befreien und die Briefe des Bischofes wieder loskaufen, koste es auch was es wolle. Nun weiß ich nicht, ob die Mandarine sie um Geld wirklich entlassen haben, oder ob sie entweichen konnten, als die Siamesen die Stadt Chau-Doc einnahmen. Gar leicht konnten sie auch bei dieser Gelegenheit ein Opfer der Grausamkeit geworden seyn; denn Gott weiß, wie viele Chinesen und Christen seit dem Ausbruche der Revolution ums Leben kamen, und wie viele, die vormals im Ueberfluß lebten, nun alles verloren haben, und gegenwärtig in Hunger und Elend verschmachten.

„Ich weiß eben so wenig, was aus unsern inländischen Priestern, unsern Schülern und den Schwestern vom heiligen Kreuze geworden ist; ich weiß nur, daß der Großmandarin von Chau-Doc als grausamer Tyrann gehandelt hat, indem er die armen Christen mit Ruthenstreichen zerreißen ließ, ihnen jede Art Nahrung versagte, sie Tag und Nacht ohne Obdach an freier, kalter Luft zu stehen zwang und ungeheure Halsblöcke machen ließ, wovon ein einziger von 7 bis 8 Personen getragen werden mußte. Allen diesen Plagen fügte er noch die bittersten Spöttereien gegen die Bekenner bei, und stieß sogar Lästerungen wider unsern Herrn Jesum Christum und seine heilige Religion aus. Mehrere dieser Bekenner starben als Martyrer; ihre Zahl ist mir jedoch nicht bekannt. Einige schlechte Christen fielen vom Glauben ab, um der Peinigung zu entgehen; andere, nachdem sie die Peinen mehrere Tage hindurch standhaft ausgehalten hatten, erlagen endlich dem Schmerz; nun vergießen sie bittere Thränen und wehklagen, weil sie ein so schlechtes Beispiel gegeben. Ich erließ an diese Christen ein Rundschreiben, um den gesunkenen Glauben in den Abtrünnigen wieder zu beleben, die Schwachen zu stärken und alle zu beschwören, sich ja nie der Verzweiflung zu überlassen, sondern fest auf Gottes Gnade und Beistand zu vertrauen.

„Am 1. Januar Abends um sieben Uhr wurde plötzlich Lärm geschlagen; die Schreckenskunde kam, daß die Siamesen mit Macht gegen Nam=Vang herrückten, und daß sich retten solle, wem das Leben noch theuer sey. In einem Augenblicke verbreitete sich die Nachricht ihrer Annäherung nach allen Seiten hin. Alles entsetzte sich; man floh links und rechts, haschte nur nach dem Nothwendigsten und ließ das Uebrige, Haus, Hof und Habseligkeiten, im Stiche, um sich so schnell als möglich auf die Fahrzeuge zu retten. Gleichzeitig kam die Nachricht, der König von Cambodia (abhängig von Cochinchina) sey auf der Flucht nach Chau=Doc begriffen, und da wollte Jedermann ihm nachziehen. Ich entschloß mich aber, in Nam=Vang zurück zu bleiben, weil ich wußte, daß die Siamesen die europäischen Missionäre nicht verfolgen; allein, da sämmtliche Christen, aus Furcht vor Beraubung und Einäscherung ihrer Häuser die Flucht ergriffen, entschloß ich mich endlich selber, mit dem cochinchinesischen Priester und meinem Schüler ein Fahrzeug zu besteigen und von hinnen zu ziehen. Aber, wie der liebe Gott sich da meiner erbarmte! Kaum hatte ich ein Fahrzeug bestiegen, so verschwand mir, wie weggeblasene, ein Geschwulst an beiden Füßen, woran ich bereits seit zwei Monaten zu leiden hatte, ohne daß irgend ein Heilmittel mir die geringste Linderung verschaffen konnte. Ein Blutfluß, der mir seit meiner Ankunft in Nam=Vang sehr beschwerlich gewesen war, ließ ebenfalls um vieles nach; und von dort an hat sich, Gott sey Dank! meine Gesundheit merklich gebessert.

„Wir hatten uns etwas verspätet und konnten die Fahrzeuge des Königs von Cambodia nicht mehr einholen; wir hielten daher inne, als wir einen kleinen Seitenfluß in der Nähe von Chau=Doc erreicht hatten; es waren ihrer zehn Fahrzeuge, alle mit lauter Christen besetzt. Am 9. Januar Morgens hörten wir den Kanonendonner der Siamesen, welche Chau=Doc belagerten; nach dreimal wiederholtem Sturme wurde die Stadt von ihnen eingenommen und in Brand gesteckt. Am 11. Januar erfuhren wir, die Siamesen hätten

sich, nach der Einnahme von Nam=Vang, aller Schätze des Königs, der Mandarine und der Bürgerschaft bemächtiget, um selbe vorerst nach Batthambang, dann später nach Siam zu transportiren. In der Nacht vom 11. zum 12. bemerkten die Untermandarine eines in der Nähe unsers Flusses gelegenen Dorfes mehrere unserer Cochinchinesen. Zweifelnd, ob sie Christen wären oder Heiden, wollten sie uns sämmtlich als Christen niederhauen, wahrscheinlich damit sie dann desto leichter unserer Fahrzeuge und Habseligkeiten sich bemächtigen könnten. Allein Gott vereitelte den Mordanschlag; einer unter ihnen beredete die übrigen, bis Tagesanbruch zu warten, um uns dann als Gefangene den Siamesen in Chau=Doc zu überliefern. Als am Morgen die Christen erfuhren, in welch großer Gefahr wir die Nacht geschwebt hatten, drangen sie in mich, freiwillig vor den Mandarinen zu erscheinen. Ich zog mein priesterliches Gewand an, erschien vor ihnen und wurde wieder Erwartung sehr höflich aufgenommen; ich bezeugte, daß die Cochinchinesen, die mir folgten, Christen wären, die von allen Seiten her die Flucht ergriffen hätten, und daß von ihnen nichts zu besorgen sey; was mich beträfe, könnten sie mich, wenn sie wollten, dem siamesischen Großmandarin überliefern, da keinerlei Furcht mich ängstige. Meine Anfrage veranlaßte einigen Wortwechsel, der damit endigte, daß man von uns eine Summe Geldes forderte, eines unserer Fahrzeuge in Beschlag nahm und den Befehl ertheilte, uns zurück zu ziehen. Sofort fuhren wir drei Tage flußaufwärts; am Schlusse derselben erreichten wir einen Mautposten, welchen Chinesen und Cambodier bewachten. Hier untersuchte man unsere Schiffe, um zu sehen, ob wir Waffenvorräthe mit uns führten; als nichts dergleichen vorhanden war, hieß man uns weiter ziehen. Diese Art herumzufahren behagte uns keineswegs; wir merkten gar bald, daß die Lebensmittel bereits abgingen und wußten nicht, was noch aus uns werden sollte. Da erschien aber ein Mandarin, der uns versicherte, daß er den Befehl habe, das flüchtige Volk von Nam=Vang zurück zu rufen, und daß wir ihm deßhalb in aller Sicherheit dahin

folgen könnten. Er hatte auch bereits über dreißig Fahrzeuge um sich versammelt, diesen schlossen nun auch wir uns an. Ein christlicher Arzt von Batthambang, welcher den Mandarinen nach Nam-Vang gefolgt war, eilte voran, um unsere Ankunft anzumelden; allein schnell war er wieder zurück, mit der unangenehmen Nachricht, daß die Mandarine befohlen hätten, die zwei Priester und die cochinchinesischen Christen sollten nach Batthambang ziehen. Wir mußten gehorchen. Nur die Cambodier durften in Nam-Vang zurückbleiben. Weinend und schluchzend nahmen die armen Christen von Nam-Vang von mir Abschied; tief betrübte sie der Gedanke, daß wir uns vielleicht nicht wieder sehen würden. Sie versahen mich mit Reis, gedörrten Früchten und Fischen, um die Reise fortsetzen zu können, die nun wirklich gut von statten ging. Als wir in der Nähe von Batthambang waren, kam uns ein Fahrzeug mit Christen entgegen. Am 18. Februar besuchte ich den Großmandarin der Stadt, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, bei der Kirche der cochinchinesischen Christen, deren sich hier ungefähr fünfzig aufhalten, wohnen zu dürfen. Er gewährte mir die Bitte, ohne etwas zu verlangen; ich hätte ihm auch wirklich nichts geben können, da ich von allem entblößt war. Die Kirche befand sich in einem höchst elenden Zustande; ich ließ sogleich Hand ans Werk legen, um sie auszubessern. Zwei Hütten wurden dann in der Eile erbaut, und zwar angelehnt an beiden Seiten der Kirche. Hier nun, in dem armen Kirchlein, versammelten wir uns nun und sangen mit inniger Rührung das „Herr Gott! dich loben wir," zur Danksagung, daß der Herr uns aus so vielen Gefahren errettet hatte.

„Die Christen dieses Ortes waren schon über die sechs Jahre nicht mehr besucht worden, und seit vierzig Jahren hatten sie keinen französischen Missionär mehr gesehen. Sie besitzen ein kleines Frauenkloster, die älteste Anstalt dieser Art in ganz Cochinchina, die aber nicht mehr lange fortbestehen kann, da nur noch drei sehr bejahrte Klosterfrauen darin beisammen sind.

„Am 25. Februar kamen mehrere Christen, die zum Kampfe nach Cochinchina gezogen waren, gesund und wohlbehalten wieder hieher zurück. Sie hatten mit den Siamesen gefochten, und sonderbar ists, daß unter allen Christen, die zur siamesischen Armee gehörten, auch nicht ein einziger auf dem Schlachtfelde umkam, während die Heiden in sehr großer Anzahl ihr Leben verloren. Unter andern zog auch ein Fahrzeug aus, worauf sieben Personen fuhren, zwei Christen und fünf Heiden; die Heiden wurden sämmtlich getödtet, während den zwei Christen auch kein Haar gekrümmt wurde. So gefällt es dem lieben Gott, hin und wieder Beweise ganz besondern Schutzes an denen, die ihm dienen, zu offenbaren.

„Gegenwärtig sind die Siamesen im Rückmarsche begriffen; da sie zur Räumung von Chau-Doc gezwungen wurden, setzten sie auf ihrer Flucht Nam-Vang in Brand. Ich weiß nicht, wie lange wir noch hier verweilen werden; denn bald droht man uns mit Einsperrung in dem festen Schlosse der Stadt, wo entweder der Hunger oder die Pest uns hinraffen wird; bald spricht man davon, uns zu Fuß nach Bang-Kok ziehen zu lassen; es ist dieß eine Reise von wenigstens einem Monate, dabei so beschwerlich, daß mehrere aus Durst oder Ermattung sterben, ehe sie das Ziel erreicht haben. Indessen folgen die Cochinchinesen den Siamesen auf der Ferse nach; sollten sie bis hieher gelangen, so ist es aus mit mir und meinen armen Christen. Der heiligste Wille Gottes möge an uns in Erfüllung gehen, treffe uns auch ein noch so bitteres Loos!

F. Regereau, apostolischer Missionär.

Schreiben des Hochw. Hrn. Taberd, Bischof von Isauropolis und apostolischer Vikar von Cochinchina, an Hrn. Lyonnet, Domherrn in Lyon.

Syncapour, 15. Juli 1834.

Mein vielgeliebter Vetter!

„Im Augenblick meiner Abreise von Bang-Kok, erhielt ich von einem meiner in Cochinchina gebliebenen Schüler ein langes Schreiben, das mir eine Uebersicht von dem gibt, was seit meiner Entfernung von dort in meiner Mission vorging. Ich will mich dieses Briefes als eines sehr glaubwürdigen Aktenstückes bedienen, um Ihnen die unglücklichen Ereignisse, die in Nieder-Cochinchina, sonst auch Sai-Gon genannt, vorfielen, zu berichten. Diesen werde ich einige kleine Umstände, die ich von andern Augen- und Ohrenzeugen vernahm, beifügen.

Aus der Gemeinde Batthambang im Königreich Cambodia, den 6. März 1834.

Mein Herr und Hochwürdigster Bischof!

„Seit Ihrer Abreise aus der Christengemeinde von Tinghe, am Abend des 19. Februars 1833, vernahmen die Christen des Collegiums nichts mehr bis zum 22. Februar, dem zweiten Tage des neuen Jahres. Schrecken ergriff damals die Katecheten und alle Christen; die einen flohen von dieser, die andern von der andern Seite; einige verbargen sich und mehrere verloren ihre Habe. Ich meinestheils ging mit meinem Mitschüler How hinab in die Christengemeinde von Thu-Due, und überließ das Collegium dem alten Vorsteher Huan, einem ehemaligen Schüler des Hrn. Adran. Der erste Katechet, der, wie Sie wissen, im Glauben fest ist, ahmte die übrigen nicht nach; er blieb in seinem Hause und sprach: „Es geschehe der heilige Wille Gottes; wo mein Bischof

ist, weiß ich nicht; soll ich aber seinetwegen den Tod erdulden, nun so will ich ihn standhaft erdulden.“ Xugine, der zweite Katechet, stieg zu Pferd und ritt eine Tagreise weit; da bedachte er, wie einerseits Weib und Kinder, wofern er sie verlasse, unglücklich würden, anderseits, wie er sie der Gefahr des Hungertodes in den Wäldern aussetzen würde, wenn er sie mitnähme; und er sprach zu sich selbst: „Besser ists, ich sterbe allein und rette das Leben der Meinigen.“ Voll dieses Gedankens, kehrte er alsobald nach Hause. Dort angekommen, sann er sogleich auf Mittel, sich mit dem Ortsvorsteher zu verständigen, um von dem Vorstand der Provinz jenen Brief wieder zu erhalten, wodurch er sich für Sie verbürgt hatte. [*) Ich hatte solches nie von ihm verlangt.] Dieß gelang ihm, indem er dem dritten Mandarin der Provinz hundert Ligaturen gab. Als der erste Präfekt des Kreises Ihre Flucht vernahm, ließ er den Ortsvorsteher rufen, bedachte ihn mit einigen Stockstreichen und fragte ihn, wo Sie seyen? Dieser entgegnete: „Das weiß ich nicht, weil ich eben an dem Tage, an dem der Bischof Sie besucht hatte, mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt war; und als er von euch zurück kehrte, blieb ich noch hier und konnte nicht sogleich in mein Dorf zurück gehen; also weiß ich nicht, wie es mit ihm ergangen ist.“ Der Präfekt befahl ihm, Sie zu verfolgen, und beorderte zwei andere Kriegsmandarine nach den verschiedenen Gegenden des großen Stromes, um Sie zu packen. Die zwei Mandarine, die Sie verfolgen sollten, kamen bis nach Cancao. Sie hatten Ihr Signalement bei sich und mußten die Mandarine der verschiedenen Bezirke ersuchen, es allerorts in ihren Gebietstheilen kund zu machen.

„Folgendes ist der Inhalt jenes Schreibens: „Der Verwalter der Provinz Cancao, zufolge erhaltenen Befehls von

---

*) Die mit solchen [] Klammern eingeschlossenen Sätzchen sind Bemerkungen, die der Bischof von Isauropolis dem Berichte seines Schülers beifügt.

dem Vorsteher des Bezirkstheiles von An-Giang (dem stillen Flusse), welcher seinerseits diesen Befehl vom Statthalter der Provinz Bien-Hoa erhielt, thut allen seinen Unterbeamten kund, daß der europäische Meister, Phu-Hoa-Nhon, (groß und immer mild *), der in der Provinz Bien-Hoa, im Distrikt Binti-An und im Dorfe Binh-Nhan wohnte, in die königliche Provinz berufen ist, um dort europäische Briefe zu übersetzen. Der Präfekt von Bien-Hoa berief ihn in seine Amtswohnung, um ihm dieß kund zu thun, allein dieser Meister ergriff die Flucht am letzten Tag des zwölften Mondes (19. Hornung 1833). Sorgfältig ließ ihn der Präfekt in seinem Gebiete aufsuchen, konnte ihn aber nicht entdecken. Demnach ersucht er die Vorsteher der verschiedenen Bezirke, ihn allerorten in ihrem Gebiete aufsuchen zu lassen und ihn alsobald, sie mögen denselben nun finden oder nicht, darüber zu benachrichtigen. Aufmerksam soll man demnach das diesem Briefe angefügte Signalement jenes Meisters untersuchen. Begegnet ihm jemand und vermag ihn allein nicht zu packen, so soll er alsobald die Mandarine davon in Kenntniß setzen. Hat sich jener Meister in irgend einem heidnischen Hause verborgen, so soll dieß Haus das Signalement vergleichen, und mit List versuchen, ihn aufzufangen und der Behörde zu überliefern. Sollte man sich nicht bemühen, ihn festzuhalten, und gelingt es den Spähern der Regierung, ihn zu fangen, so sollen, wo und in welchem Hause es immer geschehe, alle Bewohner desselben eines schweren Vergehens schuldig erkannt werden.

„Signalement des Meisters Phu-Hoa-Nhon: alt 40 Jahre, besetzt, mittlerer Statur, Nase groß; versteht und spricht die Landessprache; doch bemerkt man noch etwas den Accent des Ausländers. Im 14. Jahre der Herrschaft des Kaisers Minh-Menh, den dritten Tag des zweiten Mondes (oder zweiten Mond-Monats).“

---

*) So nennen die Cochinchinesen den Bischof Taberd.

„Sobald Ihr Signalement ausgefertigt war, hielt es, wegen der Strenge der Zollbeamten, sehr schwer zu reisen. Die Oberkatecheten von Sai=Gon standen zusammen, in der Furcht, man möchte sie wegen Ihrer Abreise hernehmen, und entlehnten zwanzig Silberpfund (etwa 1700 Franken), um nöthigenfalls etwas bei Handen zu haben, den Mandarinen, wenn sie einen Untersuch verlangen wollten, den Mund zu stopfen. Zum Glück für uns alle schwieg der Commandant oder Oberfeldherr der Division einige Tage. Während dieser Zeit wagte es der Vorstand von Bien=Hoa nicht recht, die Christen zu beunruhigen, denn schon ergriffen mehrere die Flucht und verließen ihre Häuser; der Vorstand aber befürchtete, sich vor den Augen Sr. Majestät eines Vergehens schuldig zu machen *). Ich meinerseits zog mich in die Christengemeinde von Cho=Gnan zurück, um dort mit meinen Mitschülern auf Mittel zu sinnen, unserer Gemeinde in etwas behülflich zu seyn. Den 25. Hornung sandte der Divisions=Commandant jemand ab, Sie einzuladen, ihn zu besuchen, und sich mit ihm zu unterhalten. Den 28. berief der Präsident des Criminalgerichts auch einen Katecheten vor sich und befragte ihn um Ihren Aufenthaltsort. Er antwortete: „Ich vernahm, der Großmeister habe dem Präfekt des Departements einen Besuch abgestattet.“ Darauf beauftragte ihn der Präsident, hinzugehen, Sie aufzusuchen und ihm genaue Antwort zu bringen, damit er den Divisions=Commandanten darüber berichten könne. Zwei Tage nachher kehrte der Katechet zu diesem Mandarin zurück und zeigte ihm an, er habe Sie nicht gefunden; alsogleich geht dieser zum Commandanten, und bringt ihm die Neuigkeit, man habe Sie nicht gefunden. Der Präfekt war in großer Verlegenheit; alsobald sandte er Soldaten mit Ihrem Signalement aus, um sie leichter aufzufangen. Die Verfolgung ward die ersten Monate in den zwei Provinzen von Sai=Gou nicht gar strenge betrieben, wohl aber in jenen von Bong=Ho und

---

*) Wegen Verminderung der Bevölkerung seiner Provinz.

Mitho, wo die Mandarine viel Grausames verübten. Sie wissen, wie der Hochw. P. Odoriko, ein Italiener, und P. Dieu, ein eingeborner Priester, in Long=Ho eingesperrt wurden. P. Odoriko wurde den 26. Mai nach Hue geführt. P. Dieu erkrankte, da gaben die Christen von Cai=Nhan und aus der Umgegend den Mandarinen 13 Silberpfunde und bewirkten so seine Loslassung. Sie werden später sehen, wie dieser Präfekt von Long=Ho, den man für einen abtrünnigen Christen hält, und der den Christen so viel Leides zufügte, bald seinen Lohn empfängt. Die Mandarine von Sai=Gon und Bien-Hoa wollten, aus Furcht vor Volksunruhen, die Verfolgung nur gelinde und allmählig vornehmen und alle Behutsamkeit anwenden, so daß diese zwei Provinzen noch nicht im Einklang mit den meisten übrigen handelten. König Minh=Menh schrieb daher dem Commandanten dieser Division einen Brief voller Vorwürfe. Sofort wurde, um dem Befehle des Königs Folge zu leisten, beschlossen, in Verfolgung der Christen weit mehr Eifer zu zeigen. Es wurde den 6. oder 7. Juli bestimmt nun angefangen, größere Strenge gegen uns auszuüben; aber noch sollten vorher einige Hinrichtungen vorgehen. Den 6. Juli sollten Offiziere des Großmandarins Ta=Quan enthauptet werden. Schon hatte der Gerichtspräsident die königliche Sentenz erhalten; da er nun wußte, daß sehr wahrscheinlich eine Empörung vorbereitet war, so hatte er einem der Verurtheilten gesagt: Morgens werde er den Kopf verlieren, wenn er demnach noch etwas vorhätte, so sollte er sich beeilen. Dieser Offizier, Namens Khoi — ich werde ihn aber fortan Ngnon=Soai (Oberhaupt der Armee) benennen — verband sich in der Nacht vom 5. zum 6. Juli mit 30 Mitverschwornen; sie sprengen zusammen die Kerkerthore, hauen die zwei ersten Mandarine nieder, bemächtigen sich dann der Stadtthore und machen sich zu Herren der Stadt. Der größte Theil der Garnison unterwarf sich ihnen; die, welche ihnen nicht anhangen wollten, ließen sie entweichen. In wenigen Stunden vermehrte sich ihr Anhang, und sie eroberten in kurzer Zeit sieben Bezirke der Provinz. Erst seit zwei Tagen war

die Revolution ausgebrochen und schon frohlockte alles Volk, von der Tyrannei des Königs Minh=Menh befreit zu seyn. Der Ngnon=Soai ernannte alle Hauptleute des Heeres und andere große Würdenträger; worauf sie sich gegenseitig Feste gaben und den Eid der Treue ablegten. Zugleich erließ er eine Proklamation, um das Volk zu den Waffen zu rufen; den ersten Präfekt von Long=Ho, den man ergriffen hatte, verurtheilte er zum Tode und den Christen gestattete er freie Ausübung ihrer Religion. So begannen diese wieder aufzuathmen; allein es war nur für sehr kurze Zeit; denn etwa zwei Monate später bewirkte ein Hauptmann des Ngnon=Soai, der sechs Tagreisen von der Stadt bei der Armee war, eine Gegenrevolution. Und nun ist es mir unmöglich, Ihnen, mein Hochw. Hr. Bischof! die unendlichen Uebel, die diese Provinz seitdem verwüsten und besonders auf den Christen lasten, zu schildern. In Grausamkeit und Haß gegen sie zeichnet sich vor allen andern der Mandarin des Kriminalgerichts von Chau=Doc aus; er wendet alle Qualen an, um sie zum Abfalle zu zwingen; er erfand eine neue, barbarische Art, den Halsblock anzuwenden; anstatt jedem einen besondern aufzuladen, ließ er deren lange wie Leitern machen, welche er dann sieben bis acht Personen, kleinen und großen, zugleich auf den Hals ladet, um sie in beständiger Qual zu erhalten. Zuweilen läßt er Kreuze, Bilder, Schaumünzen u. s. w. auf die Erde legen, und nöthigt dann die Christen, darauf zu treten; thun sie es nicht, so befiehlt er seinen Häschern, jenen langen Halsblock darüber zu schleppen; wohl widerstreben die Christen, um jene verehrungswürdigen Gegenstände nicht zu betreten, aber man schleppt sie gewaltsam darüber und erhebt großes Freudengeschrei, wenn man sie Thränen des Schmerzens vergießen sieht.

„Wollte Gott, es wären alle fest im Glauben geblieben! Doch ich muß gestehen, daß nur zu viele abtrünnig wurden; die Gewalt der Qualen brachte viele zum Falle.“ [Ich bin überzeugt, daß sie nur mit dem Munde den Glauben verläugneten, indessen Thränen ihr Auge, Schmerz ihre Brust erfüllte, was aber dessen ungeachtet ein schweres Vergehen ist.]

Hier endet nun der Bericht an den Hochw. Hrn. Bischof von Isauropolis. Dieser fährt also fort: „Gott sey gepriesen! Meine Mission hatte Blutzeugen; ohne hier meines theuern Provikars, Hrn. Isidor Gagelins, zu erwähnen, der die Marterpalme den 16. Oktober 1833 erhielt, und der mit Lobgesängen und Hymnen zum Todesplatze ging; dort wurde er erdrosselt und schwebte hinüber ins bessere Leben. Hr. Jaccard .... *).

„Ich vernahm, daß in der Provinz Sai=Gon achtzehn Personen um des Glaubens willen den Tod erlitten; die verschiedenen Umstände ihres Todes sind mir nicht genugsam bekannt, um weitläufig darüber sprechen zu können. Erst wenn die Missionäre wieder dorthin kehren können, wird man sichere und ausführliche Nachrichten erhalten. Auch zweifle ich nicht an dem Tode vieler andern Christen in den verschiedenen Provinzen, doch erhielt ich aus jenen Gegenden seit achtzehn Monaten keine Nachricht mehr. Alles was ich weiß ist, daß in einem und demselben Jahre zwei Revolutionen in Tonkin und eine in Nieder=Cochinchina, einige Monate nach der Ankunft der Siamesen, die gekommen waren, die Küste und einen Bezirk von Cancao zu plündern, vorfielen. Bevor ich erzähle, was sich auf den siamesischen Krieg oder vielmehr Raubzug bezieht, will ich einige dahinschlagende Umstände erwähnen. Schon waren neun Monate seit meiner Ankunft im Hafen von Chantabon verflossen, und noch wollte ich nicht nach Bang=Kok, wohin mich der König berief, gehen; ich hatte Vorwände gefunden, mich dieser Reise zu entheben, weil ich wohl wußte, man verlange meine Gegenwart nur, um mich über Cochinchina zu befragen, wonach ich eben nicht sehr lüstern war.

---

*) Hier findet sich in der Handschrift des Hrn. Taberd eine Lücke, deren Grund wir nicht auffinden konnten, die uns aber in grausamer Ungewißheit über das Loos des Hrn. Jaccard läßt.

„Endlich lud mich im November der Bischof von Sozopolis, der krank lag und den ich zu sprechen wünschte, ein, nach Bang-Kok zu kommen, und ich merkte, ohne es mir selbst offen zu gestehen, daß er meine Gegenwart wünschte, um die Weihe seines Coadjutors, den er selbst nicht weihen konnte, vorzunehmen. Ich nahm mir vor, bald in meine Einsamkeit von Chantabon zurück zu kehren; vernahm aber damals, daß sich Siam zum Kriege gegen Cochinchina rüste. Der Barkalon oder erste Minister war schamlos genug, mir den Vorschlag zu machen, mit ihnen nach Cochinchina zu ziehen, um die Christen zu trösten, d. h. um zu ihrer Gefangennehmung behülflich zu seyn. Er beharrte darauf; ich antwortete auf alles, und sagte ihm, ein Bischof dürfe sich nicht in Kriege mischen, sondern müsse den Herrn bitten, daß er allen Reichen den Frieden schenke; übrigens sey ich der Vater meiner Christen und wolle nicht ihr Henker werden *). Der Minister war nicht zufrieden; meinetwegen! Ich sagte ihm hierauf: „Da ihr nach Cochinchina zieht, so ist es für mich unschicklich, hier zu bleiben; die Heiden möchten sagen: der Bischof von Cochinchina ist hingegangen, das siamesische Heer zu seiner Rache aufzusuchen. Demnach verlange ich das Reich zu verlassen.“ Er entgegnete: „Daran wird man euch nicht hindern, doch bedarf es vorläufig der Erlaubniß des Königs.“ Einer Erlaubniß, die niemand nachsuchen wollte, weil es im Rathe seiner Majestät entschieden war, man sollte mich bis zum Ende des Krieges gefangen zurückhalten; denn da sie mich nicht bereden konnten, in ihre Absichten, rücksichtlich des Krieges gegen Cochinchina, einzugehen, wollten sie sich wenigstens meines Namens bedienen, ihr Unternehmen zu erleichtern; und dieß thaten sie auch. Schon war mein Schmerz

---

*) Wäre Hr. Taberd mit der siamesischen Armee nach Cochinchina gezogen, welch neuen Vorwand hätte König Minh-Menh gefunden, die Christen mehr als je zu verfolgen.

groß, allein seitdem ist er nur gewachsen. Es geschehe der heilige Wille Gottes! Möchte ich wenigstens auf verdienstliche Weise, sowohl zur Sühne für meine als für meines Volkes Vergehen, leiden und gelitten haben! Der König von Siam, so sagt man, hatte einigen Anlaß zu Beschwerden gegen den König von Cochinchina, und der von Cochinchina wird wohl auch solche gegen den König von Siam gehabt haben; der wahre Grund des Zuges an die Küsten von Cochinchina war aber, mit einem Wort, die Lust zu plündern und nach Sitte der Siamesen das Land zu verheeren. Sie wußten, eine Revolution sey in jenem Lande ausgebrochen, das gab ihnen Hoffnuug auf einen günstigen Augenblick, um nach Willkühr plündern zu können. In den ersten Tagen des Dezembers zog die Armee, etwa 30,000 Mann stark, aus dem Hafen; bei 40,000 nahmen den Weg zu Land über Cambodia. Beide Armeen sollten sich unterhalb Colompe bei Chau-Doc vereinigen. Dieß geschah auch. Zu Anfang Januars kam die Armee im Hafen von Cancao oder Bien-Ha-Tien an.

„Die Vestung war unbewacht; die Empörer hatten die Stücke weggenommen, und die wenigen Soldaten, die sich dort vorfanden, nahmen, als sie sich durch die Menge übermannt sahen, die Flucht. So war den Siamesen unschwer, diesen ersten Sieg zu gewinnen; sie gewannen sogar einen zweiten, der aber ihr letzter war.

„Von Cancao stiegen die Siamesen nach Chau-Doc; dort vereinigten sich beide Heere. Als sich die Cochinchinesen, die nur 2 bis 300 Mann zählten, von 70,000 Mann (oder Räubern) angefallen sahen, überließen sie ihnen den Platz, um Verstärkung zu suchen. Im Uebermaaß der Freude ergötzten sich die Siamesen damit, alles was sie antrafen zu plündern oder in Brand zu stecken

„Die Cochinchinesen, die nicht Zeit zur Flucht gefunden hatten und selbst die, welche sich in den nahen Wäldern verborgen hatten, fielen ihnen in die Hände. Sie hieben der Männer viele nieder, Weiber und Kinder aber behielten sie,

ihrer Gewohnheit nach, für sich. Indessen verschanzten sich, eine Tagreise von dort, die Cochinchinesen, 2000 an der Zahl, und bereiteten sich zum Empfange des siamesischen Heeres. Dieses rückte bis Vam-Nau vor, wo der Kampf begann. Die Siamesen hielten sich in achtungsvoller Entfernung, ihre Kugeln erreichten die Cochinchinesen nicht; indessen diese die Siamesen zu Hunderten wegrafften. Aber einer List bedienten sich die Cochinchinesen, die ihnen auch trefflich gelang. Die Heiden glauben nämlich, sie können durch Zauberkünste verhindern, daß die Kugeln aus den Kanonen fahren. Wirklich hatten die Siamesen einige Talapoinen und Zauberer bei sich, die ihnen versprochen hatten, dieß zu bewirken, und die durch ihre Zaubersprüche die Mündungen aller Kanonen verstopfen sollten. Die Cochinchinesen bestätigten sie listigerweise, wahrscheinlich ohne Argwohn zu erregen, in dieser angenehmen Hoffnung. Sie schütteten mehrmals etwas Pulver auf ihre Kanonen und zündeten es an. Es war Nacht; die Siamesen sahen das Zündpulver aufblitzen, meinten die Kanonen seyen losgebrannt, die Kugeln aber blieben zurück. Wohlan, die Kanonen sind verstopft! schrien sie, und alsobald eilen und drängen sie zum Angriff; die Cochinchinesen empfangen sie aber mit einem so wohl unterhaltenen Feuer, daß sie ihnen in kurzer Zeit bei 10,000 Mann tödten. Dieser heiße Willkomm bewog die Siamesen, auf dem Wege, den sie hergekommen waren, zurück zu kehren, mit dem Unterschiede, daß sie noch etwas schneller zurück kehrten, als sie gekommen waren.

„Ich muß gestehen, daß mir das siamesische Heer, oder vielmehr die Vorsehung, die sich desselben bediente, einen guten Dienst leistete. Im September 1833 schickte ich einen meiner Schüler mit Briefen und Calendern, sowohl für die Priester als für die Christen, ab; ich übergab ihm auch meine Schlüssel, um meine Effekten zu holen, und schrieb an mehrere Katecheten, sie zu bitten, dem Ueberbringer die verlangten Gegenstände einzuhändigen. Dieser Schüler, Namens Paul Thang, bestieg ein chinesisches Schiff und kam glücklich

im Hafen von Cancao an; von dort schrieb er mir und berichtete die Unruhen, die in Cochinchina ausgebrocheu waren. Er wollte seine Reise auf einem cochinchinesischen Schiffe, in welchem Christen waren, fortsetzen. In Chau-Doc angekommen, wurde er auf folgende Weise ergriffen: Schon war das Schiff, in dem er sich befand, bei dem Grenzzoll vorüber; er hielt mit seinen Reisegefährten still, um zu speisen, als ein Heide eine der christlichen Frauen, gegen die er Feindschaft hegte, erkannte; alsobald lief dieser zum Zollbeamten hin, ihm anzuzeigen, die Barke, die in ihrer Nähe sey, führe Christen, sie möchten hingehen, sie sorgfältig zu untersuchen. Die Zollbeamten gingen demnach von neuem hin, und durchsuchten das Schiff mit aller möglichen Strenge und Genauigkeit; in einem Brodkorb fanden sie ein Päckchen mit Schlüsseln, die Briefe aber und die Calender in einem Bambusrohr. Das war für sie ein vortrefflicher Fund. Als Paul Thang sich in großer Verlegenheit und in der Gefahr sah, dem Präfekten der Provinz, einem nach dem Blute der Christen dürstenden Manne, ausgeliefert zu werden, bot er ihnen 2 bis 300 Ligaturen, wenn sie ihn los lassen und schweigen wollten. Die Zollbeamten, die ihn früher für 20 bis 30 Ligaturen losgelassen hätten, waren dießmal, aus Haß gegen den Christennamen, fühllos für jedes Anerbieten, ließen sich durch den Köder eines so hübschen Gewinnes nicht verführen und überlieferten Paul dem Präfekte. Dieser befragte ihn um den Zweck seiner Reise und meinen Aufenthaltsort. Um alle erwünschten Geständnisse von ihm zu erpressen, nahm er ein scharfes Verhör mit ihm vor und befahl, ihm hundert Stockstreiche zu geben. Davon hatte dieser arme Junge den Körper voll Wunden; dennoch blieb er fest in seinen Antworten und sagte, ich hätte ihn abgesandt, einige Effekten, die ich in Cochinchina gelassen habe, abzuholen, und ich sey in Chantabon; darauf wurde er in Ketten geschlagen. Der Mandarin durchsah die in cochinchinesischer Sprache geschriebenen Briefe; glücklicher Weise konnte er die übrigen, die mit europäischen Buchstaben geschrieben waren, nicht lesen, sonst wären dieser

Entdeckung zufolge mehrere Priester und Schüler in großer Verlegenheit gewesen. Dem Mandarin bei der Stadt von Sai=Gou trug er nun auf, mehrere Katecheten einzustecken; allein sie konnten ihrer nur zwei einbringen, aber auch dieß war schon zu viel. Man führte sie nebst mehrern Kisten voll Bücher und Kirchengeräth nach Chau=Doc; dort wurden sie in den Kerker geworfen und erwarteten ihr Urtheil. Nach diesen Vorfällen begaben sich fünf Christen, von denen zwei oder drei Katecheten aus der Umgegend von Chau=Doc waren, zu eben diesem Mandarin, in der Hoffnung, Paul Thang, für den sie viel Geld gespendet hatten, loszubitten. Im Amthause angekommen, erkannte sie ein schlechter Kerl als Christen, und ging sogleich hin, dem Mandarin anzuzeigen, es sey eine Barke voll Christen, die böse Absichten zur Ausspähung des Landes hätten, angekommen. Der erschrockene Mandarin verurtheilte ohne weitern Prozeß die fünf Christen zum Halsblock. Dieß war in jenem Staate die Lage der Dinge, als das Gerücht sich verbreitete, die Siamesen haben sich der Veste Cancao bemächtigt und rücken gegen Chau=Doc vor. Der Mandarin, sonst so muthig, wenn es galt, Christen zu verfolgen, zeigte seine Schwäche, als er die Feinde des Landes zurückschlagen sollte; nach kurzem Widerstand dachte er auf Mittel zur Flucht. Noch hatte er, bevor er das Schloß verließ, einen Zweifel. In der Furcht, die fünf mit Ketten beladenen Kämpfer für die Religion möchten in die Hände der Siamesen fallen und von diesen gar zu gelinde behandelt werden, ließ er sich die Kerkerthüren öffnen; als er hier nicht Zeit fand, den Christen den Halsblock abzunehmen, um sie zu enthaupten, so ließ er ihnen den Hals durchsägen, und nach diesem Siege über fünf Martyrer ergriff er feige die Flucht. Nur die entfesselte Hölle vermag in einer für alle so bedenklichen Lage solche Grausamkeit einzuhauchen. Menschlicher als sein Herr war ein heidnischer Kerkermeister; er ging hin, die Thüren der übrigen Gefängnisse zu öffnen, löste die Bande eines der Gefangenen und mahnte ihn, den übrigen eben diesen Dienst zu leisten. Paul Thang war so glücklich, sich

befreit zu sehen; er floh und begab sich, so gut er konnte, in die Gemeinde von Chau-Doc.

„Die zwei andern, wegen Paul Thang eingefangenen Katecheten, hatten nicht mehr Zeit zu fliehen; sie fielen in die Hände der Siamesen, welche schon das Schwert zückten, um ihnen das Haupt abzuschlagen; nachdem sie sich aber als Christen bekannten, führte man sie zu einem christlichen Mandarin, der ihnen das Leben rettete. Ich that mein Möglichstes, sie loszukaufen, konnte aber nicht dazu gelangen. Dieß verursacht mir großen Schmerz; denn ich bin Ursache, wenn auch wider meinen Willen, daß diese zwei wackern Katecheten gefangen und von ihren Familien getrennt sind.

„Diesen Krieg, der den Siamesen so große Zubereitungen kostete und der nächstens die Ursache unsäglichen Unheils für das arme Volk beider Reiche seyn wird, endeten jene auf eine schandvolle, aber ihres Raubzuges würdige Art. Der König von Cochinchina wird nicht säumen, sich dieses Verrathes wegen schrecklich zu rächen und niemand wird ihn tadeln; denn statt ihrem Verbündeten zu Hülfe zu eilen, wollten die Siamesen den Augenblick der Gefahr für dieses Reich benutzen, um es zu verheeren.

„Gegen das Ende Februars und zu Anfang März war mein Herz von Kummer zerrissen, als ich meine armen Christen entblößt von allem, vor Hunger sterbend und in elenden Barken ohne Unterschied aufeinander gepackt, ankommen sah. Da waren Männer von ihren Frauen getrennt; Frauen, getrennt von ihren Männern; Kinder, die ihre Aeltern vermißten u. s. w. Denn viele fanden nicht mehr Zeit, sich zu vereinigen *). — Welch ein trauriger Anblick mußte es für den Hirten seyn, die Heerde in so jammervollem Zustande zu erblicken! Mich empörte der Verrath, dessen Opfer sie waren; in Thränen ergoß sich mein Auge, und tiefe Seufzer drangen aus meinem

*) So hatten die Siamesen ihre Versprechen, durch die sie die Christen in jenes Land zu ziehen hofften, gehalten.

Herzen; aber, ach! es war dieß ein neues Kreuz, das ich zu vielen andern legen konnte.

„Der König von Cambodia war zu schwach, der siamesischen Landarmee zu widerstehen, und zog sich nach Cochinchina zurück. Die Siamesen hatten vor, ihn gefangen zu nehmen und seinen zwei jüngern Brüdern die Regierung zu übergeben. Schon haben die Cochinchinesen die siamesische Landarmee bis zur Veste Batthambang, der alten Grenze beider Reiche, zurückgedrängt. Hr. Regereau, Missionär in Cochinchina, war nach Cambodia geflohen; dorthin waren ihm ein eingeborner Priester und ein Schüler gefolgt, um sich der Verfolgung zu entziehen; sie alle, so wie fünfzig andere Christen, fielen den Siamesen in die Hände; man führte sie nach Batthambang, wo der König befahl, sie nach Bang-Kok zu führen. So sind also, in dem Augenblick da ich dieses schreibe, vier Missionäre von Cochinchina, drei Priester des Landes und fünfzehn Schüler in Siam gefangen. Ich hoffe, die Europäer werden ihre Befreiung, so wie die einiger Schüler bewirken können, aber ich zweifle sehr, ob es den eingebornen Priestern gelingt, befreit zu werden. Indem wir uns theils nach Siam, theils nach Cambodia zurück zogen, glaubten wir in ein befreundetes Land zu kommen, und wählten diese Gegend wegen ihrer Nähe vor allen andern, um mehr Anlaß zu finden, in unsere Mission zurück zu kehren und Nachrichten von dorther zu erhalten. Anders hat es die Vorsehung bestimmt; gepriesen sey der heilige Name des Herrn! So, mein theurer Vetter! sind wir nun unter den Flügeln der Vorsicht. Ich will Ihnen nicht sagen, daß wir alles verloren; Kirchengeräthe, Kelche, Bücher u. s. w., alles wurde die Beute einer wüthenden Menge und rasender Kriegsknechte.

„Etwas außerordentliches, zugleich ein Beweis, wie hoch ein teuflischer Haß sich versteigen kann, hat mir einer meiner Schüler erzählt. Als die Armee von Hue nach Sai-Gon kam, um letzteres zu belagern, begaben sich die Soldaten in ein nahes Dorf, dessen Einwohner sämmtlich Christen waren,

aber meistens die Flucht ergriffen hatten. Sie fanden nun neben der Kirche ein Grab, das sich vor den übrigen etwas auszeichnete; wirklich war es das Grab eines eingebornen Priesters, Namens Nhon (milde), der schon sieben Jahr todt war. In der Erwartung, die Christen möchten etwa ihr Geld und ihre Kostbarkeiten in diesem Grabe verborgen haben, öffneten sie es; aber voll Wuth, nichts darin zu finden, vielleicht auch beschämt über ein Sakrilegium, das ihnen nichts eingetragen hatte, kehrten sie zurück, indem sie den Schädel des guten Priesters zerschmetterten. Nur höllische Wuth konnte sie zu einem solchen Frevel bewegen; die Cochinchinesen hegen für die Asche der Todten die tiefste Ehrfurcht, aber: „Was vermag nicht der Hunger nach Gold, besonders wenn dieser Hunger sich mit dem Hasse verbündet *)!“ Alle Christenhäuser wurden geplündert; man hat alles bis auf das Fundament durchstöbert, um verborgene Schätze zu finden. Leider gelang dieser letztere Versuch; denn die Cochinchinesen sind auch in Friedenszeiten gewohnt, ihr Geld und andere Kostbarkeiten im Fundamente des untern Stockwerks zu verbergen.

„So hatte auch die Mission, die den Priestern des Landes Ornamente, Kelche, Bücher u. s. w. verschaffen mußte, die nothwendigsten Gegenstände auf diese Art verborgen. Sonach wurde alles geraubt. Ja, ich erhalte so eben ein Schreiben eines Priesters, der mir erzählt, man tanze gegenwärtig auf den Barken im Kirchenschmucke der Missionäre; er fügt noch bei: „Man hat auch jenen angezogen, dessen sich Ihro Gnaden an den Festtagen bedienten.“

„Ich würde nicht enden und müßte sogar langweilig werden, wollte ich alles einzeln schildern; übrigens will ich Ihnen noch ein anderes Mittel beschreiben, das der Teufel erfand, um die Entdeckung der Christen zu erleichtern. In der Provinz von Sai-Gon finden sich wenige Landwege, und wegen der

---

*) Quid non mortalia pectora cogis, auri sacra fames!
Virgil.

Menge Flüsse und Kanäle muß man fast immer zu Schiffe reisen. Die Grenzposten sind dort zahlreich besetzt, was auch zur Verhinderung von Räubereien nothwendig ist; die Grenzwachen verlangen auch, daß sich die Besitzer eines Schiffes stellen, um den Paß vorzuweisen. Um nun die Christen vor den Heiden zu erkennen, auch ohne sie zu fragen, legten sie nahe am Eingange ein Kreuz auf die Erde; sobald nun die Christen, die sich vor dem Grenzbeamten stellen sollen, das geheiligte Werkzeug unserer Erlösung erblicken, machen sie einen Umweg, um das anbetungswürdige Zeichen nicht zu betreten; mehr braucht es für die Grenzwache nicht, um sie zu erkennen und ungestraft auf jede Art zu quälen, so daß die Christen nicht zu reisen wagen und nur schwer entrinnen können. Ja es genügt, wenn ein Kind, ein schlechter Kerl, der erste beste, der einen Vorübergehenden erblickt, ruft: „Sieh da, ein Da=to!“ so viel als wenn man sagte: „Ein Jesuit, ein Jünger Jesu!“, denn das Wort Da=to bedeutet Jesus; dann ists jedem erlaubt, ihn zu beschimpfen und einzusperren. Nun, mein theurer Vetter! urtheilen Sie über die Lage meiner armen Christen; sind sie nicht in die äußerste Noth versetzt? Ja, wenn der liebe Gott sich nicht seines Volkes erbarmt, so ist alles verloren. Ich glaube, es könne diese Verfolgung, wenn einst alle Einzelnheiten bekannt sind — denn nur was in Niedeer=Cochinchina vorging, weiß ich — sich mit jener des Nero und Domitian vergleichen.

„Sie haben gesehen, wie das siamesische Heer, nach seiner Niederlage, mit einer gewissen Anzahl Gefangener nach Bang=Kok zurück kehrte. Der König von Siam, der verbietet, unter den Siamesen Christen zu bilden, hat nun große Freude an 1500 von den Mandarinen betrogenen und bestohlenen Christen. Dieser Fang nebst dem von 4 bis 500 cochinchinesischen Heiden tröstet ihn vielleicht über einen Verlust von 10,000 Mann; aber das sieht ihm auch gleich. Es scheint, dieses Häufchen Christen habe den Appetit seiner Majestät gereizt; denn einige Tage nach deren Ankunft gaben Hochselbe einem ihrer Minister Befehl, mich vorzurufen und

mir seine Absichten mitzutheilen. Zweimal erschien ich vor diesem Minister; anfangs hatte er hübsche Worte, um mich für seine treulosen Pläne zu gewinnen. „Sie sehen, sagte er, die Großmuth und Milde, die der König gegen Ihre Christen bewies. (Wirklich war ich Zeuge, daß sie das äußerste Elend drückte.) Noch sind ihrer viele andere, die in Cochinchina Verfolgung leiden. Sie müssen ein Schreiben erlassen, um sie zu bewegen, hieher zu kommen; sind Sie nicht der Vater und Meister der Christen? Sie müssen trachten, dieselben ihrer schmerzvollen Lage zu entreißen." — „Wahr ists, sagte ich, ich bin ihr Vater und muß für ihre Seele sorgen; über die Körper aber habe ich keine Gewalt. In dieser Beziehung gehören sie dem König von Cochinchina, und es wäre ein Verbrechen für einen Bischof, dem König von Cochinchina das ihm zugehörende Volk zu rauben *)." Der Minister war unzufrieden; er wollte mit mir disputiren und bot, indem er sich zum Theologen aufwarf, alle logischen Spitzfindigkeiten auf, um mir zu beweisen, dabei finde sich gar kein Fehler. Es war mir leicht, alle seine Beweisgründe zu zernichten; aber Sie wissen, mit unwissenden Leuten, die sich, weil sie ein hohes Amt bekleiden, auch für erhabene Geister halten, ist wenig auszurichten. Zwei Tage später wurde ich wieder berufen, und der Minister ließ einen eingebornen Priester kommen, dem er die nämlichen Vorschläge machte. Dieser Priester, dem ich die nämlichen Antworten, welche ich gegeben hatte, auf den Mund legte, befriedigte ihn eben so wenig, als ich selbst. Endlich, nach vielem gegenseitigen Hinundherreden, entließ uns der Minister mit Anbruch der Nacht, indem er uns sagte, wir verstünden nichts von dergleichen Dingen. Er hatte recht,

*) Sieh da der wahre Geist des Christenthums! Die ersten Christen blieben den sie verfolgenden Kaisern unterthan. Wollten diese sie zwingen, dem Glauben zu entsagen, so starben sie; sonst aber dienten sie ihm treulich und vergossen ihr Blut zu seinem Schutze.

denn mein Ohr war taub für alles, was er von uns zu verlangen vorgab; meine Heerde wollte ich nicht verrathen, nicht einer grausamen Verfolgung bloßstellen. Und dieß wäre allerdings geschehen, wäre ich so unbesonnen gewesen, in die treulosen Absichten des siamesischen Ministers einzugehen. Der Brief, den ich den Christen geschrieben hätte, wäre ganz sicher den cochinchinesischen Mandarinen zu Gesicht gekommen, und dann, o Gott! welches Unheil wäre über meine arme Mission gekommen! Ich gab Ihnen bisher von den Drangsalen, die meine theuern Schafe trafen, nur einen schwachen Umriß; die Schranken eines einfachen Briefes, so sehr man ihn auch ausdehnen mag, erlauben mir nicht, aller Prüfungen zu erwähnen, durch die uns die Vorsehung führen wollte. Es bedürfte ganzer Bände, um Ihnen von dem einen Begriff zu machen, was wir gelitten haben. Dennoch mögen Sie sich, nach dieser kurzen Zeichnung unserer Drangsale, die Sorgen, Qualen und Schmerzen, die mich seit meinem Aufenthalt in Siam überhäuften, vorstellen. Gott allein weiß, wie viel Bitterkeit und Gram auf dem Innersten meiner Seele lasten.

„Es wäre wohl endlich Zeit, mein theurer Freund! Ihre Augen von den traurigen und schmerzlichen Umständen, von denen mein Brief voll ist, abzuziehen, um von den Tröstungen zu sprechen, womit Gott seine Diener in Mitte der größten Drangsale entschädigt. Wie viel Wunderbares hätte ich Ihnen nicht zu erzählen, das mich selbst in der Angst meiner Schmerzen mit Wonne überströmte. Was soll ich ihnen sagen von dem Triumph unserer heiligen Religion über die Herzen so vieler Christen, die dem Glauben treu geblieben! Ich bin ganz stolz, daß meine Mission würdig geachtet wurde, der Kirche Martyrer zu geben; und mein bischöfliches Herz ist weit entfernt, sich in Mitte so gewaltigen Umsturzes niederschlagen und schwächen zu lassen; nein! es belebt und erwärmt sich am Feuer der Verfolgung.

„Aber haben Sie Geduld. Noch einige Worte über Cambodia; mir scheint, ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt. Hr. Regereau hatte sich zur Zeit der Verfolgung in Cochin-

china dorthin zurück gezogen, sowohl um dort eine Zufluchtsstätte zu finden, als um den wenigen Christen, die wir dort hatten, beizuspringen. Durch dieses Land nun ließen die Siamesen, bei ihrem Unternehmen gegen Cochinchina, ihre Landarmee ziehen; bei deren Annäherung entfloh der König von Cambodia, und Hr. Regereau wurde mit einem Priester des Landes, einigen Schülern und den Christen der Königsstadt gefangen. Man mußte diese theuern Gefangenen nach Bang-Kok bringen; so, daß wir, wenn gegenwärtig der König von Siam, aus Furcht, die Cochinchinesen möchten nach Batthambang kommen, auch die dortigen Christen wegführen läßt, keinen einzigen Gläubigen mehr in jener Gegend haben.

„Den König von Cambodia bedaure ich aufrichtig; hätte ich ihn antreffen und allein sprechen können, ich hätte ihm sehr vortheilkafte Eröffnungen gemacht, und in dem ich ihm gute Dienste geleistet, hätte ich zugleich der Religion bedeutenden Vortheil gebracht. Sein Reich, einst so blühend und so mächtig, ist nun ein — ich weiß nicht was. Von der einen Seite greifen die Cochinchinesen, von der andern die Siamesen auf sein Gebiet; der gute König hat nur noch diesen Namen, oder ist vielmehr nur der bloße Schatten eines Königs. Einige Europäer könnten ihm gute Dienste leisten; es möchte sogar ein einziger Mann genügen, der ihm zu verstehen gäbe, er habe das Mittel an der Hand, sich von der Knechtschaft, die ihn täglich mehr niederdrückt, zu entschlagen, indem er die Franzosen oder Engländer zu Hülfe rufe; dann wären die zwei Nachbarmächte nicht nur genöthigt, inne zu halten, sondern auch das, was sie diesem schwachen Herrscher abgenommen, zu ersetzen. Die Religion müßte dabei nur gewinnen, wenn der König von Cambodia in seine Rechte und alten Besitzungen wieder eintreten könnte. Ehemals war Cambodia die Zufluchtsstätte verfolgter Missionäre; jetzt aber, da sein armer König der Vasall, oder vielmehr der unterthänigste Diener seiner Nachbarn geworden, wagt er nicht mehr, sie aufzunehmen. Hr. Regereau wurde, obschon er in seinen

Staaten verborgen war, von den Cochinchinesen, die dessen Auslieferung verlangten, zurück gefordert; um sich aus der Sache zu ziehen, sagte der gute König, er befinde sich nicht in seinen Staaten. Mein lieber Regereau genoß dieser verborgenen Gastfreundschaft nicht lange; die Siamesen kamen, Cambodia zu plündern und nahmen den Missionär gefangen.

„Sie sehen, theurer Freund! wie es so schwer ist, daß die Religion in diesen Gegenden, die immer der Verfolgung, dem Raub und Kriege bloßgestellt sind, reißende Fortschritte mache. Da die Missionäre sich verbergen, fliehen, lange und mühsame Reisen machen müssen, können sie nicht leicht an der Bekehrung der Ungläubigen arbeiten; die Verfolgung einiger Monate genügt, die Arbeiten mehrerer Jahre zu zerstören; indessen thun wir unser Möglichstes. Die Sache der Religion ist Sache Gottes; will er, daß sie verbreitet werde und blühe, er ist der Allmächtige, er wird bald die Mittel dazu gefunden haben; jedes Werkzeug ist trefflich in seiner Hand: Dixit et facta sunt. Ist aber dagegen der im Rath der Vorsehung bestimmte Augenblick noch nicht gekommen, wer bin denn ich, um etwas zu leisten? Ich erhebe meinen Blick zum Himmel und spreche: Herr! thue was vor deinen Augen Angenehm ist. Dein Diener verlangt nichts, als die Erfüllung deines Planes.

„Mein Brief könnte mir Stoff zu vielen Erwägungen bieten, allein hier will ich inne halten; jeder mag sich bloß dem Gefühle des Schmerzens und der Hoffnung überlassen, die ihm der Anblick der Uebel, welche die Religion erfährt, und der Triumphe, die sie feiert, erregt. Zum Schlusse noch ein Wort zur Erheiterung. Der Kapitain des Hafens von Siam, ein Sprößling der alten Portugiesen, immer treu dem Glauben seiner Väter, kannte alle Versuche, die ich gemacht hatte, um aus meiner Gefangenschaft zu entrinnen, kannte die Mühen und Sorgen, die mir dadurch erwachsen waren. Sobald er die Nachricht von meiner Befreiung erhielt, sagte er freudig: „Gnädiger Herr! Sie werden gut thun, bei Ihrer Abfahrt aus dem Hafen von Bang-Kok den schönen

Psalm anzustimmen: «In exitu Israel de Egypto, domus Jacob de populo barbaro.» Er spielte auf die Worte «populo barbaro» an. Ich fügte mich nach seiner Weisung, und als ich Bang-Kok verließ, stimmte ich mit Freude und Dank jenen schönen Psalm an.

„Laßt uns auf das Ernste zurück kommen, theurer Freund! ich werde mich für diesen langen Brief nicht entschädigt finden, außer insofern er für den Hirten und die Heerde alle jene geistliche und zeitliche Hülfe, die unsere traurige Lage fordert, erwirkt. Thun Sie Ihrerseits alles, was von Ihnen abhängt; rufen Sie um Hülfe! Empfehlen Sie uns den frommen Personen, die Sie kennen, und auch denen, die Sie nicht kennen, unsern Verwandten und Freunden, vor allem aber den edeln Mitgliedern der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens; sagen Sie ihnen, das Allmosen, dessen sie uns würdigen, werde den Martyrern und Bekennern des Glaubens gespendet, wodurch auch sie an den Qualen, die sie um Jesu Namen erdulden, Theil nehmen, indessen sie hingehen, um für sie im himmlischen Jerusalem zu bitten. Sie alle grüße ich in den heiligen Herzen Jesus und Maria, und bleibe mit aller möglichen Neigung Ihr aufrichtig ergebener Vetter

Johann Ludwig,
Bischof von Isauropolis und apostolischer
Vikar von Cochinchina.

Das auffallende Stillschweigen, das der Hochw. Bischof von Isauropolis in seinem Schreiben über Hrn. Jaccard beobachtet, wird keinem unserer Leser entgangen seyn. Wir wollen nun über diesen würdigen Missionär, auf dem unsere Blicke schon so lange mit Ehrfurcht ruhen, ohne Säumniß mittheilen, was uns die jüngsten Nachrichten von ihm und seinem Leidensgefährten, P. Odoriko, melden.

Kurz nach dem Martyrertode des Hrn. Gagelin, wurden auch Hr. Jaccard und P. Odoriko zum Tode verurtheilt (Heft IX., S. 221); sie sollten beide in Gesellschaft

eines Mörders am 1. November mit dem Strange hingerichtet werden, folglich die nämliche Todesart, wir ihr seliger Vorgänger und Mitbruder erdulden. Diese Nachricht, die ihnen am 27. Oktober hinterbracht wurde, erfüllte sie mit der lebhaftesten Freude; — allein das Urtheil wurde nicht vollzogen; auf die Fürsprache der Königin Mutter, verwandelte der König die Todesstrafe in jene der Verbannung nach einem Lande, Ai-Las genannt, das einen Theil des, dem König von Cochinchina unterworfenen Gebiets im Königreiche Laos ausmacht. Dieses Land, von Wilden bewohnt, ist in so hohem Grade ungesund, daß die Nichteingebornen in kurzer Zeit tödtliche oder unheilbare Krankheiten sich daselbst zuziehen; zudem war es ja des Königs eigentliche Ordre, daß man die beiden Missionäre in diesem Pestlande verhungern lassen solle. Am 8. November wurden sie daher mit Fesseln beschwert, in den Kerker der Staatsverbrecher geworfen. Am 11. fing man an, sie während der Nacht an den Folterstock zu binden. Am 1. Dezember, als dem zur Abfahrt bestimmten Tage, verreisten sie nach dem Orte ihrer Verbannung, den sie nach unsäglichen Mühseligkeiten am 12. desselben Monats erreichten. Hier wurden sie nun in einer Veste eingeschlossen, allen Schrecknissen des Hungers preisgegeben. Kurz nach ihrer Ankunft fanden sich zwei Mandarine ein, die der König eigens hergesandt hatte, um zu untersuchen, ob ihnen Jemand Lebensmittel darreiche; bis dahin hatten sie ihr Leben mit dem Wenigen, was ihnen von der Reise übrig geblieben, kümmerlich durchbringen können. Wiederholt wurden sie nun von den Mandarinen aufgefordert, der christlichen Religion zu entsagen; Drohungen, Verheißungen wurden nicht gespart; der König, sagten sie, sey bereit, ihnen seine Gnade in vollem Maaße zuzuwenden und wolle sie zu den höchsten Ehrenstellen erheben, wofern sie willfahrten. Allein mit Abscheu verwarfen sie derlei Anträge und Versprechungen, und verharrten in ihrem heldenmüthigen Entschlusse, lieber tausend Mal zu sterben, als je einem Glauben zu entsagen, den sie von so weit her zu verkündigen gekommen waren. Man weiß nicht, was seit diesem

Besuche mit ihnen vorfiel. Alles läßt uns glauben, daß sie bald darnach ihrem langen Leiden unterlagen, und ihre verdienstvolle Laufbahn zwar nicht durch das Schwert, aber durch einen eben so glorreichen und noch schmerzvollern, weil langsamern Martyrertod beschlossen haben.

Folgendes Aktenstück soll noch dazu dienen, die cochinchinesischen Christen vor dem Vorwurfe zu sichern, als hätten sie an der Empörung und dem Bürgerkriege in diesem Lande thätigen Antheil genommen. Auch hier wird sich die katholische Religion — die viel gelästerte, verfolgte, verkannte — als eine friedfertige Himmelstochter darstellen, und ihre Feinde zu Schanden machen.

Auszug aus dem JOURNAL ASIATIC, von London; Februar 1835.

„Ein Schreiben, mit der Unterschrift: Johann Ludwig, Bischof von Isauropolis, apostolischer Vikar von Cochinchina, Cambodia und Siampa, datirt vom 15. Julius 1834, erschien jüngst im Singapore-Cronicle *). Der Verfasser des Schreibens beklagt sich, der ungerechten Anschuldigungen wegen, womit genanntes Blatt in einem seiner Artikeln wider die katholischen Missionäre in Cochinchina loszieht, als wären letztere nur darum aus dem Lande vertrieben worden, weil ein schwerer Verdacht auf den Christen laste, daß sie sämmtlich an den Empörungen in diesem Königreiche thätigen Antheil genommen haben. Der Bischof widerlegt diese Verläumdung auf die befriedigendste Weise. Das Verfolgungs-Edikt wider die katholische Religion, sagt er, wurde am 6. Januar 1833 erlassen und sogleich vollzogen. Die Empörung

*) Eine englisch-protestantische Zeitschrift, die in Indien publizirt wird.

hingegen, wobei die alten Offiziere des bereits vor einem Jahre verstorbenen Vizekönigs von Sargon die Hauptanführer und sämmtlich Heiden waren, brach erst am 6. Juli aus, folglich um 6 Monate später, nach dem Erlasse des Edikts. Das Haupt der Rebellen, Co-Re-Mien-Ngar, sollte an eben diesem Tage hingerichtet werden; allein, von dem über ihn gefällten Todesurtheil noch zeitig genug unterrichtet, fand er Mittel, Tags zuvor aus dem Gefängnisse zu entweichen, tödtete den Statthalter von Sargon und schwang hierauf die Fahne der Empörung.

„In kurzer Zeit vereinigten sich mit ihm eine große Zahl von Offizieren und heidnischen Soldaten, und mehrere tausend Chinesen. Nach Verlauf einiger Tage war die ganze Provinz in seiner Gewalt, so sehr vertraute ihm das Volk. Alles glaubte ein Wunder erlebt zu haben. „Die Götter, sagten sie, „haben uns einen Retter gesandt, um uns von der Tyrannei „des Königs Minh-Menh zu befreien.“ Ich weiß, daß dieser Häuptling alles Mögliche versuchte, um die Christen auf seine Seite zu bringen; ich weiß aber auch, daß sie sich dessen standhaft weigerten und ihm entgegneten, daß die Religion Jesu Christi, die sie bekennten, ihnen die Pflicht auferlege, dem rechtmäßigen Souverain treu und unterthänig zu seyn, und ihnen jeden Antheil an der Empörung streng untersage. Als aber der Anführer der Rebellen einmal ganz im Besitze der Gewalt war, dann erst mußten auch die Christen mit allen andern Bewohnern sich seinem Ansehen unterwerfen. Wie hätten sie wohl seiner Uebermacht widerstehen können?

„Der Bischof setzt bei, der König habe die Missionäre keineswegs vertrieben; vielmehr habe er alle Arten von List gebraucht, um sie in seine Residenz zu locken, und dann hinrichten zu lassen. Der Missionär Isidor Gagelin, sagt er, wurde am 17. Oktober 1833 mit dem Strang hingerichtet. In dem über ihn gefällten Todesurtheil hieß es aber keineswegs, daß er den Rebellen geholfen, sondern daß er den Befehlen des Königs zuwider gehandelt habe, indem er hinging, die verderbliche Religion eines Mannes, genannt

Jesus, in den Provinzen zu predigen. Viele Christen, fügt der Bischof bei, hatten bereits ihr Blut für den Glauben vergossen; andere mußten in die Verbannung ziehen. Diejenigen, welche die Schwachheit hatten, abzuschwören, und das Kreuz mit Füßen zu treten, wurden wieder frei gelassen. (Beweis, daß hier von keinen politischen Vergehungen die Rede war).

„Was mich betrifft, als ich insgeheim unterrichtet wurde, der König habe im Februar 1833 Befehl ertheilt, alle Missionäre und besonders mich, als ihren Vorsteher, festzunehmen und nach Hue, der Hauptstadt des Reichs, zu führen — da hielt ich es für angemessen, dem Rathe unsers göttlichen Meisters zu folgen: „Wenn man euch an einem Orte verfolgt, so fliehet an einen andern.“ Ich floh also mit den Missionären, meinen Gefährten, in das Königreich Siam, von wo ich, Gott sey Dank! das Glück hatte, entweichen zu können, um mich unter den Schutz einer freien und großmüthigen Regierung (der englischen in Indien) zu begeben. Hier erwarte ich nun den Augenblick, wo es der göttlichen Vorsehung gefallen wird, mir einen Weg zu öffnen, um meine armen Schäflein wieder heimzusuchen und zu trösten.“

China.

Im Kaiserreiche China genossen sonst die Christen seit mehrern Jahren einiger Ruhe, die nur hin und wieder durch einzelne Neckereien von Seite geldgieriger Beamteten gestört wurde. Nun scheint es, der Herr wolle auch in diesem, Cochinchina zunächst liegenden Lande, seine Bekenner wieder heimsuchen.

„Dieses Jahr (1834), melden jüngst angekommene Nachrichten, wurden im Monat März in der Hauptstadt von Kouy=Tcheou, die zur Mission von Setschuen gehört, 26 Christen der Religion wegen gefänglich eingezogen. Darunter befanden sich auch zwei Söhne eines heiligen Greises, Peter Linou genannt, der nun sein 76. Jahr erreicht hatte. Dieser würdige Mann war Gärtner seines Gewerbs, und hatte schon in einer frühern Verfolgung seine Standhaftigkeit im Glauben gezeigt, da er als Bekenner zu ewiger Verbannung nach der Tartarei verurtheilt worden war. Vor etwa sechs oder sieben Jahren durfte er jedoch wieder in seine Heimath zurück kehren. Diese Gunst erfuhren alle verbannten Christen, weil sie, bei Anlaß einer Empörung, die in dem Lande ihrer Verbannung ausgebrochen war, männiglich wider die Rebellen gekämpft und den rechtmäßigen Oberherrn des Landes beschirmt hatten. Zum Preise dieser guten Aufführung ward ihnen das Vaterland wieder geöffnet.

„Am 11. und 12. März wurden nun die beiden Söhne Peters sammt ihren Frauen verhaftet; ihn selbst, den Greisen, wollten die Schergen nicht festnehmen, weil sein ehrwürdiges Alter ihnen Ehrfurcht gebot. (Man weiß, daß die

Chinesen überhaupt große Achtung gegen alte Leute hegen.) Tief betrübte es den alten Mann, daß er nicht auf ein neues seinen Glauben, Christo zu lieb, bekennen konnte. Er ging nun selbst hin ins Gerichtshaus, und dreimal stellte er sich vor das Angesicht des Richters mit einem ganz außerordentlichen Muthe, zumal für Chinesen, die von Natur sehr scheu und furchtsam sind, und im Alter gleichsam in kindische Schwäche versinken.

„Um den Mandarin zu zwingen, ihn unter die Zahl der Bekenner aufzunehmen, brachte der heilige Greis ganz die nämlichen Gründe vor, deren die Martyrer der ersten Jahrhun- sich in ähnlichen Umständen bedient hatten. „Wenn es ein Ver- „brechen ist, sagte er, die christliche Religion zu üben, so bin „ich eben so schuldig, als meine Söhne, die Strafe soll mich „treffen wie sie; denn ich bins ja, der sie zu Christen ge- „macht, ich bins, der sie in den Lehren dieses heiligen Glau- „bens unterrichtet hat; ich bin also hier der erste Schuldbela- „dene; mich sollen daher die ersten Streiche treffen. Bin ich „aber unschuldig, alsdann sind es auch meine Kinder und ihre „Frauen, und ihr habt die Pflicht, sie wieder in Freiheit zu „setzen."

„Zweimal wurde er aus dem Gerichtshause zurück gewiesen; als er zum dritten Male zurück kehrte, ließ der Mandarin, ob dieser heiligen Kühnheit entrüstet, ihn fesseln, und befahl seinen Schergen, ihm mit Nadeln Schriftzeichen ins Gesicht einzugraben, wodurch angedeutet werden sollte, daß er ein Lügner und Betrüger sey. Alle diejenigen, die diese blutige Aufschrift sahen, konnten voraus versichern, daß er mit dem Tode werde bestraft werden, und wirklich wurde er am 17. Mai zum Strang verurtheilt. Als man ihn auf das Gerüst gelegt hatte, machte er das Kreuzzeichen und empfahl in kurzem Gebete seine Seele in die Hände seines Schöpfers. Dann sprach er, zum Henker gewendet, mit der Ruhe und Gelassenheit eines Gerechten: „Ich habe mein Gebet verrichtet; strecke die „Hand aus und thue schnell, was dir geboten wurde." Sein Leichnam, der anderthalb Tage der freien Luft ausgesetzt blieb,

fand sich nach dieser Zeit so biegsam, als wäre noch das Leben in ihm. Der Mandarin, dem man solches hinterbrachte, wollte dieses Wunder mit eigenen Augen sehen, als er es gesehen, konnte er sich des tiefsten Erstaunens nicht erwehren. Der Henker rief aus: „Wahrlich, diese christliche Religion ist eine gute Religion.“ Der ältere Sohn dieses heiligen Martyrers starb einige Tage später vor Elend in dem Kerker, in dem man ihn eingeschlossen hatte; ohne Zweifel ist es die Fürbitte seines Vaters, die ihm die Martyrerkrone erwirkte. Der zweite der Söhne wanderte fröhlich in die Verbannung mit seiner Schwägerin und den andern Bekennern, die zu gleicher Strafe verurtheilt worden waren; sein Weib hatte man von ihm getrennt: es war zurück gewiesen worden, um zwei kleine Kinder und die alte Frau ihres seligen Großvaters zu pflegen. — Keiner von allen denen, die verhaftet worden waren, verläugnete den Glauben, somit war der Sieg vollständig.

„Einige Monate zuvor starben ebenfalls einige Bekenner der Provinz Yu-Nan an den Folgen des Hungers, der Kälte und der üblen Behandlung, die man sie im Kerker hatte erdulden lassen. Allein der Herr zögerte nicht, das Blut dieser Martyrer zu rächen.

„Die beiden Provinzen, welche der Schauplatz dieser Verfolgungen gewesen waren, wurden mit noch nie erlebter Tröckne heimgesucht. Da die Reiserndte ganz fehlschlug, so trieb der Hunger zu den größten Frevelthaten; die Reisenden wurden auf den Straßen angegriffen, ihrer Habseligkeiten gänzlich beraubt und dann erst ermordet; denn ihre Leichname mußten dazu dienen, den entsetzlichen Hunger ihrer Mörder zu stillen. Ein altes Weib, welches mehrere Kinder ihres Dorfes auf die Seite geschafft hatte, wurde ebenfalls der Mordthat überwiesen; halb geschundene Hände und Füße, und andere blutige Ueberreste dieser unglücklichen Opfer haben ihr schauerliches Geheimniß entdeckt.....

„Ueberdieß wurde die Hauptstadt der Provinz Yu-Nan, welche eine der größten Städte auf Erden ist, von einem so furchtbaren Erdbeben heimgesucht, daß über die Hälfte der

Häuser einstürzten und in die Tiefe sanken; die Stöße dauerten drei Tage fast ununterbrochen fort. Mehr als drei Viertelstunden in der Entfernung senkte sich die Oberfläche der Erde über drei Schuhe. Die erschrockenen Mandarine und die verwirrten Einwohner rannten auf den umliegenden Feldern wild durcheinander, die Stadt war verlassen, und statt Häuser waren jetzt Gezelte die einzige Zufluchtsstätte der schwer Heimgesuchten.

Alles das ist aus Briefen von Missionären aus Set-schuen entnommen. Den Bericht von Peter Lieou's Martyrertod haben wir dem Bischof von Maxula zu verdanken; er selbst erhielt ihn durch den Priester Linou und einen Christen, der aus der Provinz Kouy-Tcheou zurückgekehrt ist.

Katholische Gemeinschaft.

Als in den ersten Zeiten der Kirche die Hölle, ergrimmt über die herrlichen Fortschritte des Christenthums, alles aufbot, um die junge Saat in Strömen von Christenblut zu ertränken, da wandten sich die, um des Namens Christi willen verfolgten Gläubigen des Abendlandes, an die Gläubigen von Nieder-Asien, von denen sie das Evangelium erhalten hatten. Sie meldeten ihnen, in rührenden Schreiben, ihre Drangsale, die Leiden ihrer Bekenner und die glorreichen Kämpfe ihrer Martyrer. Dieses thaten sie zum Zeichen des gemeinschaftlichen Glaubens und zugleich um sie als Väter und ältere Brüder zu ehren. Wer kann nun zweifeln, daß die Christen des Morgenlandes nicht lebendig ergriffen wurden bei solchen Nachrichten, und daß sie sich vereinigten im Gebete, um den Herrn zu beschwören, die gedrängten und verfolgten Brüder aufrecht zu erhalten — sie zu trösten in ihrem Leiden — zu stärken in ihrem Kampfe?

Nun, was damals geschah — geschieht auch in unsern Tagen wieder, nur in umgekehrtem Verhältnisse. Die Christen des Morgenlandes, denen wir Väter und Apostel sandten, sind es, die jetzt jammernd nach uns blicken, ihre Noth, ihre Verfolgungen und Leiden uns klagen und von uns, als den ältern Brüdern, geistlichen Trost verlangen! Nicht vergebens seufzen sie; ob auch über die tausend Stunden uns von ihnen trennen, — wir hören ihre Stimmen, — sehen ihre Noth, — lesen mit tiefster Rührung, was uns ihre Väter und Missionäre von den Leiden und Drangsalen ihrer Bekenner

melden, und bitten den Herrn im vereinten Gebete, daß er entweder ihre Noth mildere, oder ihnen wenigstens jenen (wahrhaftig auch uns nothwendigen!) Geist der Starkmuth und unüberwindlicher Treue mittheile, wodurch die Kirche Gottes zu jederzeit, und in jedem Lande alle Versuche der Hölle zu Schanden machte und die Krone der Auserwählten für ihre Kinder sich erkämpfte.

Die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens wollte es aber in neuester Zeit nicht bloß bei dem bewenden lassen. Eingedenk der großen und heiligen Gemeinschaft, die uns alle vereint in Einem Glauben und in Einer Liebe, wollte sie unsern cochinchinesischen Brüdern auch mit Worten des Trostes zu Hülfe eilen, und ihnen dadurch neue Zusicherung der bisher an sie gelangten zeitlichen Unterstützung auch für die Zukunft geben.

So kam nachfolgendes Sendschreiben zu Stande. Wir unterzeichnen es, um so mehr, weil dieß Schreiben nicht nur unsere eigenen Gesinnungen bestens ausdrückt, sondern weil es wohl auch Stellen enthaltet, die wir mehr denn in einer Beziehung auf unsere Brüder in der Schweiz anwenden könnten.



Die Mitglieder der zwei obersten Räthe der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, im Namen aller Katholiken, die an diesem heiligen Werke Theil nehmen,

An die Hochwürdigsten Bischöfe, apostolischen Vikare und Coadjutoren, Priester, Missionäre und Gläubigen von Tonkin und Cochin-China, die um des christlichen Namens willen verbannt oder verfolgt werden *).

Geliebte Brüder in Christo!

„Gepriesen sey Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi! der uns an allen Orten Anlaß zum Triumphe verleiht, und der durch Euch den guten Wohlgeruch der Erkenntniß seines Namens selbst bei denen verbreitet, von denen Ihr das Evangelium empfangen habet.

„Es mangeln uns Worte, alles Euch auszudrücken, was wir gefühlt, indem wir Kunde erhielten von den Drangsalen, so Ihr erduldet; unsere Seelen wurden überströmt von Bitterkeit, unser Auge gefüllt mit Thränen beim Anblick der zertrümmerten Kirchen, Euerer umgestürzten Gotteshäuser, Euerer zerstreuten Jungfrauen, Euerer gefangenen, gemordeten Priester und Missionäre.

„Ach, warum können wir nicht die Weite des Meeres, die uns trennt, durchbrechen! nicht Euch besuchen in Mitte euerer Prüfungen! Vielleicht könnten wir Euere Verfolger erweichen, wenigstens würden wir trachten, Euer Leben zu erkaufen, oder wir hülfen Euch Euere Ketten tragen, aufflehend

---

*) Dieses Schreiben sandte man in dreifacher Abschrift an die Bischöfe von Tonkin und Cochinchina durch ein Schiff, das in den letzten Tagen des Monats März zu Havre unter Segel ging.

zum Herrn, daß er Euch eine jener Tröstungen verleihe, die der Apostel Paulus in seiner Gefangenschaft durch den Besuch der Gläubigen empfand.

„Allein die Liebe kennt ja keine Grenzen! Mitten unter Euch stellt uns der Glaube; uns dünkt, wir seyen gegenwärtig bei Euerm Kampf; wir theilen Euere Verborgenheit und Euere Verbannung, Euere Angst ist die unsere, denn Brüder sind wir gleichsam und Glieder desselben Leibes, indem wir alle zugleich unter dem nämlichen göttlichen Haupt nur Ein Leben und Eine gemeinsame Hoffnung haben. Deßhalb erheben wir jeden Tag unser Auge zu der heiligen Höhe, von der die Hülfe kommen wird; beugen das Knie vor unserm himmlischen Vater; beschwören ihn, Euere Prüfungen abzukürzen, die Drangsalen nach Verhältniß Euerer Kraft abzumessen, oder zu verleihen, daß Ihr selbst in Euerer Pein neue Verdienste und neue Glorie erwerbet.

„Jedenfalls lebt in uns der Wunsch, den Herrn Jesus in Euerm Fleische verherrlicht zu sehen, eben so sehr, als der Schmerz, den uns die Kenntniß Euerer Qualen verursachte. O daß wir alles aussprechen könnten, was in Beziehung auf Euch dieses Gefühl einflößt. Aber, indem wir in Euch jenen Titel der Bekenner, der Euch ehrt, betrachten, und nun ferners das Wort an Euch richten wollen, bedürfen wir, uns selbst zu ermuthigen, der Erinnerung, wie in jenen ersten Kämpfen der Kirche, wenn unerschrockene Christen der Wuth der Henker Trotz boten, unbekannte Gläubige sich durch die Menge drängten, und, nicht zufrieden, für die Blutzeugen zu beten, zuweilen mit Wort und Miene sie zu ermuthigen wagten. Furchtsam, wie diese Christen der ersten Jahrhunderte, wie sie durchdrungen vom Gefühle unsers Elendes, flehen wir auch wie sie für unsere Brüder, die der Herr zum Glaubenskampfe ruft, opfern unsere Allmosen hin, um seine Heiligen zu erquicken, und dann wagen wir, trotz unserer Unwürdigkeit, zu ihnen zu sprechen: „Muth, edle Krieger Jesu Christi! „erlesen seyd Ihr vor allen zu dieser ausgezeichneten Ehre, „nicht nur an seinen Namen zu glauben, sondern auch für ihn

„zu leiden; welches Glück! so wie Ihr berufen zu seyn, das „Leben hinzugeben für den, der am Kreuze starb! O daß Euere schweren Halsblöcke sich erleichterten beim Anblick der Glorie, die bald an ihre Stelle treten wird! Euere Kerker, dünken sie Euch nicht Palläste, wenn ihr bedenket, daß sie wahrhaft für Euch Vorhöfe sind zum himmlischen Jerusalem.

„Gedenket, daß in Euch der Name des göttlichen Meisters verherrlicht wird, und Ihr in ihm; schon ist der Ruf Euerer Triumphe über die Meere gedrungen, um die Lauheit entschlummerter Seelen aufzuwecken und die Ungläubigen gläubig zu machen an die Wunder der alten Tage; kämpfet muthig bis ans Ende; auch Ihr seyd ein Schauspiel vor Gott, den Engeln und Menschen.

„Gezeigt haben Euch bereits Euere verherrlichten Martyrer, die Hrn. Gagelin und Peter Tuy, wie man für den Glauben starb, und nunmehr vertreten sie Euch beim großen Herrn des Himmels. Nein, nicht dahin sind jene, die Ihr als Euere Väter geehrt; Euch bleiben ihre Beispiele; und indessen Ihr trachtet, Euere Bahn heilig zu vollenden, flehen jene für Euch bei Dem, von welchem jede vollkommene Gabe und jede vortreffliche Gnade herstammt. Euere Kirchen werden nicht verödet werden, es wird das Blut dieser heiligen Bekenner, wie in den Urzeiten, ein fruchtbarer Christensamen werden; wird Euch neue Apostel erwirken. Gedenket, welches ihre letzten Worte waren und ihre letzten Gebete! Wir unserseits können uns derselben nicht ohne tiefe Rührung erinnern: Am Tage ihres Kampfes und ihres Triumphes wandte der Eine sein sterbendes Auge gegen seine Brüder von der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens und gelobte, im Himmel ewiglich ihrer zu gedenken. Nein, nicht unfruchtbar wird dieser heilige Segen eines Blutzeugen bleiben! Er wird unsern Eifer wieder beleben; wird so viele Christen, die dessen ihres Glaubens und ihrer Liebe wegen werth sind, den Wunsch einhauchen, ihr Opfer mit dem unsrigen zu vereinen, um die Last Euerer Qualen zu erleichtern. Welcher Ruhm für uns liegt in dem Gedanken, daß ein so geringer Theil unseres ver-

gänglichen Gutes sich in Euerer Hand zu unvergänglichem Reichthum verwandelt! Wir schenken Euch schlechtes, irdisches Gold; und ihr, ihr schenkt uns dafür Blutzeugen und Fürsprecher im Himmel.

„Allein könnten wir wohl jene unsere Brüder vergessen, die für uns ein Gegenstand, werth unsrer Thränen, geworden? Wohl sind wir schwach, wie sie, und wenn das Gefühl unsers Elendes nicht so weit ging, ihren Abfall zu entschuldigen, so ließ uns dasselbe doch ihre herzzerreißende Lage begreifen. Wie sehr bedauerten wir, daß wir jene letzte Gabe ihnen nicht spenden konnten, wodurch sie vom Geiz ihrer Richter das Leben ihres Körpers und das noch weit köstlichere Leben ihrer Seele losgekauft hätten! Möchten wir doch bald vernehmen, wie sie alle dem Beispiele, das schon mehrere aus Euerer Mitte ihnen gegeben, folgen; und daß sie, wenn die Furcht vor Qualen sie zur Untreue verleiten mochte, endlich der Stimme ihres Gewissens, den Mahnungen ihrer Priester und dem Gebet der heiligen Bekenner nachgeben, und sich rühmlich wieder erheben, auf daß ihre Buße die Kirche mehr noch tröste, als deren Fall sie anfangs betrübt hatte.

„Wir bitten Euch, diese Worte als Zeugniß unsers gemeinsamen Glaubens, als Unterpfand unserer Liebe aufzunehmen. Wofern wir vernehmen, daß ihr nach so schrecklichem Sturm endlich der Ruhe genießet, werden wir den Gott alles Trostes preisen, der da tröstet, so wie er prüft, der da schlägt und heilet; liegt es aber in seinem unerforschlichen Plane, Euere Drangsalen zu verlängern, so wollet Ihr nicht vergessen, daß die Drangsal Geduld wirket, die Geduld Prüfung, die Prüfung Hoffnung, und daß die Hoffnung nie noch zu Schanden ward. Vergönnt Euern Ketten den Ruhm, sie zu tragen bis ans Ende, als wahre Schüler Jesu Christi. Ehrwürdig möge der Name dieses göttlichen Erlösers durch Euere Entsagung bei Euern Verfolgern werden; denn von ihm habt Ihr, so wie wir, gelernt, jene zu segnen, die Euch fluchen, für die zu beten, die Euch verfolgen; siehe da den Kampf der Christen!

ihre Waffen sind Thränen und Gebet, ihre Eroberung Leiden, ihr Sieg ist der Tod! ....

„Vorzüglich grüßen wir Jene aus Euch, die noch verbannt oder im Kerker sind; mit Ehrfurcht küssen wir ihre Narben und jene schweren Halsblöcke, die ihren Hals umschließen, als Zierde ihres Ruhms; einfältiglich empfehlen wir uns in ihr Gebet, und bitten sie um einen Theil ihrer Verdienste, auf daß sie von Gott uns die Gnade erlangen, daß wir, so wie auf Erden durch den Glauben vereint, auch im Himmel es bleiben durch die Bande der Liebe.

„Wir grüßen Euch alle inniglich im Herrn.

„Der Friede unsers Herrn Jesu Christi und die Tröstungen seiner Gnade, der Geist der Weisheit und Kraft sey allezeit mit Euch.“ (Folgen die Unterschriften).

Mission von Korea.

Um die ganze Wichtigkeit dieser Mission darzuthun, dürfen wir nur an die Schilderung erinnern, die der Hochw. Bischof von Capsus, Hr Briguiere, bereits davon entworfen hat, wie sie im VII. Hefte nachzulesen ist. Dieser würdige Gottesmann, dessen neuestes Schreiben hiernächst folgen wird, nähert sich endlich mit seinen Gefährten dem großen Ziele; 15,000,000 Koreaner warten seiner, darunter 10,000 katholische Christen, die seit 30 Jahren keinen Priester mehr gesehen haben! Geht er dem Tode entgegen? oder wird durch ihn das Kreuz Jesu Christi triumphiren, die Kirche Gottes dort wieder erwerben, was sie hier verliert??? —

Schreiben des Hrn. Briguiere, Bischof von Capsus, an seine Eltern.

Chan-Si, 6. Juni 1834.

Meine theuersten Eltern!

„Schon seit zwei Jahren erhielt ich keine Nachrichten mehr von Ihnen; vielleicht befinden sich einige von Ihren Briefen

unter denen, die nach Nankin gesendet wurden, denn ich erfuhr, daß ein an mich gerichtetes Pack diesen Weg eingeschlagen habe. Das Pack wird mir aber schwerlich zukommen, weil zwischen dieser Stadt und der Provinz, wo ich mich gegenwärtig aufhalte, fast gar keine Verbindung statt findet. In Zukunft werden die Briefe, die für mich bestimmt sind, eine andere Richtung nehmen, ich habe bereits dafür gesorgt.

„Ich glaubte dieses Jahr meine Reise vollenden zu können, allein die göttliche Vorsehung ließ es nicht geschehen. Noch muß ich herumirren in diesen Ländern, die den Europäern gänzlich unbekannt sind, ehe ich in meine Mission gelangen kann; es geschehe der heiligste Wille Gottes! Am Ende des vorigen Jahres waren unserer vier Missionäre auf dem Wege nach Korea: ein cochinchinesischer Priester, Hr. Maubant aus dem Bisthum von Bayeux, Hr. Chastan, aus dem Bisthum von Digne, beide in Frankreich gelegen, und ich. Noch mehrere andere zeigen großes Verlangen, uns nachzufolgen; allein ich kann es ihnen für den Augenblick nicht gestatten, weil wir gegenwärtig wohl genug zu thun haben, um weiter zu kommen. Haben wir uns erst den Weg vollends angebahnt, dann werden wir sie rufen. Der chinesische Priester ist sehr wahrscheinlich schon vor sechs Monaten in Korea eingedrungen. Hr. Maubant ist in Pekin; Hr. Chastan in Nankin, und ich befinde mich dermalen in einer, an die nördliche Tartarei gränzenden Provinz. Es kommt dieß ungefähr heraus, als wenn einer von uns in Paris wäre, der zweite in Rom, der dritte in Moskau. Stets bin ich damit beschäftiget, neue Mittel ausfindig zu machen, um meinen Weg fortsetzen zu können; unglücklicherweise findet sich zwischen uns und dem Lande Korea eine Provinz, die nicht sehr zugänglich ist. Es gibt wohl Christen darin, allein sie fürchten sich entsetzlich vor den Europäern; stets besorgen sie, es möchte unsere Gegenwart eine allgemeine Verfolgung veranlassen; sie sagen, daß sie, so gut als wir, der Gefahr ausgesetzt seyen, den Kopf zu verlieren. Ihre Furcht ist an sich nicht so ganz ungegründet. Müßten wir indeß nur durch ihre Provinz reisen, ohne

uns irgendwo darin aufzuhalten, so wäre es nicht nöthig, sie lange um Rath zu fragen, wir würden nicht bei ihnen Herberge verlangen; allein, ob es sich fügt oder nicht, wir sind gezwungen, uns einige Zeit in dieser Provinz aufzuhalten. Alles wäre in Ordnung gewesen, hätten die Koreaner im letzten Dezember (1833), nach ihrer Gewohnheit, sich in Pekin eingefunden. Dieses Jahr war es eine für uns unbegreifliche Ausnahme: die Koreaner erschienen nicht! Man glaubt, sie seyen alle damit beschäftigt gewesen, den chinesischen Missionär in ihr Land einzuführen. Gott gebe, daß dieses der einzige Grund ihrer Abwesenheit sey! Sofort mußten wir einen andern Kriegsplan entwerfen. Ich habe meinen Schüler ausgesendet, um uns einen neuen Weg ausfindig zu machen. Er muß einen großen Theil der Tartarei durchwandern, meistens über hohe Berge und öde Gegenden, wo es von Räubern und wilden Thieren wimmelt; so lautet wenigstens die allgemeine Sage. Seine Reise wird er, wofern es ihm gelingt, bis an die Gränzen von Korea fortsetzen und alle Gegenden genau ins Auge fassen. Er wird vorzüglich darauf sehen, ob irgendwo ein Haus angekauft oder gemiethet werden kann. In diesem Hause werden wir dann verborgen bleiben, unter dem Schutze eines Christen, der als Handelsmann seine kleinen Geschäfte besorgt, um keinen Argwohn zu erregen, und dieß so lange, bis es der Vorsehung gefallen wird, uns einen Durchpaß zu verschaffen. Die Reise, welche dieser chinesische Schüler machen soll, beträgt wohl 450 Stunden Weges. Gerne hätte ich ihm einige Begleiter mitgegeben, allein meine Bemühungen, ihm solche aufzufinden, waren umsonst; Niemand wollte ihn begleiten, und so mußte er allein ziehen, ohne andern Wegweiser und Beschützer, außer Demjenigen, aus Liebe dessen er diese gefahrvolle Reise unternommen hat. Einige Chinesen haben versprochen, mich nach seiner Rückkehr zu begleiten. Aber zu welcher Zeit wird er zurück kehren? Und ist es auch ausgemacht, daß er wirklich zurück kehren werde? Das weiß Gott allein. Ich bewundere den Eifer und den Muth dieses jungen Menschen; er opfert sich

wahrlich hin für uns und die Koreaner. Seit achtzehn Monaten reiset er ohne Rast, bald zu Fuß, bald reitend auf einem elenden Klepper. In wenigen Tagen wird er so viele Stunden zurück gelegt haben, als man solche z. B. von Paris bis nach Pekin zählt! Er scheuet nichts — weder Ermattung noch Gefahren, obschon er beständig krank ist, und sogar an Lungenentzündung leidet.

„Sie sehen, daß unsere Lage nicht sehr angenehm ist; mit jedem Schritte, den wir vorwärts thun, stoßen wir auf neue Schwierigkeiten. Doch laßt uns den Muth nicht sinken! Ich habe das feste Vertrauen, daß die göttliche Vorsehung das Werk, das sie selber angefangen hat, auch vollenden werde. Es ist wahr, wir waren großen und vielfachen Gefahren ausgesetzt; stets aber hat sie uns bisher daraus befreit. Ich versinke in grenzenloses Staunen, wenn ich so bei mir überlege, wie ein europäischer Missionär, ohne Kenntniß der Sprachen und beinahe ohne Wegweiser das ganze ungeheure Kaiserreich China bald zu Fuß, bald auf einem Esel oder einem offenen Wagen durchreiste, und sogar in der Kaiserstadt seinen Einzug hielt, ohne daß er erkannt oder entdeckt wurde. Dieß ist etwas Unerhörtes in der Geschichte von China. Er ist vielleicht der erste Europäer, der sich erkühnte, ohne kaiserliche Bevollmächtigung, in Pekin einzuziehen. Ich schreibe diesen ganz besondern Schutz des Himmels dem Gebete der Mitglieder der edeln Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zu. Wir sind des Sieges gewiß, so lange sie mit uns kämpfen. Ich befinde mich gegenwärtig in einer Mission, wo der Bischof und die Missionäre schon seit drei Jahren keine Unterstützung mehr erhielten, daran bin ich schuld, ohne es zu wollen. Dessen ungeachtet sorgen sie für meine Bedürfnisse, so gut sie können. Gott hat wahrlich überall seine treuen Diener, die nach ihrem ganzen Umfange die Pflichten der Liebe erfüllen.

„Ich beschäftige mich gegenwärtig mit Erlernung der Landessprache; ein tartarischer Prinz aus der kaiserlichen Familie ist mein Professor und sogar einige Male mein Kammer-

diener. Er hat seinen Rang, seine Würden und sein ganzes Vermögen verloren, um seiner Religion nicht untreu zu seyn. Der Kaiser, den seine Standhaftigkeit im Glauben höchst erbitterte, hat ihn in die äußerste Tartarei, ungefähr tausend Stunden von seinem Vaterlande, verbannt. An dem Orte seiner Verbannung fand er einen chinesischen Priester, wie er, ein Bekenner des Glaubens und zu gleicher Strafe verurtheilt. Sie haben achtzehn Jahre mit einander gelebt; nach diesem Zeitraume durften sie beide wieder in ihr Vaterland zurück kehren. Kaum einige Tage nach seiner Rückkunft starb der Priester. Der Prinz hingegen verzichtete auf den Trost, Vaterland und Freunde wieder zu sehen, und blieb hier. Er bat den Bischof von Chan-Si um die Gnade, seinen Katecheten beigezählt zu werden; der Prinz betrachtete dieß als eine ausgezeichnete Gunst; denn dadurch sah er sich im Stande, nun alle Tage dem heiligen Meßopfer beiwohnen und die heiligen Sakramente oft empfangen zu können; er findet seine Freude darin, einem Priester am Altare zu dienen. Ich kann es nicht beschreiben, was ich empfinde, wenn ich einen Prinzen, einen Enkel des Kaisers Kang-Hi, bei Tische einem armen Missionären, wie ich bin, die Aufwartung machen sehe. Ich lasse ihn machen, um ihn des Verdienstes eines guten Werks nicht zu berauben. Trotz aller meiner Bemühungen kann ich es nicht dahin bringen, daß er sich in meiner Gegenwart niedersetze. So rechnet es sich ein kaiserlicher Sohn, der seine Ansprüche auf einen der ersten Throne der Welt hätte geltend machen können, wofern er nicht die Schmach des Kreuzes einem kaiserlichen Szepter vorgezogen hätte, zur größten Ehre an, mit eigener Hand einen armen, verlassenen Priester zu bedienen. Der Glaube offenbart ihm Jesum Christum selbst — in der Person seiner Diener. . . .

B. Briguiere,
Bischof von Capsus, apostolischer
Vikar von Korea.



Rechnungsausweis
über
die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft für das Jahr 1834.

	Fl.	K.	Fr.	Ct.
I.				
An die Hochw. Vereinsdirektion in der Schweiz sind eingegangen:				
1) An ordentlichen Beiträgen . . .	2377	24	5123	1
2) An Extragaben	134	24	289	61
3) Ertrag aus dem Verkauf der Hefte	36	49	79	34
4) Vorjährige Kassa=Baarschaft . .	474	12	1021	84
Summa:	3022	49	6513	80
II.				
a) Aus der Diözese Straßburg . .	1880	49	4052	45
b) Aus der Rheinprovinz	440	35	971	51
c) Aus dem Wallis, als erste Einnahme	202	50	437	4
d) Aus der französischen Schweiz . .	313	49	675	—
Aller Einnahmen Total=Summe:	5860	17	12649	80
III.				
a) Auslagen für Druck, Buchbinder Papier, Porto u. s. w.	595	39	1283	55
b) Kassa=Baarschaft	570	55	1230	25
c) An die Hauptkasse nach Lyon gesendet	4693	43	10136	—
Obige Total=Summe:	5860	17	12649	80

NB. Man wolle beachten, daß die Schweizer=Kasse die Ausgaben der deutschen Gesellschaft ganz allein bestreitet, während die andern Ländertheile, die unter Nro. II. figuriren, ihre Einnahmen ungeschmählert nach Lyon senden.

Vergleichen wir übrigens die Einnahmssumme des Jahrs 1834 mit jener des vorhergehenden Jahres, so ergibt sich die erfreuliche Zunahme von 1372 fl. 54 kr., oder 2979 Fr. 98 Ct.

Verwendung der milden Beiträge für das Jahr 1834.

Die Gesammt-Einnahme der beiden Hauptkassen der Gesellschaft zu Paris und Lyon betrug für das Jahr 1834 die Total-Summe von 404,943 französischen Franken 54 Cent. — Von dieser Summe wurden als Unsterstützung angewiesen:

	Fr.	Ct.
1) Dem Seminar der auswärtigen Missionen zu Paris für die Missionen von Korea, von Setschuen, von Yu-Nan, von Koui-Tcheou und Fo-Kien im Kaiserreiche China; ferner für die Missionen von Nord-Tonkin (Ost-Tonkin versehen die Spanier), Cochinchina, Cambodia, Laos; für die Missionen im Königreiche Siam, auf der Insel Nias im Königreiche Queda, auf den malabarischen Inseln und der Küste von Coromandel; endlich für das Seminar auf der Insel Pulo-Pinang	146,160	—
2) Den Lazaristen, für die chinesischen Missionen von Pekin, Kiang-Nan, nächst Nankin, Kiang-Si, Hou-Kouang, Ho-Nam, Luao-Tong oder der östlichen Tartarei, nächst der großen Grenzmauer, dann für das chinesische Seminar zu Makao und für die Missionen in Syrien, Constantinopel, Smyrna und jene des Archipels	44,980	—
3) Dem Seminar der Congregation der hochheiligen Herzen Jesu und Maria zu Paris, bestimmt, apostolische Männer für die auswärtigen Missionen zu bilden	3,740	—
4) Dem Hochw. Hrn. Cao, Bischof von Zama, apostol. Vikar von Ava und Pegu . .	7,480	—
5) Dem Hochw. Hrn. Auvergne, Erzbischof von Icone, apostol. Delegat im Libanon . .	18,700	—
	221,060	—

	Fr.	Ct.
Transport:	221,060	—
6) Dem Hochw. Hrn. Bonamie, Erzbischof von Smyrna	7,480	—
7) Dem Hochw. Hrn. Coresi, apostol. Vikar von Constantinopel (starb am 7. März 1835, im 80. Jahre seines Alters) . . .	7,480	—
8) Dem Hochw. Hrn. Nurigian, armenischer Erzbischof und Primas von Constantinopel.	3,740	—
9) Für die Mission von Tyne . . .	1,870	—
10) Für die Mission von Syra . . .	1,870	—
11) Dem Hochw. Hrn. Justiniani, Bischof von Chio	1,870	—
12) Dem Hochw. Hrn. Fraser, Bischof von Tanen, apostol. Vikar von Neu-Schottland	3,740	—
13) Dem Hochw. Hrn. Eccleston, Erzbischof von Baltimore (Nordamerika)	1,870	—
14) Dem Hochw. Hrn. Flaget, Bischof von Bardstown	7,480	—
15) Dem Hochw. Hrn. Purcell, Bischof von Cincinnati	5,610	—
16) Dem Hochw. Hrn. Rese, Bischof von Detroit	16,830	—
17) Dem Hochw. Hrn. Brute, Bischof von Vincennes	16,830	—
18) Dem Hochw. Hrn. Rosati, Bischof von St. Louis	24,310	—
19) Dem Hochw. Hrn. Portier, Bischof von Mobile	9,350	—
20) Dem Hochw. Hrn. Dubois, Bischof von Neu-York	7,480	—
21) Dem Hochw. Hrn. England, Bischof von Charleston	1,870	—
22) Dem Hochw. Hrn. Kenrick, Administrator von Philadelphia	3,740	—
	344,480	—

		Fr.	Ct.
	Transport:	344,480	—
23)	Dem Hochw. Hrn. Feenwick, Bischof von Boston	7,480	—
24)	Für die Missionen von Guyana . . .	7,480	—
25)	Dem Hochw. Hrn. Rouchouse, Bischof von Nilopolis, apostol. Vikar auf den Südsee-Inseln	14,960	—
26)	General-Ausgaben	30,388	27
27)	Kassa-Restanz	155	27
	Total:	404,943	54

Hiernächst nun zum Schlusse das vollständige Verzeichniß der bereits eingesammelten und nach Amerika versendeten Kircheneffekten, mit Einschluß dessen, was bereits im VI. Hefte angezeigt wurde: — Eine Monstranz; ein silberner Kelch, vergoldet mit Patene; 10 Meßgewande sammt Zugehörigem; 15 Alben; 87 Purificatorien; 38 Humerale; 16 Pallen; 12 Gürtel; 38 Handtüchlein zum Altardienste; 8 verschiedenfärbige Stolen mit Stickarbeit; ein mit guten Steinen besetztes Brustkreuz mit vergoldeter Kette, sammt gestickten Pontifical-Pantoffeln; 5 Rochette; eine Ciborien-Hülle und Altardecke; 38 Dutzend Rosenkränze, worunter mehrere silberne; 42 Ellen schöner Leinwand zum Altardienste; über 1000 Heiligenbilder; 9 Kruzifixe; 2 Reliquien-Särglein; eine Kiste mit Bücher von einem einzelnen Wohlthäter.

Für alles das — Gottes Segen auf Erden, und Gottes Lohn im Himmel!

Annalen der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens,

enthaltend

die authentischen Berichte aus den katholischen Missionen in Asien und Nord-Amerika.

Den Mitgliedern der Gesellschaft deutsch mitgetheilt.

No. XI.



Einsiedeln,
Buchdruckerei von Conrad Kuriger und Comp.
Mainz,
in Commission bei Kirchheim, Schott und Thielmann.
1835.

Die Mission auf den Inseln des großen Weltmeeres.

Ehe wir unsere Leser mit Nachrichten aus den Missionen des stillen Meeres unterhalten, glauben wir ihnen einige kurze Vorbegriffe über die Priestergesellschaft, der dieselben anvertraut sind, mittheilen zu müssen.

Um das Ende des verflossenen Jahrhunderts, als noch die Verfolgung gegen die Priester in Frankreich wüthete, verfiel der Hochw. Hr. Coudrin, als er eben zu Poitiers sich aufhielt, auf den Gedanken, einen Priesterverein zu bilden, um den Glauben im Innern Frankreichs durch Predigten neu zu beleben, und durch Missionen die Leuchte des Evangeliums auch zu den Heiden hinüber zu tragen. Leicht gingen einige Jünglinge in sein Vorhaben ein, und vereinigten sich mit ihm zum heiligen Zwecke. Im März des Jahrs 1805 begab sich der würdige Stifter, stets mit seinem großen Gedanken beschäftigt, nach Paris, und bezog in der sogenannten Pic-Pus-Straße ein Haus; dort erwartete er, mit einigen freiwilligen Mitarbeitern, der Erziehung der Jugend und den Pflichten des heiligen Dienstes obliegend, ob es der göttlichen Vorsehung etwa gefallen möge, ihnen den Weg in die Missionen zu eröffnen. Im Julius 1814 reiste ein Mitglied dieser neuen Priester-Congregation nach Rom, um dem Papste, Pius VII., das glühende Verlangen des Hrn. Coudrin und seine gemachten Entwürfe darzulegen. Der heilige Vater empfing den Gesandten mit großer Güte, gab dem Vorhaben,

das ihm deutlich dargelegt ward, lauten Beifall, vor allem aber in Rücksicht auf die Missionen, und genehmigte den 10. Januar 1817 den Verein durch ein Dekret, welches hernach durch eine Bulle vom 17. November gleichen Jahres bestätigt wurde. Diese Bulle zählet die verschiedenen Zwecke auf, um deren willen der Verein gegründet ward, besonders die Verkündigung des Evangeliums und die Missionen außerhalb Europa, welches der Hauptzweck der neuen Anstalt ist.

Verschiedene Umstände hinderten die Ausführung dieses Entwurfes, der so eben die Bestätigung des apostolischen Stuhles erhalten hatte. Erst im Herbstmonat des Jahres 1825 übertrug Papst Leo XII. insbesondere Hrn. Coudrin und seinen Mitgenossen das Amt, die Fackel des Glaubens nach den Sandwichs-Inseln zu tragen, wo ihn Niemand noch verkündet hatte. Drei Priester, die HHrn. Abraham Armand, Patrizius Schort und Alexius Bachelot nämlich, wurden zu dieser Sendung auserkoren. Hr. Bachelot, vom heiligen Stuhle zum apostolischen Präfekten ernannt, schiffte sich im Oktober 1826 mit den beiden andern Missionären und drei Christenlehrern, dem Melchior Bondu, Theodor Boissier und Leonard Portal, ein.

Es ging nicht lange, so erweiterten sich die Grenzen dieser Mission zusehens, und nun umfasset sie gegenwärtig einen großen Theil der Inseln zwischen dem östlichen Amerika und Neu-Holland. Sie wird von 8 Priestern und 6 Christenlehrern, die unter der Oberleitung eines apostolischen Vikars stehen, besorgt. Diese Missionäre sind sämmtlich aus dem Hause von Pic-Pus*).

---

*) Der Pic-Pusser-Verein zählt noch unter seinen Gliedern zu Smyrna einen Bischof (den Hrn. Bonamie, der von dem Sitze zu Babylon hieher versetzt ward), dann noch einen Priester und einen Christenlehrer; zu Boston aber zwei Priester; zusammen 11 Missionäre, ohne die beiden Bischöfe nnd jene 7 Christenlehrer mitzuzählen.

Also beginnen neue Missionäre ihre Bahn, um die rührenden Zeugen der Liebe unsers Erlösers gegen die Menschen bis hin an die äußersten Enden der Welt zn tragen *). So wird denn allenthalben das heilige Gesetz Jesu Christi verkündet: in allen Landen, wie entlegen sie auch seyen, die frohe Botschaft vernommen, und kein Volk wird in kurzem zu finden seyn, wo dieselbe nicht schon verkündet wäre. Alsdann werden endlich die Worte des Psalmisten in Erfüllung gehen: „Die Erde hat solches vernommen, und hüpfte vor Freude; und die Inseln wurden entzückt über diesem Geschenke.“

Der Entwurf, dem ganzen mittäglichen Polynesien das Evangelium zu verkünden, war schon seit einigen Jahren gemacht worden. Im Dezember 1829 ward Hr. von Solages apostolischer Vikar von Pamiers, und in der Folge apostolischer Präfekt der Insel Bourbon, mit den nöthigen Vollmachten zur Ausführung dieses großen Unternehmens ausgerüstet. Alle Inseln des südlichen Ozeans, von der Osterinsel bis nach Neu-Seeland, und vom Gleicher bis an den Wendekreis des Steinbocks hin, waren vom obersten Kirchenhaupte seiner Gerichtsbarkeit unterworfen; da starb Hr. von Solages den 8. Dezember 1827 zu Madagaskar, ohne das heilige Werk, so ihm aufgetragen worden war, beginnen zu können.

Ein Dekret der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens vom 20. Mai 1833, welches den 2. Juni gleichen Jahrs die Bestätigung des Papstes erhielt, vertraute der Pic-Pusser-Gesellschaft alle Inseln des stillen Meeres, sowohl im nördlichen als südlichen Theile desselben, von der

*) Die Priester von Pic-Pus haben sich unter den besondern Schutz der heiligen Herzen Jesus und Mariä gestellt, und alle ihre Briefe, wie die Leser in Kurzem sehen werden, sind Zeugen, wie sehr sie von der Verehrung des heiligsten Herzens unsers göttlichen Erlösers durchdrungen sind.

Osterinsel nämlich bis zum Roggewein'schen Inselmeer mit eingeschlossen, und von den Sandwichs-Inseln bis hin an den südlichen Wendekreis. Die Gerichtsbarkeit des apostolischen Präfekten der Sandwichs-Inseln ward über alle Inseln des nördlichen Ozeans bis zur Linie ausgedehnt. Ein anderer apostolischer Präfekt sollte jene Inseln besorgen, die zwischen der Linie und dem Wendekreis des Steinbocks inner den so eben bezeichneten Grenzen liegen. Diese zwei Präfekte stehen unter einem apostolischen Vikar, und auf solche Weise erscheint diese zweitheilige Mission als eine Einzige.

Kraft dieses Dekrets ward Hr. Stephan Rouchouse, aus der Diözese von Lyon, ein Priester des Pic-Pusser-Hauses zum apostolischen Vikar der Ostsee, mit dem Titel eines Bischofs von Nikopolis (in partibus infidelium) ernannt; Hr. Chrysostomus Liansu aber zum apostolischen Präfekten des ganzen südlichen Theils aufgestellt. Zwei Priester des gleichen Hauses, die HHrn. Franz Carret und Honorius Laval sammt einem Christenlehrer, mit Namen Murphy, begleiteten den Hrn. Liansu. Zu Bordeaux schifften sie sich sämmtlich ein, es war im Dezember des Jahrs 1833. Den 13. Mai des folgenden Jahres gelangten sie nach Valparaiso an der Ostküste des südlichen Amerikas, von wo sie später, mit Ausnahme jedoch des Präfekten, welchen wichtige Gründe bestimmten, zu Valparaiso zurück zu bleiben, in die Gambiers-Inseln eindrangen. Der Hochw. Hr. Rouchouse ward zu Rom geweiht und stieg den 29. Oktober 1834 mit drei Priestern, den HHrn. Friedrich Pages, Desiderius Maigret und Cyprian Liansu, und drei Christenlehrern, Gilbert Soulier, Fabian Koste und Urban Flerot an Bord. Sie hofften im Februar 1835 in Valparaiso einzutreffen; doch sind noch keine Nachrichten von ihnen uns zugekommen.

Während aber die Vorsehung den aufblühenden Missionen des Weltmeers Verstärkung zubereitete, blieb die kleine Christengemeinde von Sandwich fortwährend der Verfolgung bloß

gestellt, welche die Königin Mutter auf Anstiften der Methodisten erregt hatte. Unsere Leser werden sich vielleicht aus frühern Nachrichten vom Jahre 1831 erinnern *), wie groß die Strenge war, mit der man die neuen Christen dieser Inseln behandelte, wie bewunderungswürdig ihr Muth, ihre arglose Einfalt, und in welcher peinlichen Lage sich damals die katholischen Missionäre befanden, wo sie keinen Augenblick versichert seyn konnten, nicht mit Gewalt weggeschleppt und nach dem amerikanischen Festlande gebracht zu werden.

Ihre bange Besorgniß ist leider nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Den 24. Dezember 1832 wurden sie gewaltsam aus ihren Zufluchtsorten herausgerissen und angehalten, ein Fahrzeug zu besteigen, das sie in Ober-Kalifornien ans Land setzte. Die Einzelnheiten dieses betrübenden Ereignisses wissen wir nicht. Denn der Brief Hrn. Bachelots, den er bei seiner Ankunft in der Mission St. Gabriel in Nord-Kalifornien geschrieben, ging verloren, und erst der einzige spätere Brief vom 1. August 1833 gibt eigentlichen Bericht über ihre Abreise von den Inseln. Der einzige Christenlehrer Melchior konnte zurück bleiben.

Um so viel möglich den Mangel in der Berichterstattung des Hrn. Bachelot zu ergänzen, geben wir hier einen Auszug aus einer Reise nach dem südlichen Inselmeere, von dem preußischen Naturforscher Meyen unternommen; sie ist geeignet, den Zustand dieser Insel unter dem Einfluß der Methodisten deutlich darzulegen. Dazu können Schilderungen, einem Protestanten entnommen, den seine Vorurtheile natürlich sehr leicht verleiten müssen, eine anderartige Sprache zu führen, nach unserer Ansicht, nicht den geringsten Verdacht von Uebertreibung erregen.

Die Bibel-Missionäre, diese Abgesandten der englischen Gesellschaft, scheinen es sich seit einiger Zeit angelegen seyn zu lassen, vor allem die Inseln des stillen Meeres an sich zu reißen.

---

*) Siehe IV. Heft, Seite 11 u. s. f.

Ohne Zweifel dachten sie, ihre Herrschaft bei neuentdeckten Völkern, von lenksamer Gemüthsart, denen nie noch das Evangelium verkündet worden, leichter begründen zu können, als unter Asiens uralten Nationen, wo all ihr Bemühen bis auf diese Stunde nichts als Hohngelächter hervorgerufen hat. Die Ankunft einiger katholischen Missionäre auf den Sandwichs-Inseln gab ihrer Thätigkeit eine neue Regsamkeit, weil sie zuerst sich der Hauptpunkte Polynesiens bemächtigen wollten. Die englische Regierung begünstigt sie in ihren rein politischen Absichten; bereits haben sie ihre Pressen, gründen Fabriken und üben großen Einfluß im Lande. Auf den Freundschafts-Inseln verwalten sie, aus Auftrag Englands, das Amt der Friedensrichter; und die englischen Unterthanen, die daselbst wohnen, oder auch nur anlanden, sind ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen. Auf Neu-Seeland erfreuen sich die amerikanischen Missionäre einer nicht gemeinen Vollmacht; sie zwingen die Insulaner vier Tage der Kirche und der Schule zu weihen, den fünften müssen diese armen Leute für ihre Vorsteher arbeiten, und so bleiben ihnen für sich und ihre Familie zwei einzige Tage; weßhalb auch die Bevölkerung, unter so drückenden Umständen, täglich mehr abnimmt.

Der Naturforscher Meyen, der sich übrigens mit wissenschaftlichen Forschungen in jener andern Halbkugel beschäftigt, macht uns, in einem kurzen Berichte über die Gesellschafts-Inseln, einige bemerkenswerthe Schilderungen über die Ausschweifungen dieser Missionäre. Wenn wir dem gelehrten Schriftsteller glauben, so haben sie sich darin so sehr verstiegen, daß ihr Lebenswandel ihnen den Haß der ganzen Bevölkerung zugezogen hat. Gerne würden wir an der reinen Wahrheit dieser Behauptung zweifeln, würden sie nicht von dem russischen Kapitain Kotzebue und von allen Seeleuten bestätiget.

„Mit Schmerz bemerken wir zu Bavay, sagt Meyen, die traurigen Veränderungen, die in Kurzem sich dort ereignet, seit nämlich die evangelischen Missionäre ihr gottloses Lehrgebäude dort festen Fuß fassen sehen. Ein einziger Blick auf den armen Indianer rührt schon das Herz und erregt Mitleid,

und dieser seufzet nun gar so lange unter dem Drucke einer willkürlichen Zwangsherrschaft; braucht es denn noch der eisernen Ruthe protestantischer Missionäre, um sie vollends zu verderben?

„Die Klagen über alles das, was wir mit Augen sahen, reichen lange nicht an die Größe des Uebels! .... Ja, sagen wir es frei heraus, nicht Beförderung der Ehre des höchsten Wesens, auch nicht Eifer für die hohe Sendung ist es, sondern eitle Geldgier und unersättliche Ehrsucht, welche unsere heuchlerischen Missionäre in diese fernen Gegenden gelocket hat; überdieß sind es so untüchtige Leute, daß mehrere unter ihnen kaum mit Löhnerkost ihr Leben fristen könnten...... Bingham, der ein Wiedertäufer zu seyn scheint, gestund mir neulich, sie könnten vom Weine keinen Gebrauch machen; aber wohlverstanden, dieser Uebelstand wird gar reichlich ersetzt; denn diese strengen Eiferer lassen sich um großen Preis treffliches Bier aus Nordamerika herüber kommen, das in Polynesien höher zu stehen kömmt, als in Preußen der Wein..... Einige dieser gar bescheidenen Herren verstanden es recht gut, in zwei Jahren ein Vermögen von 10,000 bis 15,000 schweren Piastern zusammen zu häufen..... Da ists dann freilich Ehre genug für einen armen Indianer, wenn diese Herren geruhen, neben ihnen sich niederzulassen. Aber es ist nur allzu wahr, daß die Eingebornen, in Folge abscheulicher Bedrückungen, in die äußerste Noth versetzt wurden, und daß selbst ihre sauern Arbeiten sie nicht in den Stand setzen, die schweren Steuern zu entrichten, womit sie von den Missionären belegt werden..... Der Herrscherdruck dieser Missionäre geht über alle Schranken..... Vor einigen Jahren aber landeten zu Oahu mehrere französische Missionäre; es sind geschickte Männer, die sichs zum Vorsatze machten, die Achtung und Liebe der Bevölkerung zu gewinnen, und dieß zwar durch Mittheilung verschiedener sehr nützlicher Kenntnisse, vor allem durch Unterricht in den Hülfsquellen des Landbaues; ein zwar immer schätzenswerther Unterricht, besonders aber in einem Land, das mit der ganzen Fülle des Wachsthums gesegnet ist. Ihr Zweck

war offenbar nicht der Seelen Heil allein, sondern sie bestrebten sich auch, mit demselben zugleich auch den zeitlichen Wohlstand der Eingebornen zu vereinen. Der König gab ihnen die Erlaubniß, ihre Religion zu verkünden, und sehr bald war diesen frommen und leutseligen Priestern Jedermann von Herzen zugethan; ihr Leben war untadelhaft, und zudem hat der katholische Gottesdienst für die Indianer weit mehr Anzügliches, als jener der evangelischen Kirchen, wo sie der Länge nach sich niederlegen, ohne daß etwas ihre Gefühllosigkeit aufregen, oder die lange Weile, welche sie verzehrt, ferne halten könnte *). Es konnte den Predikanten eben nicht lange unbemerkt bleiben, wie weit überwiegend der Einfluß dieser neuen Ankömmlinge werden dürfte. Alles ward daher aufs Spiel gesetzt, und die Listgewebe wurden so fein gesponnen, daß endlich den französischen Priestern jeder äußere Gottesdienst verboten wurde, so zwar, daß ihnen ihre eigene Wohnung zum Gefängnisse werden mußte. Und weiter noch wollte man die Sache treiben, nichts ward gespart, um diese furchtbaren Nebenbuhler auf unser Schiff packen zu dürfen, und sie zu zwingen, wieder in ihre Heimath zurück zu kehren. Jene ehrwürdigen Geistlichen aber bedeuteten mir insgeheim, sie wünschten länger im Lande sich halten zu können, und dasselbe dann erst zu verlassen, wenn sie mit Gewalt daraus vertrieben werden sollten. Von da an ruhten jene verhaßten Ränke." —

Der Naturforscher Meyen befand sich auf dem Fahrzeuge

---

*) Siehe da! die schlichte Erzählung eines Protestanten ist fürwahr eine scharfe Rüge für so manchen katholischen Neuerungs-Freund. Denn abgesehen von dem, daß in den Kirchengebräuchen, derer die Katholiken sich beim Gottesdienste bedienen, immer ein tiefer Sinn verborgen liegt, zeugen sie zudem noch von der gründlichen Menschenkenntniß, welche der Kirche eigen ist, die den Menschen als Menschen und nicht als einen puren Geist betrachtet. D. Uebers.

enes preußischen Kapitains, welchem der Befehlshaber von Owhyhee den Antrag machte, die Missionäre nach irgend einem Punkte des amerikanischen Festlandes zu bringen, was aber jener standhaft verweigerte, weil er sich selbst nicht mit einer so niederträchtigen Aufgabe belästigen wollte. Zum Unglücke fingen, nach seiner Abreise, die Ränke der Methodisten neuerdings an, und die katholischen Missionäre wurden, wie oben gemeldet, gewaltthätig angehalten, die Inseln zu verlassen.

Der Family Library, eine englische Zeitschrift, enthält in seiner 25. Nummer Schilderungen, die genau mit den so eben mitgetheilten im Einklange stehen. „Ein protestantischer Missionär, mit Namen Bingham, heißt es darin, hat über die Königin von Sandwich, Namens Tamanu, eine unumschränkte Gewalt erlangt; und man kann sagen, er allein herrsche über das Land. Es ist nicht leicht, in die Entwürfe dieses Mannes einzudringen, der da alle seine Anschläge fleißig mit dem Schleier der Religion umhüllet, und mit ungemeiner Thätigkeit seine selbstgeschaffene, strenge Lehre zu handhaben sucht. Alle Bewohner der Insel, ohne Ausnahme, sind zu einer Gebetsübung angehalten, die beinahe keine Erholung gestattet; und sogar die Fremden, die im Lande sich niedergelassen, bemühen sich, ihr Antlitz hinter einer Larve von erschlichener Andacht zu verbergen. Die Straßen, früher voll des Lebens und der Thätigkeit, liegen nun öde da; kurz, die Einwohner sind, durch ihre überspannten Uebungen des Methodismus genöthiget, selbe zu meiden. Einige, die den verstorbenen König von Sandwich nach England begleitet hatten, wollten sich bei ihrer Rückkehr dem strengen Gesetze nicht fügen, und sagten, man übe in England keine solche Strenge. Aber die Königin Tamanu wollte, von ihrem Rathgeber Bingham angestiftet, nichts von Ausnahmen hören; hat sie ja doch die Macht über Leben und Tod in ihren Händen, nud so müssen Alle, wie gerne sie ihr auch widerständen, den Nacken unter das eiserne Zepter dieses veralteten Weibes beugen. Jede Gattung von Vergnügen und

Unterhaltung ist aus dem Lande verbannt. Der Befehlshaber der königlichen Seemacht, Lord Byron, der das Fahrzeug befehligte, worauf die königliche Leiche zurückgebracht ward *), hatte sich Zauberlaternen, Puppenspiele, sogenannte Guckkästen und andere Seltenheiten dieser Art angeschafft. Als er Anstalten traf, damit eine öffentliche Vorstellung zu machen, um das Volk zu ergötzen, kamen die bestimmtesten Befehle von Bingham, die unheiligen Vorstellungen zu verhindern, unter dem Vorwande, es gezieme sich gottesfürchtigen Christen nicht, mit solch' faden Freuden sich zu ergötzen. Lord Byron mochte mit diesem Fanatiker nicht zanken, und verzichtete auf sein wohlgemeintes Vorhaben."

„Wenn ein von Natur so frohes und lebhaftes Volk, fügt der Zeitungsschreiber bei, sich ohne Murren solch' lästigen Verboten füget, wie bereitwillig würde es eine weise Obrigkeit finden, bei ihm die Wohlthat der Ausbildung und des wahren Christenthums einzuführen; statt daß man es nun in den Künsten und in der Sittlichkeit recht eigentlich zum Rückschritte nöthigt, indem man es zwingt, den heuchlerischen Schein erkünstelter Andacht anzunehmen, die auch nicht von ferne das Herz berührt."

So urtheilen nun selbst Protestanten über das Treiben der Bibel-Missionäre, an welche die Gesellschaften zu London so reichlich ihre Millionen verschwenden. —

Wir werden alsogleich sehen, wie seicht die Vortheile sind, die sie errungen, und wie wenig es bedarf, sogar in Landschaften, wo übrigens ihr Einfluß am besten begründet scheint, dieselben zu vernichten. Nicht also steht es um die Sache der katholischen Missionäre; das Schreiben, das wir alsogleich werden folgen lassen, wird es uns beweisen, welchen Heldenmuth diese kaum noch unterrichteten Christen beseelt, die sich selbst überlassen, dennoch, trotz verschiedenartiger Verfolgungen, de-

---

*) Der alte König von Sandwich, Tamanu's Gemahl, starb in England.

nen sie ausgesetzt sind, und trotz dem gänzlichen Mangel an geistlicher Hülfe, dennoch eine bewundernswerthe Standhaftigkeit und Einfalt im Glauben entwickeln. Auch nützen sie die ersten Augenblicke ihrer Freiheit nicht, um sich, gleich ihren Landsleuten, einer unmäßigen Freude hinzugeben, sondern um sich zum gemeinschaftlichen Gebete zu versammeln. Mehrere haben sogar, vom heiligen Eifer durchglüht, den Ungläubigen kund gethan, was sie gelernt hatten, und die Gnade Gottes segnete ihr Bemühen; manche der Andersgläubigen bekehrten sich über ihren Reden, und baten für sich und ihre neugebornen Kinder um die heilige Taufe; so werden ihnen von einfachen, armen Neubekehrten die Pforten des himmlischen Reiches geöffnet! So beten denn auch wir, daß die Hoffnung der verbannten Missionäre, bald wieder zu ihrer lieben Mission zurückkehren zu können, um das heilige Werk, das sie so glücklich begonnen, zu vollführen, in Erfüllung gehen möge. Der Tod der Königin Mutter, Tamanu, dieser unversöhnlichen Feindin der Katholiken, scheint ihre Rückkehr begünstigen zu müssen, und gerade dieser Umstand ist, so viel uns bekannt ist, das einzige bedeutende Ereigniß, das seit ihrer Verbannung bis zur Mitte des Jahrs 1833 sich begeben hat.

Schreiben des Hrn. Bachelot, apostolischen Präfekten der Sandwichs-Inseln.

Mission von St. Gabriel, 1. August 1833.

Es lebe das heiligste Herz Jesu!

„Auch dieser Brief wird von Ober- oder Neu-Kalifornien her an Sie gelangen; ich glaube, es sey bereits der dritte! Der Herr wolle es doch fügen, daß ich bald einen andern von unsern armen Inseln aus an Sie senden könne. Hoffnung der Rückkehr läßt man uns von dorther hegen, wenigstens fürs künftige Jahr! Unterdessen leben wir bei den

guten ehrwürdigen Vätern dieser Missionen, und unterstützen sie nach unsern Kräften in den Verrichtungen unsers heiligen Amtes.

„Hr. Patrizius ist in der Mission von St. Karlos, sonst auch Berg Karmel genannt, zweithalb Meilen von Monterrey, wo die (spanische) Regierung sich befindet. Er geht mit dem Hochw. Vorsteher der Mission von St. Karlos wechselweise nach Präsidio, an Sonntagen dort die heilige Messe zu lesen, und den Kranken beizustehen; er hat Präsidio beinahe ganz übernommen. Nebst dem, daß sein Amt ihn nun an Monterrey fesselt, hält ihn noch ein anderer Grund dort zurück, nämlich nahe an einem Hafen zu seyn, wo die meisten Schiffe einlaufen, was für uns von sehr großer Wichtigkeit ist, um ja keine Gelegenheit zu versäumen, mit unsern Inseln und mit Europa in Verbindung zu stehen. Die göttliche Vorsehung hat uns in einen kleinen Hafen einlaufen lassen; er ist 10 Meilen von der St. Gabriels-Mission und ungefähr vier von der nächsten Wohnung entfernt; der gute Vorsteher der Mission, der vor sieben Monaten starb, nahm uns mit der Zärtlichkeit auf, die diesen alten, ehrwürdigen Vätern ganz besonders eigen ist. Seine Mission ist unter allen die ausgedehnteste, ohne darum eine größere Menge Neubekehrter zu zählen; überdieß stehen noch die meisten Kreolen, oder Abkömmlinge der Spanier, unter seiner Aufsicht; ich blieb bei ihm, und bot ihm in seinen vielen Geschäften hülfreiche Hand.

„Die Entfernung des Seehafens, welche so sehr die Verbindung mit unsern Inseln hemmt, wird durch das Zusammenströmen der Kaufleute, die jederzeit hier Geschäfte abzuthun haben, erleichtert. Nach dem Tode dieses guten Vorstehers mußte ich die geistliche Leitung von Pueblo und allen den untergeordneten Gegenden, in wiefern sie noch zu keiner Mission gehören, übernehmen. Nun sind es sechs Monate, seit man auf Bitte derer von Pueblo mir die Seelsorgerpflicht mit allen pfarramtlichen Verrichtungen über diesen Landtheil übertrug; doch wird dieß nur bis auf den Zeitpunkt, wo ich

wieder in meine liebe Mission zurück kehren kann, so verbleiben. Um besser mein Amt verwalten zu können, habe ich mich seit einem Monat hier aufgehalten. Trotz meiner Entfernung von Hrn. Patrizius, schreiben wir einander dennoch alle vierzehn Tage, und wenn es Noth thut, noch mehr.

„Ob wir gleich keinen ordentlichen Briefwechsel mit unsern Insern Inseln unterhalten, kommen wir doch häufig mit ihnen in Berührung; 4 bis 5 Schiffe segelten dieses Jahr von dort zu uns herüber. Sie bringen daselbst verschiedenes Hausgeräth, oder eigentlich verlorne Waare aus den englischen und amerikanischen Magazinen ans Land, und vertauschen diesen Kram gegen Ochsenhäute und Unschlitt, den einzigen Handelsartikeln der Eingebornen, es sey denn, daß man die Fischotterfelle, die aus dem nördlichen Inseltheile herkommen, hinzurechne.

Bruder Melchior nützte eines dieser Schiffe, um zu uns auf Besuch zu kommen und zu beichten; er hoffte ein segelfertiges Schiff für die Rückreise benutzen zu können; allein dieses Fahrzeug ward hier verkauft, und so wurde er durch diesen Unfall vier Monate lang hier zurück gehalten; man machte ihm Hoffnung, nächsten Monat um 1000 Fr. ihn an Bord eines Küstenboots zu nehmen. Aber er wird, allem Anscheine nach, noch vor der Abreise, wenigstens 150 Stunden (so weit sind nämlich Hr. Patritius und ich von einander entfernt) durchreiten müssen. Wir verdanken ihm zuverläßige Nachrichten über die eigentliche Lage unserer Christen; wir bedauern einzig, daß er die Inseln zur Zeit einer kleinen Empörung verließ, der Ausgang davon ist uns unbekannt.

„Nach dem Tode der Königin Mutter, von dem ich schon öfter gesprochen, erklärte der junge König, täglich von den Fremden dazu angespornt, er werde nun länger nicht mehr unter Vormundschaft stehen; er nützte wirklich, obgleich in den Jahren, wo die Leidenschaften den Menschen beherrschen, seine neue Freiheit mit großer Mäßigung; vor allem beeilte er sich, die protestantischen Predikanten zu entfernen, jedoch ohne ihr großes Ansehen zu schmählern, noch den Verordnungen

über Zucht und Sittlichkeit, die sich unter der strengen Leitung der Vorsteher sehr anhäuften, zu nahe zu treten. Also blieben auch geistige Getränke, jede Gattung von Spielen, und endlich der Tabak (eine Sache, die der Insulaner als die Hälfte seines Lebens betrachtete) verboten. Das Ehegesetz, von den Methodisten verfaßt, ward immer gehandhabt. Dieß Gesetz lautet dahin: „Kein Mann auf den Inseln könne mehr denn eine Frau haben;“ das verstehen die Insulaner nun so: ein anderwärts verheiratheter Mann könne ganz gut eine zweite Frau aus den Inseln nehmen; und diese Herren bestreben sich, wie es scheint, gar nicht, den Irrthum zu heben. Das Gesetz erlaubt die Ehescheidung im Falle der Untreue des einen Theils, läßt auch der Frau, geschieden von ihrem untreuen Manne, das Recht, sich wieder zu vermählen, was dieser, so viel ich mich erinnere, bei Lebzeiten der Frau nicht erlaubt ist. Ist aber die Frau schuldbar, so wird ihr darum das Recht, sich wieder ehlich zu verbinden, nicht genommen, da ich hingegen nicht sagen könnte, ob dieses Recht auch dem unschuldigen Manne zugesichert sey, denn der Text des Gesetzes liegt mir nicht vor Augen. Der Schul- und Tempelbesuch war immer eine strenge Pflicht, und unsere Christen sind deßhalb manchen Plackereien ausgesetzt. Indessen ist mir nicht bekannt, daß einer derselben seit unserer Abreise zu Zwangsarbeiten verurtheilt worden sey; diejenigen aber, die es schon zuvor waren, mußten im strengen Bußwerke fortfahren, bis sie endlich, durch die Festigkeit einiger Christinnen, davon befreit wurden. Eine dieser Frauen, die Wittwe eines Befehlshabers, hatte sich in der gleichen Woche, da wir in die Verbannung gingen, taufen lassen. Noch kaum Glaubensschülerin geworden, fand man sie auch schon bei den Zwangsarbeiten. Da inzwischen die Arbeiten, zu denen die Christen verdammt waren, zu Ende gingen, stellte man ein neues Verhör mit ihnen an, und legte ihnen, auf die Weigerung, sich den protestantischen Religionsübungen zu unterziehen, neue Zwangsverrichtungen auf. Als dieß bereits zum vierten Male geschehen war, glaubten sie keinen Gehorsam mehr

schuldig zu seyn. Man befahl ihnen, sich zu trennen, und die Arbeit mit jenen zu theilen, die ihres verruchten Wandels wegen büßen mußten. Da empörte sie der Gedanke an eine solche Gleichstellung mit Verbrechern. Bis dahin hatten sie immer allein und mit einander gearbeitet; es erklärten sich aber allererst die Frauen, sie würden sich nie von ihren Männern trennen lassen, und alle versicherten, lieber sterben zu wollen, als mit Leuten von ehrlosem Wandel sich zu vermengen. Jedoch ihrer Einsicht mißtrauend, sandten sie in der Nacht einen Boten an Br. Melchior, um seinen Rath einzuholen. Dieser erklärte sich dahin: es sey kein Fehler, mit diesen Leuten zu arbeiten, wenn sie dazu um der Vertheidigung der Religion willen vom Vorsteher verurtheilt wären, aber seinem Worte nicht zu gehorchen, dieses würde dann Sünde seyn. Sie nahmen diese Entscheidung gelehrig, aber buchstäblich an, und weil die Urtheile nicht, wie sonst, von dem Vorsteher, sondern von einem Untergeordneten ausgefertigt waren, so bedeuteten sie diesem: „Erst erklinge in unsern Ohren die Stimme des Vorstehers selbst, sonst gehorchen wir nicht; dich aber erkennen wir nicht an: jetzt weißt du es.“ — Es kam zu Gewaltthätigkeiten, die Frauen wurden von ihren Männern gesöndert, aber alsogleich hatten sie die Mauern mit Leitern erstiegen, und vereinigten sich neuerdings mit ihnen. Jetzt brachte man Fesseln, und machte Anstalten, die Wittwe, von der wir eben gesprochen, zu binden; sie war entschlossener als die übrigen, und als man doch ihre Forderung, die sie ohne Unterlaß wiederholte, nämlich das Urtheil aus dem Munde des Vorstehers selbst zu vernehmen, in Betracht zog, so entschied man sich endlich dahin, alle Christen insgesammt zu ihm zu führen. Unterwegs kamen sie zum Hause des englischen Konsuls; eben war es Zeit zum Mittagsmahle, man stund stille: „Höre, sagte die Wittwe zum Abgeordneten, schon manchen Tag hast du uns nichts zu essen gegeben, und wir haben Hunger; siehe, hier wohnt ein Fremder, der wird uns Speise geben, gehen wir hinein.“ Die Wachen widersetzten sich ihnen, und es entstand ein kleiner Kampf. Ob diesem Geräusche eilte der engli-

sche Konsul herbei; man unterrichtete ihn über das Vorgefallene, und da er die Christen erkannte, entriß er sie der Wache und nahm sie mit sich ins Haus. Niemand wagte es, sie dort aufzuheben; so blieben sie denn acht Tage dort, und Br. Melchior versah sie mit Lebensmitteln, denn sie wagten es nicht, auszugehen, weil sie so leicht Gefahr liefen, bis der Konsul sie endlich bei dem König und dem Vorsteher vertrat, und nicht allein denen, so bei ihm waren, sondern auch allen andern die Freiheit auswirkte. Wir haben von hier aus ein Schreiben an diesen edeln Mann erlassen, um unsern lebhaften Dank für den schönen Zug ihm zu bezeugen.

„Von da an hat man die Christen nie mehr beunruhiget; übrigens hat unsere Verbannung und die Verfolgung sie nur mit einem noch festern Bande der Eintracht unter einander verbunden; sie wurden bei allen beliebter, sie selbst aber eifriger und fester im Glauben; sie unterweisen die übrigen Insulaner in allem, was ihnen von der heiligen Lehre bekannt ist; und niemals hat eine größere Anzahl Verlangen nach Unterricht gezeigt, wie eben jetzt. Schon hat ein Vorsteher den protestantischen Schullehrern sein Haus untersagt, was ein bemerkenswerthes Ereigniß ist, weil bis dahin die Beamten das Thun und Geschwätze dieser Schullehrer, die unsere Todfeinde sind, stets rechtfertigten. Dieser Beamte, von dem die Rede ist, stellte es seinen Untergebenen frei, sich unterweisen zu lassen, wie es ihnen beliebe; er selbst, obgleich noch nicht Christ, liest nichts desto weniger täglich einen Abschnitt aus unserer Erklärung der christlichen Lehre, nach der Eintheilung, die wir für jeden Wochentag anordneten. Mehrere Insulaner begehrten und erhielten in der Todesstunde die Taufe, darunter eine Schwester der alten Königin von Mowe und Oahu; sie flehte lange darum, aber unsere Christen verweigerten ihr dieselbe, trotz der gefährlichen Krankheit, weil sie sich, die gekommen war, sich heimlich unterrichten zu lassen, als wir noch bei ihnen waren, durch die Drohung öffentlicher Zwangsarbeiten einschüchtern ließ, und sich wieder zum protestantischen Gottesdienste gewendet hatte.

„Endlich ließ man sich doch bewegen, und sie setzte den Unterricht fort. Mehrere ungläubige Frauen riefen Christinnen zu ihrer Niederkunft, und ließen ihre Kinder gleich bei der Geburt taufen, oder in ein Christenhaus bringen.

„Letzten April ließ der König öffentlich verkünden, es sey Jedem vollkommen freigestellt, ob er die protestantischen Religionsübungen besuchen oder nicht besuchen wolle; er hob auch das ganze Verbot auf, welches die Spiele, die geistigen Getränke u. s. w. betraf. Da konnte man nun sehen, was von den außerordentlichen Bekehrungen, womit die Protestanten prahlen, zu halten sey! — Ihre Schulen sind verlassen, der Tempel leer, und das von jenem Augenblicke an; und doch fasset der letztere 7 bis 8000 Seelen, und war ehedem vollgepfropft. Die so schnelle Auflösung des seichten Werkes dieser Ketzer öffnete den meisten Inselbewohnern die Augen; es ist dieß eine Huldigung mehr, der Wahrheit unserer heiligen Religion geleistet.

„Es scheint, die Schüler der Herren Methodisten haben ihre neugeschenkte Freiheit vorzüglich zum Spiele genützt, und dieß mit einer ganz eigenen Wuth, die hinreichend darthut, in welchem Zwang sie bis dahin lebten.

„Bei unsern Christen fand man hingegen keine Veränderung; kaum erlaubten sie sich, die Belustigungen mit anzusehen, und auch das thaten sie erst, als sie sich bei Br. Melchior Raths erholt hatten. Dieser ist gerade im Augenblicke der so entscheidenden Gährung abgereist; doch forschte er noch sorgfältig nach, was man wohl von unserer Rückkehr dächte. Allein man antwortete ihm, es sey mit den Ereignissen des Tages noch nicht so ganz im Reinen, und warten würde klüger seyn. Gleichen Sinnes hat uns der englische Konsul mit Wohlwollen berichtet. Ich selbst halte dafür, die Religion habe wenig Gewinn von diesem augenblicklichen Taumel; unsere Hoffnung ist auf die unermeßliche Erbarmung Gottes gestützet; sie ists, die uns endlich doch zu einer günstigern Stunde den Weg zur Rückkehr unter unsere Neubekehrten bahnen wird. Mehr denn 60 Briefe erhielt ich von unsern Christen, und

theils auch von Insulanern, die erst noch die Gnade der heiligen Taufe erwarten. Einige klagten mir, der liebe Gott sey sehr beleidiget worden; auch erzählten mir diese armen Leute mit einer rührenden Einfalt ihre Vergehen, und bitten mich um Rath, was sie doch thun könnten, selbe wieder gut zu machen, und den Zorn Gottes zu besänftigen. Ich gedenke Jedem insbesondere zu antworten, und überdieß an alle insgesammt ein kleines Rundschreiben zu erlassen. Jedes Wort von unserer Hand erfüllt sie mit unbeschreiblicher Freude. Wenn der liebe Gott den Br. Melchior glücklich zu ihnen hingeleitet, so wird man ihn wie einen Engel vom Himmel empfangen. Es muß Ihnen aus meinen letzten Briefen, die ich von Sandwich aus geschrieben, ganz gewiß bekannt seyn, daß ich unsere „Auslegung der christlichen Lehre“ sammt einem „Katechismus“ in der Sprache der Inseln nach Makao schickte, um sie dort drucken zu lassen, obgleich diese zwei kleinen Werke nicht so ganz sprachrichtig sind. Die Unmöglichkeit, in der wir uns befinden, allen, die darnach verlangen, mündlich Unterricht zu ertheilen, und selbst mit ihnen auf den verschiedenen Inseln in Verbindung zu stehen, machen den Druck derselben unentbehrlich; und immerhin wird es von großem Nutzen seyn, den Unterricht schneller und sicherer fortzupflanzen. Der Hochw. Hr. Legregois, Verweser des Missionshauses zu Makao, hat die Güte gehabt, dieses Geschäft zu übernehmen. Er ließ tausend Exemplare abdrucken, von denen er mir, auf meine Bitte, 500 zusendete, und das übrige Halbtausend bei sich zurück behielt. Wir hatten damals schon um den Befehl unserer Verbannung gewußt. Der Druck kostete uns 650 Fr., und Br. Melchior bezahlte. . . . .

„Wir empfehlen uns immerhin unsern Freunden, und bitten, auch unser vor dem lieben Gott zu gedenken.

„Ich bin u. s. w.

Alexius Bachelot.“

Wie wir so eben gesehen, war der Christenlehrer, Br. Melchior, zu Hrn. Bachelot auf Besuch gekommen und einige Monate bei ihm geblieben; jetzt kehrte er nach dem Inselmeer von Sandwich zurück, und schrieb, zu Woachu angekommen, an Hrn. Coudrin folgendes Briefchen:

Inselmeer von Sandwich auf der
Insel Woachu, 23. Jänner 1834.

Hochwürdigster Herr und Vater!

„Ich bin hier ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Priester, ohne Rathgeber, ohne Hülfe; zum einzigen menschlichen Trost gab mir die Vorsehung einen tugendhaften und arbeitsamen Spanier zum Genossen.

„Seit dem Tode der alten Königin Tamanu oder Kaahamanu ists auf unsern Inseln ruhiger geworden. Indessen regen sich immer noch zwei vielbesprochene Parteien, die des Königs und die seiner Hofmeisterin Kinan; diese stützt ihre Macht auf die protestantischen Geistlichen. Die Zahl der Protestanten mehrt sich von Tag zu Tag; sie sind im Besitz von drei Kirchen, allein ihr Einfluß ist sehr beschränkt; Tag für Tag werden die Eingebornen gleichgültiger, seit der König die Zwangsbefehle (*tabous*) aufgehoben, und den alten Gebrauch der Spiele wieder gestattet hat.

„Obgleich man sagen kann, unsere Christen seyen unerschütterlich im Glauben, so gibt es dennoch einige, denen die Abwesenheit ihrer Hirten zum Untergange werden kann. Die Freiheit, zu leben wie man will, hat diese kleine Zahl in einen beweinenswerthen Stand gesetzt, da indessen die übrigen starkmüthig ausharren. Ich zweifle, ob unsere Hochw. Herren so schnell werden zurückkehren können. Doch Gott vermag ja alles, und weiß, was zu unserm Besten gereicht. Er sieht unser Bedürfniß, ist allmächtig und unser guter Vater.

„Ich bin in tiefster Ehrfurcht 2c.

Melchior.“

Das ist nun alles, was wir von dieser Mission wissen. Ein Schreiben des apostolischen Präfekten des Südmeeres vom 11. Oktober 1834, das wir unsern Lesern gleich vorlegen werden, bemerket uns, es gehe wirklich in Valparaiso das Gerücht von der Rückkehr unserer Missionäre nach den Sandwich-Inseln. Möge der Himmel es gnädig verleihen, daß diese Nachricht sich bestätige! Die Prüfung, welche diese junge Christengemeinde getroffen, hat nur noch mehr den Glauben der Neubekehrten gestärket. So weiß die ewige Weisheit selbst aus dem Bösen Nutzen zu schaffen: Sie sey in allem gepriesen!

Wir meldeten früher, es seyen zu Ende des Jahres 1833 Missionäre, denen die Südsee zugetheilt worden, von Bordeaux abgereist und im Mai folgenden Jahres zu Valparaiso eingetroffen. Von dort sendeten sie an Hrn. Coudrin ihre ersten Briefe. Wir werden sie hier anreihen, nicht zwar als Berichterstatter wichtiger Nachrichten, sondern mehr als Gegenstände der Erbauung und Muster frommer Gefühle.

Tausend und tausend Mal wiederholt, haben dennoch die Nachrichten, so uns die Missionäre von ihren Reisen über Meer zusenden, immer einen neuen Reiz; ein geheimer Zauber bemächtigt sich unserer Seele, wenn wir im Geiste mit diesen apostolischen Männern mitten auf dem gränzenlosen Meere umherirren. Man fühlt sich da so ganz in der Hand Gottes und sieht es recht gut ein, daß man nie vollkommener auf ihn sein Vertrauen stützet, als eben in Augenblicken, wo uns des Menschen hilfreiche Hand nimmer zu schützen vermag. O dann ist man geneigt, mit ihnen die Hoheit des dreieinigen Gottes zu erheben, alle Geschöpfe einzuladen, ihn zu preisen. Vor Rührung brechen die Herzen, sieht man sie, vom Sturme bedroht, einen Blick nach jenem Ufer werfen, wo so mancher Freund zurückgeblieben, und dann mit dem Gedanken sich trösten: daß ja die Gebete dieser Freunde für sie zum Himmel steigen; hin und wieder auch möchte man eine Thräne der Rührung vergießen, wenn man es hört, wie sie die heilige Jungfrau grüßen, wie sie ihr Lob besingen, das Lob der gött-

lichen Mutter! — die keiner noch vergebens um Hülfe angerufen. — Die Berichte über den Aufenthalt der Missionäre zu Valparaiso und die Liebe, womit der Hochw. P. Andreas Karo sie dort aufnahm, sind so anziehende Nebenereignisse, daß wir uns, ohne Vorwürfe uns machen zu müssen, nicht wohl darüber wegsetzen könnten. Ohne diesen guten Ordensmann würde es ihnen saure Arbeit genug gekostet haben, ihren heiligen Zweck zu erreichen; allein Er, der immer die Mittel nach seinen Zwecken berechnet, hat auch genug Hülfsquellen in den Schätzen seiner Vorsehung, und nie wird einer es bereuen müssen, sich ohne Rückhalt seiner Führung anheimgestellt zu haben.

Schreiben des Hrn. Chrisostomus Liansu, apostolischen Präfekten des Südmeeres, an Hrn. Coudrin.

„Gelobt sey das allerheiligste Herz Jesu von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Valparaiso, 24. Mai 1834.

Mein Hochwürdigster Vater!

„Sie erinnern sich ohne Zweifel noch gut, daß wir erst den 1. Februar von Pouillak abreiseten, als wir bereits zwei Monate auf günstigen Wind gewartet, um einmal den Hafen von Gascogne verlassen zu können. Mehr denn 20 Schiffe gingen mit uns zugleich unter Segel, aber wir zerstreuten uns bald; die Sylphide, auf der wir uns befanden, that es an Schnelligkeit allen andern vor, und gegen das Ende der Woche verloren wir sämmtliche Schiffe aus unsern Augen. Den 8. Februar umsegelten wir das Vorgebirg Finisterre; den 13. erblickten wir die Insel Madeira; den 21. waren wir schon zu den Inseln des grünen Vorgebirges vorgerückt, befanden uns also unter dem 17. Grade nördlicher Breite, und sahen auch die erste dieser Inseln, St.

Antonio genannt. Es sind Felsen von ungeheurer Größe und der Lava eines feuerspeienden Berges ähnlich.

„Den 5. März überschritten wir die Linie, und bald darauf umtobte uns ein furchtbarer Sturm. Wir hatten noch einige andere auf unserer Ueberfahrt zu bestehen; dennoch muß man sagen: unsere Seereise ist sehr glücklich abgelaufen. Den 23. April umsegelten wir mit ungemein günstigem Winde das Vorgebirge Horn.

„Die göttliche Vorsehung gewährte uns den süßen Trost, das heilige Opfer beinahe jeden Sonn= und Festtag darbringen zu können. Allein die Verruchtheit der Reisegefährten gestattete nicht, die heilige Handlung anderswo, als in unserm Gemache zu verrichten. Indessen fanden wir auf der Sylphide einen Schiffsjungen, der seine erste heilige Communion noch nicht empfangen hatte, und die Stimme Gottes mit gelehrigem Herzen aufnahm; Hr. Franz von Assis unterrichtete ihn mit möglichster Sorgfalt, und führte ihn zu Valparaiso, wo wir den 13. Mai eintrafen, zum heiligen Mahle.

„Kaum waren wir den 14. ans Land gestiegen, so besuchten wir allererst die Kirche des heiligen Franz von Assis; nahe dabei wohnt ein ehrwürdiger Ordensmann und Franziskaner, P. Andreas; er hatte früher vierundzwanzig Jahre mitten unter Wilden gelebt. Dieser heilige Priester, 66 Jahre alt, nahm uns mit der größten Herzlichkeit auf, und wollte es unbedingt haben, daß wir bei ihm Wohnung nehmen sollten, wo wir uns denn auch wirklich noch befinden. Er verschaffte uns alles, was uns Noth that, und kam sogar unsern Bedürfnissen zuvor. Ich machte den Br. Kolumban, unsern Christenlehrer, auf diesen Beweis der göttlichen Fürsorge aufmerksam. „Habe ich Ihnen denn nicht mit Recht gesagt," erwiederte er mir, „die Vorsehung sey wirklich auf der Reise begriffen und werde vor uns anlanden?"

„Ohne Zweifel wird es Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie ein wenig mit dem Ehrw. P. Andreas bekannt mache. Die ganze Stadt verehrt in ihm einen Heiligen; in äußerster Dürftigkeit bringt er sein Leben hin; Gaben, die

man ihm reicht, sind seine einzige Habe. „Ich habe seit 20 Jahren nie mehr an den morgigen Tag gedacht," sagte er eines Tages zu uns; „der liebe Gott weiß es wohl, daß ich nichts besitze, wovon ich leben könnte; so muß er mich denn nähren, und gibt er mir nicht Unterhalt, so gibt er mir wenigstens Geduld, auszuharren." — Sein Lager besteht aus drei Brettern, über die er ein altes Polster ausbreitet; er geht immer um 10 Uhr schlafen und um 3 Uhr erhebt er sich wieder vom Lager. Er scheint nur einen Weg zu kennen, und dieser führt zu seinem Kirchlein, das sehr niedlich und wohlgeziert ist, denn alle ihm dargebotenen Gaben verwendet er entweder um dasselbe auszuschmücken, oder den Armen beizustehen. In seinem Hause sind dreißig Zimmerchen, wohin sich die Bewohner von Valparaiso in die geistliche Einsamkeit zurückziehen; kein Monat vergeht, wo nicht einige daselbst den Uebungen der Gottseligkeit obliegen. P. Andreas liest alle Sonntage um 5 Uhr die heilige Messe, und hält eine kurze Ermahnung an alle Gläubigen. Seine Kapelle fasset die Menge nicht; da läßt er den Altar an den Eingang vorrücken, damit es der großen Menge, die draußen steht, möglich werde, dem heiligen Opfer beizuwohnen, und die Anrede zu vernehmen. An den Sonntagen wird überdieß Abends der Rosenkranz gebetet, ihm folgt eine Betrachtung, die Abendandacht und der englische Gruß; es findet sich immer eine beträchtliche Menge dazu ein, und man kann sehr viel Geistesversammlung wahrnehmen.

P. Andreas ist, obgleich nur 66 Jahre alt, dennoch sehr schwächlich; er hat viel ausgestandeu, viel zu Gottes Ehre gearbeitet. Denn er war 25 Jahre lang apostolischer Präfekt von Ober-Perou. Der allgemeinen Verehrung, die man diesem frommen Ordensmanne zollt, haben wir die Nachsicht zu danken, so man auf der Zollbank uns wiederfahren ließ. Man wollte nicht einmal unser Gepäcke untersuchen, und der Vorsteher sammt den übrigen Gliedern der Regierung gaben uns einen Besuch und boten uns ihre Dienste an.

„Aus dem Allem ersehen Sie, wie der liebe Gott uns überall begünstiget; auf dem Meere sorgt er für unsere Erhal-

haltung und hier nimmt er sorglich sich unser an, weßhalb auch P. Andreas uns ohne Unterlaß die Worte wiedeholt: „Seyd nicht bekümmert, Gott wird Fürsorge thun.“

„Genehmigen Sie u. s. w.

Fr. Chrysostomus Liansu, apostolischer Präfekt.

Eben so führten die beiden andern Missionäre, so den Hochw. apostolischen Präfekten begleiteten, ein Tagebuch über ihre Ueberfahrt, aus welchem wir nun auch folgende Stellen entheben werden.

„Es war eben der grüne Donnerstag, da tobten furchtbar die Wasser, und wir sahen uns jeglicher Hoffnung beraubt, mit unserm göttlichen Erlöser das Osterfest feiern zu können. Bis auf den Abend des Charsamstages wüthete der Sturm, und wir fürchteten sehr, am morgigen Tage das heilige Opfer unterlassen zu müssen. Da kam der Hochw. Hr. Chrysostomus auf den Gedanken, die heilige Jungfrau anzurufen, daß sie uns doch günstiges Wetter erbitten wolle. Wir beteten also das: „Sey gegrüßt, o Königin! rc.“ miteinander; und sieh'! alsogleich legten sich die Winde, und Morgens 6 Uhr fuhren wir auf stiller See. Alle drei brachten wir jetzt das heilige Opfer dar und Br. Kolumban kommunizirte. Abends stimmten wir dann, von dem lebhaftesten Dankgefühle durchdrungen, das österliche Mutter-Gottes-Lied: „*Regina coeli etc.*“ an.

„Den dritten Sonntag nach Ostern näherten wir uns dem Vorgebirge Horn. Der Hochw. Hr. Chrysostomus las die heilige Messe, um günstigen Wind für die Fahrt um diese gefahrvolle Spitze Südamerikas zu erhalten, und über die Maßen ward unsere Hoffnung übertroffen. Den 24. April war es uns ein leichtes, die Spitze des Vorgebirges Horn zu sehen, da sangen wir wiederum eines der Kirchenlieder zu Ehren der heiligen Jungfrau. Das Wetter aber war nie schöner gewesen, und der Befehlshaber des Schiffes selbst sagte, es sey übernatürlich schönes Wetter.

„Den 3. Mai, am Tage der Erfindung des heiligen Kreuzes, schlossen wir uns im Geiste allen Gliedern der „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens“ an; mir ward das Glück, die heilige Messe zu feiern, und sie für die Vorsteher dieses heiligen Brüderbundes sowohl, als für alle jene frommen Seelen, die, demselben angehörend, ihre Gebete und Allmosen darbringen, aufzuopfern. Wahrlich es ist dieß ein Meisterwerk christlicher Liebe, von Gott selbst eingegeben. Nie unterlassen wir es, ein so heiliges Unternehmen ihm zu empfehlen, wie oft wir auch den Altar besteigen mögen, das fleckenlose Lamm zu schlachten.“

In einem andern Briefe liest man folgendes:

„An festlichen Tagen und in Augenblicken, wo das Meer tobte, sagten wir uns wechselweise: „Die ganze Familie der zwei heiligsten Herzen*) bittet für uns;“ und ein wundersamer Trost erfüllte unsere Seelen. Eines Tages zog eine ungeheure Zahl von Wallfischen gegen unser Schiff heran, und Tausende der Vögel begleiteten sie; da gedachten wir der Worte der drei Knaben im Feuerofen: „Lobet, ihr Wallfische, und alles was in den Wassern sich reget, den Herrn; lobet, ihr Vögel, des Himmels, den Herrn!“ Täglich beteten wir das: „Sey gegrüßt, du Stern des Meeres;“ und zuweilen sangen wir auch halbleise das: „Sey gegrüßt, o Königin!“ oder das: „Unter deinen Schutz und Schirm.“ Auf solche Weise bemühten wir uns, durch Gesang und Gebet den Herrn für die Lästerungen schadlos zu halten, die wir oft genug gegen die göttliche Hoheit ausstoßen hörten. . . . . Alsdann fühlten wir uns glücklich, und manche Thräne schlich sich heimlich die Wangen herab, wenn wir uns mit Jener unterhielten, die da in so mancher Eigenschaft die Helferin der Christen genannt wird.“

---

*) Die Familie der zwei heiligen Herzen, oder das Priester-Haus von Pik-Pus zu Paris, sonst Congregation der heiligsten Herzen genannt.

Wir dachten, unsere Leser werden uns Dank wissen, die Bruchstücke dieser zwei Briefe nicht mit Stillschweigen übergangen zu haben; die folgenden geben uns Kenntniß von der geschäftigen Seite unserer Missionäre.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Franz Karet aus dem gleichen Priester-Verein, an Hrn. Coudrin.

Valparaiso, im März 1834.

Nach einigen Schilderungen der Ueberfahrt und Ankunft zu Valparaiso, fährt Hr. Karet also fort:

„Man sucht uns hier von unserm Vorhaben abzubringen, und stellt uns vor, wie die Protestanten schon alles inne haben, wie die Wilden uns tödten werden, ohne daß wir hoffen dürften, irgend etwas Gutes unter ihnen zu stiften. Ich meines Theils sehe in allem dem nur die rasende Wuth des Teufels, der unsere Ankunft fühlt, und der uns gerne hindern möchte, in ein Land zu dringen, wo er Gebieter ist. Aber ich bin der zuversichtlichen Hoffnung, die mächtige Gnade Jesu Christi werde über alle Anstrengungen der Hölle obsiegen. Noch hat sich kein Schiff blicken lassen, das uns nach den Inseln führen könnte; wir überlassen es der Vorsehung, den Augenblick zu bestimmen.

„Den 23. Mai fanden wir einen spanischen Kapitain, der vor 8 Monaten die Sandwichs-Inseln verlassen hatte; allein er konnte uns keine Nachricht geben, ob die Königin Tamanu gestorben sey oder nicht; er schien eben nicht die zuverlässigsten Nachrichten zu haben. Gleichwohl versicherte er uns, die englischen Amerikaner hätten vorigen Jahrs protestantische Missionäre nach den Marquesen-Inseln auf einem eigens gemietheten Schiffe abgehen lassen. Ob sie noch dort sind, ist uns unbekannt.

„Den 25. Mai brachte Br. Kolumban, unser Katechist, den Schiffsjungen, der vor Kurzem zum ersten Male die heil.

Communion empfing, wieder auf das Schiff. Diesen Morgen traf er auf der Sylphide einen Schiffskapitain an, der mehrere Reisen nach den Inseln des Weltmeeres gemacht hatte, und dieser brachte folgende Nachrichten:

„Die Einwohner der Fidji-Inseln sind die gottlosesten von allen, sie ermorden ohne viele Umstände die Reisenden, besonders wenn sie vermuthen, sie könnten ihnen schädlich werden. Eine etwas lebhafte Unterhaltung, die sie beobachten, und deren Grund sie nicht einsehen können, genüget, um sie zum Morde oder wenigstens zur Beraubung irgend eines Menschen zu bewegen. — Das gefährliche Inselmeer gibt uns noch am meisten Hoffnung, wirken zn können. Es hatten sich zwei protestantische Prediger dorthin begeben; allein trotz dem, daß der König ihnen seinen Pallast anbot, mochten sie dennoch nicht hier bleiben, weil die Inseln keinen Vortheil für den Handel darbieten. Die Bewohner dieses Inselmeers thun ohne Grund keinem Fremden etwas zu Leide; aber wenn sie sterben, dann wird ihr Fleisch von diesen Insulanern aufgezehrt. Nur die Frauen enthalten sich vom Menschenfleische. Auf Otahiti hausen die Protestanten; es ist diese Insel aber auch am meisten von den Schifffahrern besucht. Der Kapitain fügte endlich noch bei: die Christen der Sandwich-Inseln würden, nach allen Berichten, die von ihnen einlaufen, immerwährend verfolgt.

„Wie es scheint, möchte es uns noch sauer werden, den Ort unserer Bestimmung zu erreichen, theils weil selten sich Schiffe dorthin begeben, theils weil man größere Summen von uns fordert, als wir zu leisten vermögen. Doch der liebe Gott ists ja, der alles vermag, und dessen Schätze nimmer erschöpft werden; will er es ernstlich haben, daß wir sein Wort den Inseln verkünden, so wird er auch Mittel finden, uns auf dieselben zu versetzen. Es scheint, daß wir uns trennen müssen, wenn es anders nicht gehen kann. Indessen gingen wir lieber alle zusammen nach den Inseln, wenns da auf die Wahl ankäme; ich bin aber der festen Ueberzeugung, der liebe Gott werde alles das selbst ausmitteln, und alles stelle ich somit

seiner weisen Anordnung anheim. Man wünscht es sehr, uns in Chili zurückhalten zu können, damit wir den Wilden auf den Gebirgen, die in großer Anzahl sich dort befinden, das Evangelium verkünden möchten. Dem Minister der Republik Chili, der sich wirklich in Valparaiso befindet, scheint die Sache sehr am Herzen zu liegen. Er besprach sich manchmal mit P. Andreas, bei dem wir uns befinden, über diese Angelegenheit. Dieser Bevollmächtigte ist ein Mann von ausnehmender Frömmigkeit; er hat mehrmals unserer heiligen Messe beigewohnt. P. Andreas antwortete ihm in unserm Namen, wir dürften sein gemachtes Anerbieten nicht annehmen, weil der heilige Stuhl eine andere Mission unserer Obsorge übertragen. Indessen ließen wir ihn durch diesen ehrwürdigen Greisen versichern, er brauche nur, in so fern die Regierung von Chili für ihre wilden Landsleute wirklich Missionäre haben wolle, nach Paris zu schreiben, und wir würden dann gegründetster Hoffnung seyn, Sie werden ihm Arbeiter senden, nur müßte er versprechen, ihre Reisekosten zu bestreiten, und ihnen die Mittel zur Gründung und Erhaltung der Mission zu verschaffen. Der gute Alte ging nun, das Geschäft zu ordnen; glückt es ihm, so denken wir, es werde Ihren Beifall erhalten; ohne Sie aber etwas thun, das wollen wir nicht. Der apostolische Vikar von St. Jago hat über diese Mission keine Machtvollkommenheit, so muß denn dieselbe erst von dem heiligen Stuhle eingeholt werden. Vormals hatten sie die Franziskaner; allein zur Zeit der Revolution in Chili wurden sie sämmtlich vertrieben.

„Wie befinden uns hier recht gut, man hat viel Achtung für uns; wir gehen wenig aus, und wenn es geschieht, so richten wir gewöhnlich unsere Schritte in die Gebirge. Valparaiso ist eine längs dem Meere am Abhange riesenhafter Gebirge erbaute Stadt; ihre Lage hat sonach etwas malerisches. Erdbeben sind da etwas nicht sehr seltenes; was die Häuser anbelangt, sind sie von geringer Höhe. Allein von Tag zu Tag steigen neue Gebäude auf, und die Bevölkerung mehret sich beträchtlich. Wie viel Gutes könnten eifrige Missionäre

hier stiften! Das Volk bewahret, so roh und ungebildet es auch ist, dennoch treu den Glauben, den es von den Spaniern erhalten. Die katholische Religion ist somit die Staatsreligion, und es ist sogar durch Gesetze verboten, irgend eine Glaubens-Sekte einzuführen; allein die Europäer stiften viel Böses durch die Einfuhr von schlechten Büchern, und durch eben so schlechte Sitten. Zudem ist das Erdreich von Chili nicht der Weinberg, den uns der Hausvater anvertraut hat; und wir selbst wünschten so bald als möglich an den Ort hinzugehen, der unserer Obsorge übergeben wurde. Flehen Sie doch Alle insgesammt zu unserer lieben Frau von der Rast, sie wolle die Hindernisse beseitigen, welche sich uns feindselig entgegenstellen, ansonst ja der Menschenfeind, der Geist der Ketzerei und des Unglaubens sagen könnte, er hätte über die Kinder Gottes obgesiegt. Ueberall sagt man uns, es harre viel Arbeit unser; das wissen wir recht gut, allein uns gelten die Worte und die Thaten des Heidenapostels: „Der Geist Gottes „bezeuget mir und sagt: Zu Jerusalem harren Bande und „Trübsale dein; doch ich fürchte nichts dergleichen, und achte „mein Leben nicht theurer als mich selbst, wenn ich nur meinen „Lauf und den Dienst des Wortes vollende, den ich vom Herrn „Jesus empfangen, um der frohen Botschaft von der göttlichen „Gnade Zeugniß zu geben.“ Ap. Gesch. 20, 23. u. s. f.

„So flehen Sie denn, ich bitte Sie noch einmal, flehen Sie für Ihre Kinder, daß wir den anbetungswürdigen Willen unsers Herrn treu erfüllen, und uns, durch die Heiligung Anderer, selbst heiligen mögen.

Franz Karet, apostolischer Missionär.“

Schreiben eben desselben an eben denselben.

Valparaiso, 9. Juli 1834.

„Was der liebe Gott durch den guten P. Andreas für uns wirket, haben Sie bereits schon Alles vernommen. Seither aber sind uns noch ungemein tröstliche Nachrichten zugekommen. Ein Franzose kam von den Inseln Fidji und Otahiti hieher gefahren, und sagte: er habe auf der letztern dieser Inseln Wilde aus dem Inselmeer von Sandwich herabkommen gesehen, welche öffentlich und ohne Scheu das Zeichen des heiligen Kreuzes machten, und sagten, man sehne sich in ihrem Vaterlande sehr nach den französischen Priestern. Also breitet der Glaube sich über die Inseln des Weltmeeres aus, und dringt bis zum Mittelpunkt der Ketzerei.

„Das Pfingstfest, die Festoktav des heiligsten Altar-Sakramentes und die Feier des heiligen Herzens Jesu begingen wir mit allem möglichen Anstande. Die Messe wurde gesungen und die Diakonen dienten am Altare. Die ganze Fronleichnamsoktav hindurch spielten fromme Frauen, in Stunden, wo das hochwürdigste Gut den Gläubigen zur Anbetung ausgesetzt war, auf dem Pianoforte eine Harmonie, die unsern Konzerten in Frankreich wenig nachsteht. Eben so fand sich zweimal, nämlich am Sonntage, der in die Oktav fällt, und am Feste des heiligen Herzens Jesu, die Feldmusik ein, um dem Herrn der Heerschaaren ihren gebührenden Zoll der Anbetung zu entrichten.

„Wir leben einzig von der Milde der Gläubigen. Nahrung und Wäsche kostet uns nie etwas; wir verdanken es einigen mildthätigen Personen, die da gütig nachhelfen, wo P. Andreas an Mitteln sich erschöpft sieht. Wir sind bei diesem frommen Ordensmann wie zu Hause. Um die Andacht zum heiligen Herzen Jesu zu verbreiten und dadurch uns ein Vergnügen zu machen, hat er den Freitag jeder Woche diesem anbetungswürdigsten Herzen geweiht. In der Frühe wird ein Lobamt gesungen, des Abends setzt man das hochwürdigste Gut aus, und wie an Festtagen hält er eine kleine Rede.

„Heute, den 9. Juli, also am Feste unserer lieben Frau von der Rast, öffnete sich unserer Mission ein Thor. Wir werden in zwei oder drei Tagen nach der Insel Gambier verreisen; diese liegt an der Straße von Valparaiso nach Otahiti. Der Handel ist bereits geschlossen. Es wird dieses wohl das einzige Eiland seyn, wo die Protestanten sich nicht festgesetzt haben. Die Eingebornen haben noch keinen Begriff von Christenthum; doch glauben sie an einen Gott des Himmels, und und einer ihrer Könige ließ sich auf einem Berge begraben, um demselben näher zu seyn.

„So flehen Sie denn für uns, die wir mit so vielen Mängeln, so mancher Schwäche und Armseligkeit behaftet sind; wir gehen hin, allen Höllenmächten den Kampf anzubieten. Bitten Sie den lieben Gott, er wolle uns jenen hohen Muth verleihen, dem nichts zu widerstehen vermag. Vor Allem sorgen Sie dafür, daß unsere liebe Frau von der Rast, der Sie so nahe sind, uns unter ihren Schutz nehme, daß sie uns überall hin begleite, und ohne Unterlaß uns in ihre Arme schließe, daß wir nie etwas thun mögen, als was sie und der heilige Schutzengel uns einflößen werden. Bitten Sie auch für uns zum heiligen Erzengel Michael, er wolle den Höllendrachen aus den Inseln verbannen, er, der ihn einst vom Himmel niedergeschmettert. So gehen wir denn endlich nach einem wilden Lande, möge der Friede des Herrn mit uns nach demselben überschiffen, und auf allen Menschen ruhen, die eines guten Willens sind, wo immer das Wort erklinge: „Friede dieser Insel und allen Bewohnern derselben.“

„Ich bin alle Tage meines Lebens u. s. w.

Franz Karet.“

Schreiben des Hochw. Hrn. Chrysostomus Liansu an Hrn. Coudrin.

Valparaiso, 19. Juli 1834.

Der Hochw. apostolische Präfekt unterhaltet den Hrn. Coudrin mit verschiedenen Nachrichten, die ihm über die Inseln des Weltmeeres zugekommen sind, und fährt dann also fort:

„Der Kapitain Morue, ein Franzose, den ich oft besuchte, hat selbst die protestantischen Missionäre nach den Marquesas-Inseln gebracht. Ihm zufolge herrschen daselbst protestantische Amerikaner, deren einige früher auf den Sandwichs-Inseln gewesen, und vorzüglich bemüht waren, die französischen Missionäre aus denselben zu vertreiben.

„Dieser Kapitain nannte mir auch die Inseln Gambier, deren fünf an der Zahl sind, und von welchen die größte Maureba heißt. Die Bevölkerung beträgt 800 bis 1000 Seelen. Die größte Entfernung, welche diese Inseln von einander trennt, ist 10 bis 15 Minuten; die Einwohner sind unabhängig und haben einen König. Obgleich Menschenfresser und Götzendiener, sind sie dennoch freundlich, aber Erzdiebe; man muß sich ausplündern lassen, und sogar noch dem Scheine nach darüber lachen, wenn man nicht ein Opfer ihrer Launen werden will. Dieses sind nun die Inseln, wohin der Kapitain Morue uns zu gehen rieth.

„Aehnliches erzählte er uns von der Insel Oparo, wo er eine Perlenfischerei anstellte; die Zahl der Bewohner steigt aber nicht über 300 bis 400 Seelen. Auch die Osterinsel kannte er, die Bewohner sind Erzdiebe. Ueberdieß landet hier nie ein Fahrzeug, weil diese Insel keinen Erwerbszweig in sich entfaltet.

„Die Inseln Gambier zogen mein ganzes Augenmerk auf sich; die größte Schwierigkeit hat es, zu denselben zu gelangen, weil man nur alle fünf bis sieben Jahre dort der Perlenfischerei obliegt, und ein einziges Mal an der Insel landet, und da die Gelegenheiten sehr selten sind, so ist es auch schwer,

Nachrichten von sich hören zu lassen. Dann glaubt Kapitain Morue, man würde, auch im Falle wir ein dorthin segelndes Schiff fänden, wenigstens 100 Piaster, oder 500 Franken auf eine Person zur Ueberfahrt verlangen.

„Am Tage unserer lieben Frau von der Rast ging ich noch einmal, ihn auf seinem Schiffe zu besuchen; er kam eben von einer kleinen Küstenfahrt zurück; St. Kolumban begleitete mich. Der Kapitain zeigte mir eine Karte vom Weltmeer, er hatte sie selbst verfertigt; es fand sich auf derselben eine mir unbekannte Inselgruppe. Auf dem Schiffe selbst aber sah ich zwei Wilde, einer war von Neu-Seeland, ehedem ein Menschenfresser, der andere aus den Nachbarinseln von Otahiti, wohl gebaut und gewandt. Der erstere sagte mir: auf Neu-Seeland wären fünfzehn protestantische Missionäre und zwölf auf Otahiti. Er war dem Kapitain nach der Insel Gambier gefolgt, weil er ein wenig ihre Sprache verstund; es wird nämlich nicht in allen Insel-Meeren dieselbe Sprache geredet. Jene von Gambier ist verschieden von der auf Otahiti, die Mundart von Otahiti ist wieder nicht dieselbe mit den Mundarten der übrigen Inselmeere, wiewohl sie etwas Aehnliches mit der Sprache der Sandwichs-Inseln hat. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, wenn ich diese zwei jungen Wilden betrachtete. Der eine derselben hatte einen Rosenkranz am Halse, allein ohne Zweifel nur als Schmuck, und ohne zu wissen, was es sey. Ich ließ sie durch einen Dollmetscher fragen: ob sie Lust hätten, mit mir zu kommen; sie sagten mir: Es würde ihnen Vergnügen machen. Da fragte ich sie weiter: ob sie denn mich in ihrem Vaterlande nicht essen würden? „O nein! im Gegentheil, wir würden euch vertheidigen.“ Ich schenkte jedem ein Geldstück, und lud sie ein, zu mir auf Besuch zu kommen.

„Als wir das Schiff verließen, trafen wir einen amerikanischen Kapitain, welcher nach Otahiti fahren sollte; dieser erbot sich aus besonderer Gunst, uns um 150 Piaster (780 Fr.) auf die Person dorthin zu bringen; wir scheuten uns aber, dieser Insel zu nahen, wo wir das Land nicht betreten konnten,

ohne daß von jedem 30 Piaster (150 Fr.) gefordert würden; denn also lauten die Gesetze in Betreff der Fremdlinge. Wir wiesen es also zurück, und ich glaubte, er wäre verreist. Aber Gott hatte andere Absichten. Ich glaubte den Kapitain wieder an die Anforderung, die er gemacht hatte, uns nach den Inseln zu bringen, erinnern zu müssen; versicherte ihn jedoch, wir könnten ihm nicht so viel geben, als er Anfangs gefordert habe. „Wie viel könnt Ihr mir denn geben?“ versetzte er. Br. Kolumban bot ihm 4 Unzen (460 Fr.) dar; er wies es zurück; ich drang in ihn, endlich gab er nach und sagte: „Ihr scheint mir wackere Leute zu seyn.“ Wir kamen überein, er solle uns nach den Inseln Gambier führen, dort werde er zwei von uns oder auch alle vier ans Land setzen, wie wir es dann gut finden werden, die übrigen aber würden dann Otahiti zu fahren. Doch bis auf den Abend wollte ich noch den Abschluß des Handels verschieben, damit ich mich mit meinen Gefährten berathen könne.

„Es blieb beim Vertrag. Die Herren Karet und Laval sollten auf den Inseln Gambier bleiben, wo wir ihnen eine Hütte bauen werden; Br. Kolumban und ich gehen dann als Zimmerleute verkleidet nach Otahiti.

„P. Andreas billigte unsern Entschluß; doch wollte er die zwei Kapitaine selbst sehen, denen er dann tausend Fragen stellte. Wie gerne würde er uns begleitet haben, um uns manchen guten Rath zu ertheilen, wenn es ihm möglich gewesen wäre! Die Kapitaine erbaueten sich sehr an den Reden dieses frommen Greisen, den sie nur dem Namen nach kannten. Er machte ein Verzeichniß von Allem, was für die Wilden am nützlichsten wäre, und machte mich verbindlich, Alles dieses zu besorgen; aber woher Geld nehmen? Es handelte sich um mehr denn 800 Fr. „Der liebe Gott wird Fürsorge treffen;“ erwiederte er mir.

„Des andern Tages ließ er mir bemerken: er glaube, es sey nicht klug, wenn alle Vier verreisen, und ich thäte besser, den Hrn. Karet in Valparaiso zu lassen. „Ich glaube,“ sagte uns der gute Ordensmann, „Gott habe Euch eine Zu-

fluchtsstätte bereitet, und es mir eingegeben, Euch aufzunehmen. Ihr hört, was man von diesen Inseln sagt; nehmet also auch nur Das mit, was Noth thut, um Euch zu bekleiden; aber Ihr müßt Opfer machen, um die Wilden zu gewinnen; und Ihr werdet, ohne ihnen Geschenke zu machen, nie Eingang bei ihnen finden. Wenn Ihr nun alle Vier hingeht, und es trifft Euch ein Unfall, daß Ihr auf den Inseln nicht bleiben dürfet, was wollet Ihr dann anfangen? Wo wird der Hochw. Herr von Nikopolis Euch wieder vereinigen? Wie wird er Nachricht von irgend etwas erhalten? Wäre es demnach nicht besser, es würde einer, wenigstens bis zu seiner Ankunft, hier verweilen?"

„Wir waren betroffen über die Richtigkeit dieser Vorstellungen; ich wollte also den Hrn. Karet allein in Valparaiso zurücklassen; meine Mitbrüder aber dachten: ich selbst sollte hier bleiben. Ich konnte nicht ihrer Meinung seyn, weil es mir schien, es sey an mir, mit dem Beispiele voranzugehen. Hr. Karet willigte ein, doch nicht ohne Schmerz. P. Andreas besprach sich einzeln mit ihm; was sie verhandelten, weiß ich nicht; allein nach der Unterredung rief mich der gute Alte, ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen; er umarmte mich und sprach: „Lassen Sie Hrn. Karet reisen, und bleiben Sie. Ich glaube, Sie können und dürfen seiner Abreise nicht entgegen seyn, denn es ist so der Wille Gottes." Ich berief meine Mitarbeiter, und sagte ihnen: Hr. Karet werde sie begleiten.

„P. Andreas wollte vor der Abreise noch den neuen Kapitain sehen, dem er auch neue Fragen zu lösen gab. Vier Tage schienen ihm nicht hinreichend für die Missianäre, sich festzusetzen. Er bat ihn also, längere Zeit auf den Inseln Gambier zu verweilen. Der Kapitain erwiederte, er könne seinen Aufenthalt dort nicht verlängern, weil er mit Andern in Gesellschaft stehe, und man ihm also Rechenschaft von seiner Fahrt abfordern würde; doch wolle er, obschon sein Fahrzeug täglich für 60 Piaster verzehre, auf die Bedingnisse hin, daß man ihm die Hälfte der Ausgaben bezahle, einige Tage länger

dort anhalten. Ich kam mit ihm dahin überein, er könne nach zweitägigem Aufenthalte auf ein oder zwei Tage uns verlassen, dann wieder zurückkehren, und die Habseligkeiten der Missionäre ans Land schaffen, wenn sie glaubten, auf diesem Inselmeere bleiben zu können; hielten sie es dann aber für unmöglich, sich dort festsetzen zu können, so sollte er sie um den nämlichen Preis nach Otahiti bringen. Auf dem gleichen Schiffe befand sich ein Engländer, Namens Murphy; er hatte im Sinne, sich auf einer dieser Inseln niederzulassen. Diesem rieth man, sich mit Hacken, Aexten, Schaufeln 2c. wohl zu versehen, und selbst einige Hausthiere mit sich zu nehmen, um die Insel damit zu versehen; theils, weil dieses ein Mittel seyn würde, die Schiffe dorthin zu locken, theils auch um die Wilden zu gewinnen. Man vermochte ihn, auch Bäume und Gesäme jeglicher Art mit zu nehmen. Dieser Engländer machte sehr bald mit uns Bekanntschaft.

„Der Kapitäin Morue gab uns einen seiner zwei Wilden, den von Neu-Seeland; er versteht englisch, ein wenig spanisch und die Sprache der Inseln Gambier hinreichend; er ist dort bekannt und geschätzt. Wir empfingen ihn mit Herzensfreude. Er hielt sich zu Br. Kolumban, weil dieser die Milde und Freundlichkeit selbst ist. Ich trug ihm den Unterricht des Wilden auf und empfahl ihm besonders, ihn lesen, schreiben und arbeiten zu lehren. Der Wilde war damit ungemein zufrieden; Hr. Karet führte ihn zur Kirche und zeigte ihm Christus; der gute Wilde machte ihm Alles nach; er ließ sich auf die Knie nieder, und machte wie er das heilige Kreuzzeichen.

„Unsere Freunde sagten mir, sie hätten im Sinne, ihre Kirche unserer lieben Frau von der Rast zu weihen. Dieses Vorhaben machte mir um so mehr Vergnügen, da ich denselben Entschluß schon in Paris, zu den Füßen dieser Himmelskönigin, gefaßt hatte.

„Als es zu Valparaiso laut ward, sie würden nun bald verreisen, wollte jeder an dem guten Werke Theil haben; man brachte ihnen Korn, Pomeranzen, kurz Alles, was neun

bis zehn Monate zum Lebensunterhalte Noth thut. Denn die Kapitaine berichteten, daß die Wilden ihren Lebensbedarf, aus Furcht vor übler Behandlung, unter die Erde verbergen, und es also gut sey, mit einigem Speisevorrath für sich sowohl als um die Wilden herbei zu locken, versehen zu seyn.„

„Am Feste unserer lieben Frau von Karmel, den 16. Juli 1834, sollten sie abreisen. Die Reisekosten der Missionäre, so wie ihre sämmtlichen Ausgaben, erstiegen den Preis von 100 Piastern für die Person. (Für alle zusammen 1500 Fr.) Sie nahmen nichts mit sich, als eine Kiste Wäsche für drei Personen, zwei Meßgewande, zwei Kelche, kurz das Unentbehrlichste; Br. Kolumban nahm auch noch eine Kiste voll Werkzeuge mit. Wir geleiteten sie bis an das Schiff. P. Andreas wollte noch, trotz seines Alters, an Bord gehen, um sich recht zu versichern, daß Alle wohl geborgen seyen. Er ließ nicht ab, sie dem Kapitain dringendst zu empfehlen. Viele vornehme Personen machten sich ebenfalls auf, ihnen bis ans Schiff das Geleite zu geben. Ein Herz zerreißender Anblick für mich, sie ihre Straße verfolgen zu sehen, während ich in Valparaiso zurückbleiben mußte. Abends empfahl sie P. Andreas dem Gebete der Gläubigen, und hob in einer kleinen Anrede ihre heldenmüthige Aufopferung hervor; man betete ein Vater unser und den englischen Gruß für sie; Alles war tief gerührt.

„Unsere drei Brüder konnten diesen Tag den Hafen noch nicht verlassen. Ich stieg also des Morgens auf den Berg, von wo ich ihr Schiff entdeckte. Sie erblickten mich, und schwenkten ihre Taschentücher, denn wir waren zu entfernt von einander, als daß wir einen Zuruf hätten vernehmen mögen. Als P. Andreas, der noch einmal an den Hafen gegangen war, das Schiff abfahren sah, ließ er die Glocken seines Kirchleins und die der übrigen Klöster erschallen, um die Missionäre neuerdings dem Gebete der Gläubigen zu empfehlen; überall sprach man von ihnen, und freute sich, daß einer derselben in Valparaiso zurückblieb.

„Ich hatte große Mühe, vor ihrer Abreise einen Obern

zu ernennen. Keiner wollte sich zu diesem Amte verstehen, und dieß aus ungeheuchelter Demuth. Endlich bestimmte ich den Hrn. Karet dafür. — Ich fühlte mich stets ungemein glücklich unter diesen guten Mitbrüdern; ihr Gehorsam und ihre Unterwürfigkeit waren musterhaft; sie hatten für mich die größte Anhänglichkeit, und betrachteten mich als ihren Vater. Sobald ich sprach, gaben sie mir Recht, und hätte ich auch ganz Unrecht gehabt. Geschah es, daß sie mich ein wenig betrübten, so entschuldigten sie sich alsogleich, und baten mich, ihnen zu vergeben, als wenn sie mich beleidigt hätten. Ach, wie war mein Herz so zerrissen, als ich ihre Abreise sehen mußte! Doch das Wohl der Menschheit schien es so zu fordern. Wir umarmten uns und zerflossen in Thränen. Nun, sie sind, wo der Gehorsam sie haben will, wenn nur immerhin der Wille Gottes erfüllet wird!

„Die Ausgaben, die wir hier machen mußten, sammt dem Gelde, das unsere Mitbrüder mit sich nahmen, belaufen sich auf 3700 Fr. P. Andreas danken wirs, daß sie nicht zu einer noch höhern Summe stiegen. Es ist Alles so theuer in dieser Gegend, daß wir 30 Fr. für Ausbesserung von sechs Paar Schuhen bezahlen mußten. Somit bekämen jedem Missionär, der nach Valparaiso abgeht, wenigstens 1000 Thaler ungemein wohl, um sich, gehörig vorbereitet, an den Ort seiner Bestimmung begeben und dort einrichten zu können. — Hätte der liebe Gott sich nicht ausserordentlich unser angenommen, fürwahr wir wären der Mittel beraubt gewesen, unsere Reise weiter fortsetzen zu können; allein denen wird nichts mangeln, die ihre Hoffnung gänzlich auf ihn gründen.

„Ich geharre u. s. w.

Chrysostomus Liansu, apostolischer Präfekt.“

Schreiben des Hrn. Franz Karet an Hrn. Coudrin.

Inseln Gambier, Mission unserer lieben Frau von der Rast, den 8. August 1834.

„Die göttliche Vorsehung, die alle ihre Zwecke mit eben so viel Milde als unwiderstehlicher Macht erreicht, brach uns endlich die Bahn in unsere Mission; zwei Monate nach unserer Ankunft zu Valparaiso, und gerade an dem Feste unserer lieben Frau von der Rast, stiegen wir an Bord der Peruviana (so hieß das Schiff). Allein erst am folgenden Tage, am Feste des heiligen Alexius, konnten wir unter Segel gehen. Gegen zwei Uhr Nachmittags vergönnte uns ein ziemlich günstiger Wind, das Weite zu gewinnen, und als der Passatwind jetzt stärker wehte, verloren wir die Berge von Chili, trotz ihrer Höhe, dennoch sehr bald aus den Augen.

„Den 21. wurden wir der St. Felix-Inseln ansichtig. Sie liegen (vier an der Zahl) unter dem 26. Grad, 30 Minuten südlicher Breite. Es sind Felsen, einzig von Seevögeln, die dort nisten, bewohnt. Es sollen dort sehr große Bäume zu finden seyn, auch einst einige, durch Schiffbruch Verunglückte, beinahe sechs Monate darauf verlebt haben. Einer dieser Felsenzacken raget hoch in die Lüfte, so daß man ihn von Ferne für den Mastbaum eines Schiffes ansehen möchte. Unser Kapitain würde gerne ans Land gestiegen seyn, um diese Inseln zu untersuchen, allein es war 3 Uhr Abends, als wir längs denselben hinsegelten, und uns der Gefahr aussetzten, mitten unter Klippen die Nacht zuzubringen; das mochten wir nicht, und nützten also den günstigen Passatwind, um mit vollen Segeln uns zu entfernen.

„Gestern, den 7. August, legten wir uns bei den Inseln Gambier vor Anker; es war ungefähr 7 Uhr Abends; wir wurden schon um halb eilf Uhr Morgens ihrer ansichtig. Sogleich beteten wir das: „Sey gegrüßt, o Königin!“ um die-

ses arme Völklein dem Schutze unserer lieben Frau von der Rast zu empfehlen, der wir auch diese Mission weihen werden. Wir flehten gleichfalls zu den drei Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael, die wir zu unsern Beschützern erwählten.

„Die Inseln Gambier sind ihrer vier an der Zahl, und ihre Bevölkerung steigt auf 2000 Seelen. Sie liegen unter dem 23. Grad, 30 Minuten südlicher Breite. Es befindet sich hier eine für Fahrzeuge nicht undienliche Bucht, und ihnen selbst gewähren Felsenmassen beinahe von allen Seiten Schutz gegen die Winde.

„Als wir so vor Anker lagen, nahmen wir eine große Bewegung auf dem Ufer wahr, und zu unsern Ohren drang ein verworrenes Geschrei, so die Einwohner über dem Anblicke unseres Schiffes ausstießen. Bald darauf ward ein Fahrzeug, das aus drei Brettern, die miteinander durch schlechte Stricke in Verbindung standen, zusammen gesetzt war, ins Meer gelassen; es stiegen zwei Wilde hinein, welche statt der Ruder zweier hölzerner Schaufeln sich bedienten, und näherten sich blitzschnell unserm Schiffe mie dem Zurufe: *Yoranx*! Es ist dieß der Landesgruß. Hr. Laval und ich halfen ihnen auf das Verdeck steigen; es war ein Mann mit einem Kinde. Zum Zeichen der Freundschaft mußte man wechselweise die Nase gegen einander reiben. Sie plauderten lange mit zwei Kanaken, der eine aus Neuholland, der andere von den Gesellschafts-Inseln.

„Für gestern hatten wir keinen andern Besuch mehr; aber heute war den ganzen Morgen das Verdeck stets dicht besetzt. Als ich das Brevier betete, setzte sich ein sechs Fuß hoher Kerl vor mir nieder, um mich einige Minuten zu betrachten. Ich flehte zum Herrn, er wolle ihn gnädig erleuchten.

„Als wir einige Zeit auf einem Kahne mitten durch Korallenfelsen gefahren, um einen Ort zu unserer Niederlassung zu finden, beschlossen wir, uns auf der größen Insel einzurichten, und landeten um die Mitte des Tages daselbst an.

„Ich bin schon einer Hütte ansichtig geworden, wo die

armen Verblendeten dem Teufel ihre Opfer bringen; sie ist jener, die im Garten des Seminars von Pik-Pus steht, nicht unähnlich, nur ist sie nicht rund, und eigentlich ein ledigliches Dach. Die Bewohner opfern dem Geiste der Finsternisse Muscheln und Kräuter, welche am Ufer des Meeres wachsen.

„Die Wilden der Gambier-Inseln haben eine riesenhafte Gestalt, und tragen einen Bart, wie die Sapeurs bei dem Militär ihn zu tragen pflegen. Die Frauen sind etwas geziemender bekleidet als die Männer. Als ich ans Ufer stieg, eilten die Kinder allesammt herbei, und jedes wollte mit der Hand mich berühren; ich glaube, meine kleine Gestalt habe sie angelockt. O daß es uns vergönnt wäre, aus ihnen Kinder Gottes zu machen!

„Diese Völker tragen sehr große Sorgfalt für ihre Todten. Sie schlagen einen drei Fuß hohen Pfahl, der sich in einen Dreifuß endet, in die Erde, darüber legen sie ein Brett, und auf diesem liegt der entseelte Körper, wohl eingewickelt und mit einer Binsenmatte zugedeckt. Dieß ist der Sarg, wo die Leichen hingelegt werden, und also unangetastet bleiben, bis sie dürre geworden sind.

„Wir trafen hier auf einen Engländer, der sich da mit einem andern Landsmanne und einem Kanaken vor einigen Wochen angesiedelt hat. Ohne eigentlich ein methodistischer Missionär zu seyn, ist er dennoch zum Unterrichte des Volkes hier. Er äußert große Lust wegzureisen, weil auf den Gambiers-Inseln zu leben, keine leichte Sache ist; Ratten ohne Zahl lassen keinen Samen sprossen und aufwachsen. Was den Engländer noch zu bleiben bestimmen möchte, ist, daß die protestantischen Missionäre von Otahiti ihm eine Besoldung verheißen haben. Ich glaube nicht, daß dieser Mann uns schaden werde. Er kam zu uns an Bord und schien sehr vergnügt, uns zu sehen. Er erzählte uns selbst, wie die Wilden in seiner eben gehabten Krankheit zu ihm sagten: „Dein Gott muß kein guter Gott seyn, daß er dich nicht heilet!“

„Nun, da sind wir ja auf dem Kampfplatze; doch müssen

wir vor allem mit regem Eifer uns auf die Erlernung der Sprache verlegen. Es thun uns wahrhaft alle Tugenden der Apostel Noth, da auch wir allen Gefahren, welche Sie umgaben, ausgesetzt sind. Gefahren zur See, (*periculis in mari*); überall trifft man bei den Ueberfahrten von einer Insel zur andern auf Klippen und Felsen, wir haben dieß heute schon bei dem Besuche zweier Inseln erfahren. Gefahren von Seite der Diebe (*periculis latronum*); wir sind gleichsam von ihnen belagert. Beten Sie also für uns und senden Sie uns, ich beschwöre Sie, Ihren Segen.

„Ich geharre ꝛc.

Franz Karet, apostolischer Missionär."

Schreiben des Christenlehrers Kolumban, an Hrn. Coudrin.

Hochwürdigster Herr und Vater!

„Wir sind sehr mit Ausladung unserer Habseligkeiten beschäftigt, somit kann ich ihnen nicht lange schreiben; ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir wohl und vergnügt sind, und daß dieses Völklein sehr geneigt scheint, uns aufzunehmen. Der Häuptling dieser Insel trug mich vom Ufer bis zu seiner Hütte auf dem Rücken *). Ein Engländer, der sich hier befindet, kam zu uns auf Besuch; er bot uns seine eigene Hütte an, bis wir uns selbst eine errichten könnten. Ich hoffe, er werde uns nicht hinderlich seyn.

„Ich bin mit Hochachtung u. s. w.

Br. Kolumban Murphy."

---

*) Die Wilden beurtheilen Alles nach dem Aeußern; und so hielten sie ohne Zweifel den Br. Kolumban für das Haupt der Ankömmlinge, weil er von hohem Wuchse, die Herren Karet und Laval aber klein sind.

Schreiben des Hrn. Honorius Laval, an Hrn. Coudrin.

Gambiers-Inseln, Mission unserer lieben Frau von der Rast.

„Nun sind wir auf den Inseln Gambier, wie wir zu Valparaiso es beschlossen und mit unserm apostolischen Präfekten verabredet haben.

„Seit die Protestanten es wissen, die katholische Kirche habe den großen Plan, den Inseln das Evangelium zu predigen, verdoppeln sie ihre Anstrengungen, um des besten Theils der neuen Welt sich zu bemächtigen. Sie werden es bald inne werden, wenn sie es nicht schon wissen, daß neuerdings katholische Missionäre angekommen, und daß ihnen nächstens noch mehr folgen werden. Sie thun ihr möglichstes, um uns zuvor zu kommen; und dieß ist fürwahr keine ungefähre Voraussetzung. Als wir noch zu Valparaiso waren, sollte ein von den Protestanten gemiethetes Schiff Bibelmissionäre nach Otahiti bringen. So eben vernehmen wir, diese vorgeblichen Missionäre sollen sich, ohne Zweifel von unserm Vorhaben, nach den Marquesas-Inseln zu gehen, unterrichtet, statt nach Otahiti zu gehen, dorthin begeben haben.

„In dieser Lage scheinen mir zwei Dinge nothwendig:

1) Wenn der Hochw. Bischof von Nikopolis nicht neue Vollmachten mit sich bringt, so sollte man von Rom aus größere Ausdehnung der Mission erbitten; denn, da die Protestanten doch auf einmal nicht überall seyn können, so könnten wir ihnen wenigstens auf einigen Inseln zuvorkommen.

2) Sollte man sich in jedem Falle beeilen, neue Missionäre zu senden; wenn wir viel apostolische Arbeiter hätten, so könnte man sie auf verschiedene Inseln vertheilen. Dann würden die Protestanten nicht mehr im Stande seyn, alle auf einmal fortzutreiben; und die Inseln, wo sie bleiben könnten, würden denen, so von den Methodisten aus andern Inseln vertrieben würden, zu Absteigewohnungen und Zufluchtsorten dienen. So würde sich nach und nach das Evangelium über das Weltmeer

ausbreiten, erst auf den Nachbarinseln, sodann in der Ferne. Alle, welche der Taumel der Ketzerei mit fortgerissen, Alle, die unter dem eisernen Joche der Methodisten schmachten, würden freiwillig das süße und leichte Joch unsers Herrn Jesus Christus auf sich nehmen, und mit offenen Armen die katholische Lehre empfangen.

„Andere Nachrichten will ich Ihnen nicht mittheilen, da bereits Hr. Karet dieß Geschäft übernommen hat. Nur dieß will ich Ihnen noch sagen: unsere Seelen fließen über vor Freude, und Eintracht verscheucht jeden Gram; eins nur schmerzet uns, daß unser lieber apostolischer Präfekt von uns ferne ist; allein Sie werden erfahren haben, daß die Gründe, die ihn in Valparaiso zurückhalten, von sehr dringender Natur sind und nur das Beste der Mission bezwecken.

„Ich bin mit Hochachtung u. s. w.

Honorius Laval."

Schreiben des Hrn. Chrisostomus Liansu, apostolischen Präfekten des Südmeeres, an Hrn. Coudrin.

Valparaiso, 11. Oktober 1834.

Mein Hochwürdigster Vater!

„Ich übersende Ihnen hiemit die Briefe unserer Freunde von den Gambier-Inseln. Der liebe Gott hat Alles nach seiner großen Barmherzigkeit zum Ziele gelenket. Am Freitag der vorigen Woche vernahm ich aus mittelbarer Quelle: unsere Missionäre in dem Sandwichs-Inselmeere seyen nach ihrer Insel, wo man sich sehr nach ihnen sehnt, zurückgekehrt; gebe Gott, daß diese Nachricht sich bestätige.

„Gestern sagte mir ein englischer Kapitain: die Bewohner der Marquesas-Inseln hätten sich gegen die Methodisten empört, und seyen auf dem Punkt gewesen, sie sämmtlich niederzumachen; endlich hätten sie sich begnügt, selbe nach Otahiti zurück zu senden. Hr. Bichon, Handelskonsul zu Ota-

hiti, hat, ohne zu wissen, daß die ersten verjagt worden, neue Missionäre nach den Marquesas-Inseln abgesendet. Wie nun diese letztern empfangen wurden, weiß man noch nicht.

„Ich hörte von Hrn. Morue, dem französischen Kapitain, die Protestanten der Gambier-Inseln seyen nicht böse Leute. Er glaubt nicht, daß sie uns hinderlich seyn werden. Ein gewisser Nobs, der durch einen Bevollmächtigten der englischen Regierung von der Insel Pitkairy hergesandt ward, vertritt die Stelle des Missionärs.

„Der Kapitain der Peruviana, der unsere Mitbrüder nach den Inseln Gambier brachte, sagt: sie wären von den Insulanern sehr gut aufgenommen worden. Glücklicher Weise kam ein französisches Schiff in diesen Seestrich, wo es einen Monat verweilen muß. Es wird unsere Missionäre schützen; einer guten Aufnahme nämlich ist da nicht sehr zu trauen, weil die Wilden alle Augenblicke ihre Launen ändern.

„Dieser Kapitain wird in 6 bis 7 Monaten nach Otahiti segeln. Ich habe mir, unter der Bedingung, wenn der Hochw. Bischof von Nikopolis anlangen würde, auf seinem Schiffe 5 oder 6 Plätze ausgebeten. Das Fahrzeug wird nach den Inseln Gambier, und wenn der Bischof es verlangen wird, auch nach den Marquesas-Inseln segeln, um dort Missionäre ans Land zu setzen; doch muß er den Kapitain für den erlittenen Verlust entschädigen.

„Der ehrwürdige P. Andreas ist allezeit ungemein für uns eingenommen. Wirklich ist er auf der Straße, um Mehl und andere unentbehrliche Gegenstände einzukaufen, welche er dann den Missionären zusenden will. Sie leiden an Allem Mangel, weil die Ratten das Wenige, so sie mit sich genommen, aufgezehrt haben. Es hat Eile, Alles, was man ihnen zukommen lassen will, einzusammeln, indem Kapitain Morue, der unvorzüglich nach Oparo abfahren wird, mir versprach, trotz einem Umwege von 100 Meilen, die Gambier-Inseln zu besuchen. Er nimmt zwei junge Insulaner aus den vornehmsten Familien des Landes mit. Von ihm vernahm ich, der Weizen, den man auf den Gambier-Inseln zu säen

versuchte, habe zwar große Halmen getrieben, aber kein Körnchen wäre darauf gewachsen; der Weinstock gedeihe gar nicht.

„Ich bedaure sehr, immer von meinen drei Freunden getrennt zu seyn. Ich könnte es fürwahr nicht entscheiden, welcher von allen Dreien frömmer und eifriger sey; jetzt will ich Ihnen schreiben, weil ich doch das Glück nicht habe, sobald wieder mit Ihnen mich zu unterhalten. Mein Entschluß ist, sobald der Hochw. Hr. Bischof angelangt seyn wird, mit seiner Genehmigung nach den Gambier-Inseln zu verreisen. Von dort werde ich den Hrn. Karet und Br. Kolumban mit nach den Marquesas-Eilanden nehmen. Hr. Honorius Laval würde auf den Gambier-Inseln bleiben, und der Hochw. Hr. Bischof selbst könnte sich für den Augenblick dahin begeben.

„In Frankreich würde man denken, der Hafen von Lima wäre unserer Mission weit am zuträglichsten; allein es ist doch ganz gewiß, daß Valparaiso ihnen weit mehr Vorschub leistet. Aus allen Theilen der Welt treffen daselbst Schiffe ein, also, daß Valparaiso durch die Menge seiner Waarenlager ein allgemeiner Stapelplatz für den Handel geworden ist. Selbst von Lima her kömmt man, hier Vorrath einzukaufen; denn der Weizen ist daselbst nicht viel theurer als in Frankreich.

„Seyen Sie stets meiner tiefsten Hochachtung versichert etc.

Chrysostomus Liansu, apostolischer Präfekt.“

Nicht einzig der Mangel an Lebensmitteln war Ursache an den Leiden der Missionäre auf den Gambier-Inseln; es scheint, sie seyen zudem noch Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Wir bedauern, daß die Briefe, die sie im Januar 1835 geschrieben, noch nicht nach Frankreich gelangten; denn ohne Zweifel würden sie Schilderungen enthalten, die unsere Theilnahme in hohem Grade in Anspruch nehmen müßten. Schon krönte ihr begonnenes Werk der Werth einer Seele, die sie dem Herrn gewonnen; wir dürfen hoffen, es werde dieses eine Vorbedeutung von zahllosen und dauerhaften Eroberungen seyn.

Schreiben des Hrn. Chrisostomus Liausu, apostolischen Präfekten des Südmeeres, an Hrn. Coudrin.

Valparaiso, 19. Februar 1835.

Mein Hochwürdigster Vater!

„Ich freute mich sehr, gestern Abends zu hören, es werde ein Schiff nach Frankreich abgehen; weil ich nun günstige Gelegenheit finde, Ihnen meine Nachrichten mitzutheilen. Ohne Zweifel haben Sie die Briefe unserer Mitbrüder über die Arbeiten und Verfolgungen, die ihren Eifer auf die Probe stellten, schon empfangen. Allein dieß Alles betrübt mich nicht, nein! Glück wünsche ich ihnen um derselben willen, und eins nur thut mir Leid, sie nicht mit ihnen theilen zu können. — Sichtlich hat der Herr sie geschützet, und noch weit wundersamer ists, wie er sie genähret, wie ein französischer Kapitain berichtet, der auf den Gambier-Inseln mit seinen Matrosen den Hungertod zu finden glaubte, weil sie weder die schlechten Fische noch die unverdaulichen Wurzeln ertragen mochten. Als man zu Valparaiso vernommen, was unsere Missionäre auszustehen hätten, beeilte sich Jedermann, mir Lebensmittel zuzusenden, daß ich sie ihnen schicken möge. Noch mehr, der Vorsteher und die Kaufleute überreichten mir 400 Ellen gedruckten und andern feinen Kattun, die Eingebornen damit zu bekleiden. Der Hochw. Bischof von St. Jago, von all dem Elende in Kenntniß gesetzt, wie er mich darum gebeten hatte, schickte mir 100 Piaster, wie sie es aus seinem Briefe sehen werden *). So schwer es mir fällt, von unsern Freunden getrennt zu seyn, fühle ich dennoch nicht weniger, wie nützlich mein Aufenthalt zu Valparaiso, in Rücksicht auf das Wohl

*) Aus diesem Briefe haben wirs entnommen, daß die Missionäre auf den Gambier-Inseln eine Person bekehrt hätten; den Brief selbst hier anzuführen, halten wir für überflüssig, weil er weiters keine Nachrichten enthält.

der Mission, in diesem Augenblick ist. Hier kenne ich Niemanden, denn ich gehe wenig aus; dennoch sind alle Einwohner beflissen, mir ihre Dienste zu erweisen.

„Ich geharre u. s. w.

C. Liansu, apostolischer Präfekt.“

Mission der Malabaren.
(Indien*).

Wir haben wenig Neues aus dieser Mission zu melden; dennoch können wir uns nicht enthalten, die Beschreibung einer unerhörten Hungersnoth, die in den Jahren 1833 und 1834 die Halbinsel von Indien verwüstete, unsern Lesern mitzutheilen. Die Umstände dieser Hungersnoth, die wir einem Missionär, der Augenzeuge davon war, zu verdanken haben, sind wahrhaft geeignet, Schauer und Grausen zu erregen. Indessen haben doch die armen Völker dieser Erdgegend die tröstliche Botschaft des Heils vernommen; die Religion Jesu Christi ist ihnen verkündet worden. Sie ist frei in allen Ländern, die der englischen Herrschaft unterworfen sind. Nehmen sie daher diese heilige Religion nicht an, so lastet größere Schuld auf ihnen, als auf andern Völkern, welchen das Licht des Glaubens noch nicht leuchtet. Wohl erkennen sie zwar diese Religion als eine gute Religion, und haben auch keinen andern Namen, um sie zu bezeichnen; allein Muth und Entschlossenheit fehlen ihnen, um sie auszuüben. Sind sie auch nicht offene Feinde der Christen, wie die Barbaren in Tonkin und Cochinchina, so beleidigen sie doch den Herrn des Himmels noch fortwährend mit einem unsinnigen Götzendienste, und mit

*) Die frühern Nachrichten über diese Mission enthalten das III. Heft Seite 43, das VIII. Heft Seite 72.

abscheulichen Opfern, die allerdings geeignet sind, seinen gerechten Zorn zu erregen, und ihnen jene Strafen zuzuziehen, die einstens die schuldbaren Städte Sodom und Gomorrha vernichteten. Wirklich brach auch plötzlich der Zorn des Herrn über sie aus. Der Allerhöchste befahl seinem Engel, das Schwert des Gerichtes über sie zu zücken, um einige jener entsetzlichen Streiche zu führen, die mächtig genug sind, ganze im Schlafe des Lasters versunkene Nationen aufzuschrecken, und sie vom Rausche ihrer Wollust und Ausgelassenheit zu enttäuben. Er selbst läßt sie die Schwere seines Armes fühlen, auf daß sie erkennen mögen, daß er Gott sey, einzig wahrer Gott, dem allein der Gehorsam und die Huldigungen aller Völker der Erde gebühren. Doch während diese allmächtige Hand vernichtende Streiche führet, so waltet sie mit süßer und schützender Erbarmung über Alle diejenigen, die vor derselben sich niederwerfen. Tausende von Mohamedanern und Heiden fallen hingewürgt zur Linken und Rechten, während ein armer Missionär mit einer kleinen Zahl von Gläubigen fast einzig mitten unter zahllosen Gefahren verschont bleibt. Doch wir wollen ihn selber die Schrecknisse Gottes erzählen hören, — und dabei bedenken, daß auch unser Schicksal in seiner Hand liegt.

Schreiben des Hrn. Charbonnaux, apostolischen Missionärs, an den Hochw. Bischof von Halicarnasse zu Pondichery.

Gontour, im Dezember 1833.

Mein hochwürdigster Herr und gnädigster Vater!

„Ich übersende Euer Gnaden meinen Bericht über das, was ich im Verlaufe des Jahres 1833 in den verschiedenen Gegenden, die ich bereise, gesehen habe. Sie werden mir die zahllosen Schreibfehler, die darin vorkommen, verzeihen; nur stückweise und gleichsam im Fluge konnte und mußte ich den Aufsatz niederschreiben; ich brauchte nicht weniger denn acht

volle Monate dazu, und hätte mich kaum daran gewagt, wäre es nicht geschehen, um der Bitte Euer Gnaden gehorsamst zu willfahren.

„Der Allmächtige, ohne Zweifel ermüdet durch den Starrsinn *), womit die Bewohner dieser Länder ihrem abscheulichen Götzendienste anhangen, schien endlich sich selber Gerechtigkeit über diese Völker verschaffen zu wollen. Eben so schrecklich in seinem Zorne, als gerecht in seinen Rathschlüssen, offenbarte er die Macht seines Armes, indem er über die schuldbeladenen Indier gleichsam ein Uebermaaß der entsetzlichsten Landplagen ausbrechen ließ. Mit Recht kann ich daher ausrufen, ehe ich meine Beschreibung beginne: „Hört es, ihr Völker! Gott „stellte ein Beispiel auf, dessen bloße Erzählung alle Herzen „derjenigen, die es hören, mit Entsetzen erfüllen wird!“

„Oft genug ist Indien von Hunger und Dürre heimgesucht worden. Die Alten erinnern sich dreier Jahre, in denen das Getreide ungemein theuer war; aber nie haben sie von einem Jammer gehört, der so allgemein in den Provinzen, so drückend, weil vereint mit Seuchen, und so hartnäckig in seiner Dauer gewesen wäre; zumal da die Einwohner sich noch nie so überrascht fanden, noch nie so arm waren. Im Bezirke Gontour, wo ich mich aufhalte, ergoß sich der Regen im Jahre 1832 fast unaufhörlich, die Erndten waren schon sehr mittelmäßig; jetzt entstand noch im Juni und Juli eine ungewöhnliche Hitze, und verheerte durch zahllose Entzündungen diese Ortschaften mit ihren Strohdächern, und in manchen Gegenden fraß die Flamme den Lebensbedarf, den man dort aufgehäuft hatte. Die Regenzeit trat ein; die Luft voll Feuerglut bot mehrere Nächte hindurch nur ein Schauspiel der fürchterlichsten Erscheinungen dar. Meteore kreuzten durch den Himmel und stürzten nach allen Enden nieder. Diese Ereignisse schreckten nicht allein die abergläubischen Indier, die überall

---

*) Ueber diese steife Anhänglichkeit der Indier an ihre Religion und ihre alten Gewohnheiten siehe VIII. Heft, S. 74.

Stoff zu Vorbedeutungen finden, sondern sogar englische Beobachter, die in den Tagblättern versichern, selbe von Gontour bis Kudazat bemerkt zu haben. Vergebens bemühte ich mich, meine Christen zu beruhigen, in dem ich ihnen die Hitze des Dunstkreises, den zehn Monate lang kein Regen erfrischt hatte, und welcher dennoch der vollen Glut der Sonnenstrahlen ausgesetzt war, als Ursache davon angab. Sie versicherten mich, diese Erscheinungen seyen als Vorboten des Unterganges vieler Millionen Einwohner anzusehen. Und nur zu sehr rechtfertigte die Folge dieses Hellesehen in die Zukunft. — Indessen fiel um die Herbstzeit in gewissen Gegenden einiger Regen; man beeilte sich zu säen, aber die Heuschrecken und das Gewürme zernagten die Keime, da sie noch kaum der Erde entsprossen waren. Man säete zum zweiten und dritten Male; endlich sproßte einiges auf, um zu verdürren, nachdem es, leider umsonst, zwei Fuß hoch gewachsen war. Reiften auch hie und da einige Aehren, so wurden sie während der Nacht ein Raub des ausgehungerten Pöbels und eines Haufens Unglücklicher, die von Norden her gekommen waren; denn zur selben Zeit fing man an, aus diesen Gegenden auszuwandern. Also sah sich der unglückliche Landbauer jeglichen Trostes beraubt. Doch nehme ich hier etwa zwölf Dorfschaften, an der östlichen Küste gelegen, aus, wo die Vorsehung eine gesegnete Erndte gab, und durch diesen kargen Ersatz die innern Provinzen vor gänzlichem Untergange bewahrte. „Höret es, o „Greise und ihr übrigen Erdenbewohner! nehmet es zu Ge„müthe: Was die Raupe nicht verzehrte, verzehrte die Heu„schrecke, was die Heuschrecke nicht verzehrte, verzehrte der „Käfer, was der Käfer nicht verzehrte, verzehrte die Made.“ Joel 1. 2, 4.

„Dieß war das Vorspiel zum Jahr 1833. Im Januar ließ die Hungersnoth sich zum ersten Mal fühlen; doch zu langsam, nach den Absichten der Vorsehung, schlug diese die Schuldbaren, die da bezeichnet sind mit dem Siegel der Verdammung; darum sollte die Cholera morbus, diese Strafruthe des Zornes Gottes, welche seit zehn Jahren in diesem

Provinzen sich kund gab, auch noch hinzukommen; sie sollte innerhalb sieben Monaten Alles wegraffen, was entweder durch Reichthum, oder durch Blüthe des Alters noch einige Bürgschaft auf längeres Leben hatte; so sank allerorts besonders die Jugend ins Grab.

„In einer Festung, von englischer Mannschaft besetzt, starben 26 Personen am gleichen Tage, an dem ich dort eintraf; nicht besser stund es in den übrigen Landschaften Indiens. An der Westküste von Cochin, von Mache u. s. w. richtete sie noch weit schrecklichere Verheerungen an. Die Tagesblätter versicherten: es habe dort die Sterblichkeit keine Schranken. Anderswo häuften die Kinderblattern die Zahl der Opfer.

„In Mitte des Junius und Julius erhoben sich von Westen her Winde, deren drückende Hitze nur mit der Glut eines Backofens verglichen werden mag; die Luft, von den Wirbeln des aufgehobenen Sandes verfinstert, tödtete eine Unzahl Unglücklicher auf den Straßen und Feldern. Jetzt verband sich, zur Verzweiflung des Volkes, Durst mit Hunger. Es versiegten die Teiche und Brunnen in zahllosen Ortschaften; jede Familie grub sich einen Wasserkasten, aus dem sie des Nachts schöpfte und dann über Tag mit Erde bedeckte, um sich diesen Schatz zu bewahren. In einer Hauptstadt mußten meine Schüler und ich, nach den Beschwerden einer etwas langen Reise, auf der wir diesen brennenden Winden ausgesetzt waren, die Gerichtsdiener der Stadt zu Hülfe rufen, um ein wenig Wasser aus einem öffentlichen Brunnen, der in einer Stunde nur etliche Maaß Wasser abgab, zu erhalten.

„Diese Glutwinde versengten alles Grüne. Da man also den Thieren die Hausdecken, die in diesem Lande von Stoppeln sind, und das Laub der Bäume vorlegen mußte, so ging das Vieh, die vorzüglichste Hoffnung des Landmanns, beinahe alles zu Grunde. Ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß man in der Gegend, die ich durchreiste, die Zahl der Kühe, Ochsen und Büffel, die dahingerafft wurden, auf mehrere Millionen hätte bringen können. Ein einziges Beispiel will ich anführen, es thut zur Genüge kund, wie groß der Verlust des

einfachen Landmanns seyn mußte. Ein kleiner Fürst dieses Landes hatte 400 Kühe, 36 Jochochsen, eine ungeheure Zahl Büffel und 22 Sattelpferde; jetzt hat er noch zwei einzige Pferde, vier Jochochsen und zehn Büffel. Mehr denn 3000 Orangen=, Zitronen= und sonstiger köstlicher Fruchtbäume, die er in seinem Garten gepflanzt hatte, verdorrten sämmtlich an der glühenden Hitze, ob sie gleich von mehrern Kanälen bewässert waren. Daher sind zur Bestellung der Felder fast keine Ochsen mehr vorhanden; mit Noth nur kann man Milch erhalten, und doch ist sie des Indiers vorzüglichste Nahrung; gibt auch das Land noch etwas Ziegenmilch und Butter, so verkaufen die Hirten die kärgliche Speise zu den höchsten Preisen. In einigen Dorfschaften gelang es etwa zwei oder drei begüterten Einwohnern, einige Kühe zu erhalten, da sie 50, 80, ja vielleicht bis 200 eingebüßt, welche sie im vorigen Jahre noch besaßen. Noch mehr, als die Unglücklichen der untern Klassen, die einzigen Indier, die sich von Kühfleisch nähren, sogar die Gerippe derjenigen Thiere, die der allgemeinen Noth unterlegen waren, aufgenagt hatten, und nichts mehr fanden, wovon sie sich hätten nähren können, durchgruben sie die Mauern der Gehöfe, rissen selbe nieder und warfen Feuer in die Gebäude, um die Eigenthümer, welche noch einige dergleichen Thiere in ihren Häusern aufbewahrten, zu zwingen, dieselben auf offenem Felde preiszugeben. Es erfolgte Brand auf Brand; mehr denn tausend Dörfer verzehrte das Feuer. In den Junius= und Juliusnächten nahm ich nur den rothen Schimmer der verheerenden Flammen wahr. Aber ihr Hunger blieb ungestillt; da rotteten sie sich Bandenweise zusammen, griffen in der Nacht die vornehmen Bewohner der Dorfschaften an, stahlen, wo sie etwas fanden, verbrannten, folterten, mordeten nicht selten die Eigenthümer, um sie zur Entdeckung ihrer Juwelen oder ihres Geldes zu zwingen. Diese Art Straßenraub ward bald so allgemein und gewöhnlich, daß man Niemanden mehr trauen konnte, selbst der Mann dem Weibe nicht, noch der Vater dem Sohne. Jeder raffte das Köstlichste zusammen und ergriff die Flucht. Die frostigste Selbstsucht bemächtigte sich aller Herzen;

weder die heiligsten Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, noch der Anblick der äußersten Noth vermochte etwas über Jene, die noch so viel Vermögen besaßen, um andern hilfreiche Hand bieten zu können. Jedermann zitterte für sich selbst, bei Tage nicht weniger als in der Nacht; nur schaarenweise und gut bewaffnet durfte man reisen, und selbst diese Vorsichtsmaaßregeln genügten manchmal nicht. Wer noch einige Kräfte besaß, borgte weniges Geld zu großen Zinsen, und ging dann 30 bis 40 Meilen weit, um Korn zu kaufen; aber in der Nacht stunden die Bewohner des Dorfes, wo sie ausruhten, zusammen, nahmen ihnen das Korn und die Kleider und schlugen sie todt; ich hörte sogar sagen, man habe, um die Ausfuhr des Getreides zu verhindern, die unglücklichen Käufer grausam verstümmelt. In Folge aller dieser Unordnungen stopften sich die Gefängnisse aller Hauptstädte mit Dieben voll; zu Gontour soll man 1400 gezählt haben und eben so viel oder noch mehr in andern Schelmenzwingern. Noch wollte kein Regen fallen; ohne Unterlaß bliesen die Westwinde; das Uebel stieg endlich in den Monaten Juli, August und September aufs höchste. In diesen Tagen füllten sich die Straßen der einzelnen Dörfer mit beseelten Gespenstern; sie durchsuchten den Auskehricht der Häuser, um etwas zur Stillung des Hungers zu finden, oder benagten das Stroh, welches den Thieren bestimmt war, um einigen Saft daraus zu saugen. Einen Vater sah man seinem Sohne die Hand abschneiden, die Eingeweide aus dem Leichnahme reißen und über Kohlen setzen, um sie zu essen; und eine Mutter riß ihr Kind so zu sagen von der Brust, führte es auf die Seite, zerriß seine zarten Glieder in Stücke, um den schrecklichen Hunger, der sie verzehrte, zu stillen. Viele Eltern verkauften ihre Kinder an Mahomedaner, eine bei den Indiern unerhörte Grausamkeit.

„Als endlich die unglücklichen Bewohner der Provinzen sogar die erste Erndte des laufenden Jahres 1833 verdorren sahen, gaben sie sich, beim Anblick der Größe des Uebels, von dem sie keine Rettung sahen, ganz der Verzweiflung hin; sie verließen das Land des Jammers und flohen nach Westen, jenseits

der Berge, welche die Halbinsel theilen; dort zerstreuten sie sich in den Wüsten, aber der Tod fand immer ihre Spur und vernichtete sie beinahe gänzlich. Andere warfen sich in die großen Städte, die Mehrzahl aber stieg gegen Madras hinab. Aller Herzen wurden dort bewegt und zerrissen über dem Anblicke dieser Völker, die da, aufgezehrt von Elend und Hunger, die Bewohner dieser Hauptstadt der westlichen Halbinsel um Hülfe anflehten. Die englische Kompagnie*) hat die Größe ihrer Wohlthaten in so traurigen Umständen nach der Größe der Uebel berechnet, von denen sie Zeuge war, und hat so der ganzen Welt dargethan, was die Vernunft, noch durch einigen Wiederschein des Lichtes des Evangeliums erhellet, sogar bei Jenen wirke, die, getrennt von der wahren Kirche, nothwendig so Vieles von ihrem Geiste der Liebe verloren haben. Ohne sich zu entsetzen über die ungeheuern Ausgaben, die sie machen mußte, that diese Behörde Wunder der hochherzigen Milde in allen Hauptstädten und Bezirkshauptorten, und das beinahe acht Monate lang; dem einen gab sie in Fülle Nahrung und Kleider, den andern Arzneimittel, den Todten Begräbniß, denen, die den Sturm der Drangsale überlebten, auf hundert Meilen Reisegeld, um sie in ihr Vaterland heim zu geleiten; nichts blieb von ihr vergessen. Ihre Flotten belastete sie mit Reis, um selbes den ausgehungerten Indiern zuzutheilen; sie besteuerte alle ihre Glieder, um die Hülfsquellen zu vermehren, die den Unglücklichen zur Linderung bestimmt waren; sie ermahnte alle Befehlshaber der trostlosen Provinzen, sich mit zarten, gefühlvollen Mutterherzen zu versehen. Es ist, mit einem Worte, etwas ungemein Wunderbares um die hochherzige Mildthätigkeit, von der diese Behörde in diesen Tagen des Unglücks Beweise gegeben hat.

„Doch alle die großmüthigen Bestrebungen waren unzureichend. Wohl mochten die Menschen ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen erfüllt haben, allein der verhängnißvolle

*) Die englische Regierung in Indien.

Rathschluß sollte ganz in Erfüllung gehen, und es stand nicht in ihrer Macht, dessen Vollziehung zu verhindern. Also dauerten die Schrecknisse des Todes fort; er häufte Opfer auf Opfer und verdoppelte von Tag zu Tag seine Schläge; sehr bald waren die Straßen und Felder um die Marktflecken herum mit Todten und Sterbenden bedeckt. Die Zahl derselben mehrte sich ohne Maaß, und wer übrig blieb, hatte kaum so viel Kräfte, eine Grube zu graben oder einen Scheiterhaufen zu errichten, um den Körper seiner entseelten Eltern zu begraben oder zu verbrennen. Man begnügte sich, ein Seil an den Hals der Leichen zu knüpfen und sie einige Schritte außer das Dorf zu schleifen. Dort fraßen Hunde, Füchse und Raubvögel sie auf; allein so gefräßig sonst diese Art Thiere ist, so waren sie endlich doch satt; die schauderhafte Fülle eckelte sie an, und sie ließen eine Menge dieser Leichen übrig. Nahte man sich einem solchen Orte, so glaubte man nur ein Schlachtfeld zu sehen, bedeckt mit zerstreuten Gliedern, mit Köpfen besäet und mit zerstümmelten Leichen, in deren Mitte etwa noch einige unversehrt geblieben und jetzt in Fäulniß übergingen, was auch die Annäherung zu diesen Leichenfeldern, des pestartigen Geruches wegen, den sie aushauchten, gefahrvoll machte. Alle Straßen, die zum Meere führten, wo die Schiffe Reis vertheilten, vorzüglich die, welche von Neloor und Madras herkommen, waren mit Sterbenden, die wechselweise sich forthelfend, dahinfielen und den Geist aushauchten, versperrt. In einem Raume von zweiundsiebenzig Meilen sah man drei Monate lang nichts als Leichenhaufen; auch nicht eine leere Stelle fand man, so melden Diejenigen, die durch diese Straße wanderten, wo man den Fuß hätte hinsetzen können, so waren die Wege von Todten angefüllt. In einem Dorfe, das an dieser Straße liegt, zählte man in den öffentlichen Todtenregistern 3000 Fremde. Zu Madras waren, nach der Sage, zu Hunderten und zu Tausenden solcher Unglücklicher aufgehäuft, von denen zwei Drittheile an der Ruhr gestorben; und eben so war es in Condavir, Bellana, Ronda, Polnad u. s. w.

„Damals gabs keine Thränen, keine Seufzer, selbst beim Tode der theuersten Personen nicht, eine außergewöhnliche Sache in Indien, wo der Tod, auch bei Personen, die man gerne sterben sah, mit großen Anzeichen wahren oder scheinbaren Schmerzens begleitet ist. Die Mutter trug mit trockenen Augen ihr Kind zu Grabe und beneidete sein Loos. „Ach, seufzte einst eine junge unglückliche Wittwe, die von der Cholera an den Rand des Grabes gebracht worden war, zu mir; ach, warum hat mich Gott von den Pforten des Todes zurück gerufen? Ich würde jetzt nicht sehen müssen, wie mein Mann, meine Kinder, meine Mutter und mein Schwager ins Grab sinken und mich hier unten ohne Hülfe zurücklassen.“ Ihre Thränen waren erschöpft; sie hatte keine mehr, um Verluste zu beweinen, die für sie alltäglich wurden.

„So ist denn die Donnerrede des Jeremias in Erfüllung gegangen: „Und die Erschlagenen des Herrn werden an jenem Tage von einem Ende der Erde bis zum andern liegen; man wird sie nicht beklagen, nicht aufsammeln, nicht begraben; als Mist bleiben sie liegen auf dem Erdboden.“ Jerem. 25, 33.

„Zu 10 bis 14 Personen verschwanden in einer Familie; doch was sage ich? ganze Geschlechter wurden vernichtet oder auf einzelne Wittwen herabgebracht, die dem Schmerz und dem Elende preisgegeben sind. Der Theil Indiens, wo ich mich befinde, stellt sich nur noch als einen großen Schutthaufen dar; die Dörfer bedeuten nichts anders mehr, als Mauern und baufällige Wohnungen in trauriger Verlassenheit. Was die untern Menschenklassen betrifft, bin ich versichert, es gingen im Innern des Landes achtzehn Zwanzigtheile davon zu Grunde.

„Endlich schien es doch, Gott wolle seinen Arm zurückziehen und sein Schwert der Scheide übergeben, die es seit 10 Monaten nimmer gesehen; denn er goß im Herbstmonat, wenn nicht über alle, doch über die meisten Provinzen reichlichen Regen aus. Die Uebriggebliebenen der unglücklichen Bevölkerung eilten, ihre letzte Hoffnung dem Schooße der Erde anzuvertrauen. Aber ach! der Nahrung und Leibeskraft beraubt, ward für ihre Bedürfnisse die Zeit bis zur Erndte viel zu lange;

ohne Vorsicht sammelten sie die Küchenkräuter, womit das Feld in Zeit eines Monats bedeckt war. Sie rissen die ersten Aehren ab, ohne sie reifen zu lassen, und machten einen wenig nahrhaften Brei daraus, oder begnügten sich sogar, selbe zwischen den Händen zu zerreiben und zu verschlingen. So kam nun der Tod wieder unter anderer Gestalt zum Vorschein. Die Ruhr mit ihrem ganzen Gefolge raffte dahin, was den frühern Landplagen entronnen war, oder von der Auswanderung heimkehrte. Später beschlichen hartnäckige Fieber sämmtliche Provinzen, und Alles ohne Ausnahme, ob reich oder arm, jung oder alt, ward davon ergriffen. Innerhalb 29 bis 30 Tagen raffte diese Krankheit unter zehn stets acht Opfer dahin, und Niemand konnte das Feld bestellen. Es zeigte sich nunmehr eine allgemeine Erschlaffung bei denen, die am Leben geblieben; sie sahen, auf welche harte Probe sie gesetzt waren, und um welchen Preis sie ihr Leben bewahrt hatten.

„Von dieser Art nun, gnädigster Herr! sind die Leiden, mit denen ich dieses Jahr getränket ward; Gott ist Zeuge davon, und einzig von ihm erwarte ich Wiedervergeltung. Was mich selbst betrifft, gedenke ich mich nicht ins Einzelne einzulassen, denn was ich nun sagen werde, möge einzig die erbarmungsvollen Rathschlüsse Gottes enthüllen, und vor Allem seinen väterlichen Schutz kund thun, welchen er Jenen, die auf ihn vertrauen, angedeihen läßt.

„In diesen Tagen des Jammers war es meine vorzügliche und fast einzige Beschäftigung, die kleinen Heiden- und Mahomedanerkinder aufzusuchen um sie zu taufen. Die Mütter willigten, in Hoffnung einigen Getreides, das ich ihnen austheilte, gerne ein, sie taufen zu lassen, wenn sie bald sterben würden.

„Ach! unter Millionen solcher junger Blumen, die so eben aufgesprosset, gleich wieder verwelkten, hat die Vorsehung mir nur einige zu wählen vergönnt, um sie in eine Krone zu winden, würdig dem Himmel dargebracht zu werden. Nur 240 Kinder und bei 15 Erwachsene wurden mir damals geschenkt; ich gestehe es, mehrere Kinder gelangten durch ganz außeror-

dentliche Mittel zur heiligen Taufe, welches mir zur Genüge und mehr als jeder Vernunftschluß eine unverdiente Gnadenwahl beweiset; einige Mal schien Gott mich in gewisse Gegenden zu rufen, einzig um einen kleinen Auserwählten zu taufen. Was thun? Noch Fremdling in diesem Lande und mit Mühe die indische Sprache redend, trostlos bei dem Jammer eines ganzen Volkes, dem ich unmöglich nach Herzenswunsch zu helfen vermochte, flog ich da und dort hin an das Lager der Sterbenden, begrub meine armen Kinder, deren über Fünfhundert starben, und habe auf diese Weise wohl auch Gelegenheiten, die heilige Taufe zu ertheilen, versäumt; Gott möge es mir verzeihen! Indessen hat die liebevolle Vorsehung, der wahre Vater, den wir im Himmel haben, mich niemals verlassen; meine Gesundheit ist unerschüttert geblieben; ich und mein Haus hatten zu keiner Zeit Mangel am Nöthigen; zwar wurden wir, das ist wahr, auf das Aeßerste beschränkt, und stunden auf dem Punkte, dem Hunger zu unterliegen, aber am Ende wars Gott, der Fürsorge traf, so daß die Vorsteher des Dorfes selbst sich unser annahmen und die Kaufleute nöthigten, einiges Getreide uns zu verkaufen.

„Auf den verschiedenen Reisen, die ich in den Wüsten mitten über die Gebirge machen mußte, schützte mich seine Hand vor jeder Gefahr. Mehrmals ließ sich über dem Dorfe, wo ich ausruhte, das Geschrei einer jener fürchterlichen Räuberbanden, von denen ich oben gesprochen, vernehmen; sie schreckte die wenigen Einwohner, die dort waren, ich aber nahm nie etwas wahr. Zwar drang man einst in das Haus, wo ich schlief, raubte dort ein kleines Kistchen, wo ich meine Papiere und einiges Geld, zu Allmosen bestimmt, hatte; aber man begnügte sich mit dieser Ausbeute, ohne die heiligen Gefäße, die indessen doch untersucht wurden, zu berühren. Am folgenden Morgen fand ich meine Papiere unbeschädigt im Kistchen, es schwamm in einem Brunnen, wohin sie es geworfen hatten. Auch kann ich nicht verhehlen, daß man einst einen meiner Schüler, der mir von einer benachbarten Stadt her Briefe aus Europa bringen wollte, anfiel und stark genug erschreckte; aber

nie hat Jemand, auch in ganz heidnischen Dörfern, ich mochte auf offener Straße oder unter einem Baume ruhen, mich angefallen noch auf irgend eine Weise beunruhiget; und doch hatte ich weder Waffen noch Schutzwehr. Mehrere meiner Christen nöthigten mich, während einiger Tage, meine Schüler Lanzen und Schwerter, die sie mir gaben, tragen zu lassen; allein, nicht viel auf solchen Schutz bauend, sandte ich sie wieder zurück, oder setzte vielmehr mein Vertrauen auf den Gott, in dessen Namen ich ja durch die Wüsten wanderte; hatte ich doch so gut als Andere die Wahrheit der Worte des Psalmisten erfahren: „Mit deinen Augen kannst du es schauen, und den Lohn der Sünder sehen; doch kein Unglück wird zu dir kommen, und keine Plage nahen deinem Zelte. Dieweil er auf mich gehoffet hat, will ich ihn schirmen; ich bin bei ihm in der Trübsal, ich reiß ihn heraus und bringe ihn zu Ehren.“

„Nachschrift 1834. Ich vermag es nicht, die Rathschlüsse der Vorsehung in Rücksicht auf die unglücklichen Länder, die ich bewohne, zu enträthseln. Auch dieses Jahr bereitet sich zum wenigsten eine allgemeine Hungersnoth vor; der Regen, bis dahin so reichlich, ist seit 6 Wochen versiegt; der Same sproßte, wuchs und ward zur Aehre; Alles freute sich der schönen Hoffnung, die Tage des Unglücks seyen nun zu Ende; aber Gott hat in seinen unerforschlichen Rathschlüssen alle diese Hoffnungen vereitelt. Gewürme und Raupen jeglicher Art richteten das in Aehren stehende Getreide gänzlich zu Grunde. So sind denn nun die Felder mit Stroh bedeckt; aber nicht ein Viertel Weizen wäre daran zu finden. Verflossenes Jahr war die Zahl der Thiere groß, und Gott gab nicht einmal Stroh, sie zu füttern; dieß Jahr, da alle Thiere zu Grunde gegangen, gibts Stroh in Fülle; der Mensch allein hatte das letzte wie das gegenwärtige Jahr Mangel an Lebensbedarf. Die Kinderblattern beginnen wieder zu wüthen. „Gott sey gepriesen! Ich scheue die Arbeit nicht, und bin zu jeder Plage bereit.“

„Indeß tröstet mich der Herr, indem er in einem einzigen Dörfchen mehr denn 30 Personen die Begierde nach der heiligen

Taufe eingeflößt hat; einigen werde ich sie am Weihnachtsfeste ertheilen, andern bin ich Willens sie vorzuenthalten, bis sie besser unterrichtet sind. Einige andere Ortschaften geben mir gleichfalls die Hoffnung, von dorther die Christengemeinde sich mehren zu sehen.

„Vergeben Sie mir, Hochw. Herr! meinen langen Brief. Unter den Bäumen an der Straße von Nelloor nach Kitchery schreibe ich diese Zeilen an Sie; bewahren Sie mir und meinen Kindern Ihre väterliche Huld, sie sind der bedrängteste Theil der Heerde, und haben darum einigermaaßen ein Vorrecht auf Ihre zarte Liebe.

„Genehmigen Sie ꝛc.

Charbonnaux, apostolischer Missionär.“

In dem vorhergehenden Schreiben sahen wir, mit welcher Großmuth und menschenfreundlichem Eifer die englische Regierung in Indien sich der Unglücklichen des Landes annahm. Billig bewundern wir diese schönen Züge und anerkennen sie auch an denen, die außer der Kirche sind; mögen sie dieser guten Werke willen die Erfüllung der Worte unsers Erlösers erfahren: „Du bist nicht weit von dem Himmelreiche entfernt.“ Mark. 12, 34.

„Wir haben aber noch andere Gründe, dem Himmel zu danken. England scheint endlich seine dreihundertjährigen Vorurtheile ablegen zu wollen; es suchte bei dem heiligen Stuhle für seine zahllosen Pflanzländer um Missionäre nach, und der heilige Vater bewilligte ihm einige Priester der Gesellschaft Jesu und einen apostolischen Vikar, welchen es die Residenzstadt seiner indischen Herrschaften einräumte.' Gott sey gepriesen, daß nun endlich der Wahrheit eine solche Huldigung geworden ist! Flehen wir zu ihm, daß er sein Werk zum Ziele lenke, und denen vollends die Augen öffne, welche, wie es scheint, bereit wären, das Licht aufzunehmen.

Anfangs Juni 1834 verließen jene Missionäre, welche die englische Regierung zur Besorgung der Katholiken von Ben=

galen sich vom römischen Stuhle erbeten hat, Europa, und langten endlich im Oktober gleichen Jahres zu Kalkutta an. Diese Missionäre sind sämmtlich Jesuiten aus England, Irland oder Frankreich. Den Nachrichten zufolge, die man erhielt, langten sie glücklich an; wir werden nun sogleich ein Schreiben, das einer derselben vor Kurzem an seine Familie erließ, und das uns gütigst mitgetheilt ward, vorlegen.

Schreiben des Hochw. Hrn. Hippolyt More, apostolischen Missionärs in Bengalen.

Kalkutta, 12. Dezember 1834.

Vielgeliebte Mutter!

„Wie gespannt werden Sie seyn! Gar sehr wird es Sie verlangen, nach einer so langwierigen und gefahrvollen Reise einiges von mir zu vernehmen; meinerseits ist die Sehnsucht, so ich hege, Ihnen über meine Lage Bericht zu erstatten, gewiß nicht weniger lebhaft, als die Ihrige es seyn kann, selben zu empfangen. Der Herr sey gepriesen, der mir heute eben eine Gelegenheit zukommen läßt; ich will sie ohne Zögern nützen. Den 8. Oktober langte ich zu Kalkutta an; die Ueberfahrt war ausnehmend glücklich, wenn ich einige vorübergehende Unpäßlichkeiten abrechne, die mir wegen plötzlichem Wechsel der Witterung zugestoßen; denn ich hatte in Jahresfrist drei Mal Sommer und zwei Mal Winter; beides war gleich unerträglich, bald wegen der übermäßigen Hitze, bald wegen unausstehlicher Kälte.

„Als wir das Vorgebirg der guten Hoffnung umsegelt hatten, ergriff uns ein wüthender Sturm, dem wir jedoch, Gott sey Dank, ohne irgend Schaden zu nehmen, entgingen; nur hatten wir das Unglück, einen unserer Seeleute zu verlieren; die Heftigkeit des Windes und das Schwanken des Fahrzeugs schleuderten ihn von der Höhe des großen Mastbaums

herab; im Falle zerschmetterte er sich den Kopf, und starb nach zwei Stunden. Von der langen Weile, die ich während der Reise hatte, mag ich Ihnen nicht einmal etwas sagen; denken Sie sich, was es für Missionäre heißen will, vier Monate lang mit Protestanten leben zu müssen, und dieß ohne den Trost zu haben, eine heilige Messe lesen zu können. Endlich bekamen wir den 15. September das indische Festland zu Gesichte. Die Küste, an der wir anlanden mußten, war gerade eine derselben, wo der heilige Franz Xaver ehedem das Evangelium verkündet hatte. Welch Entzücken, mich hier, in dem Erblande meiner Vorfahren zu sehen, die Erde zu küssen, die mir so manche theure Erinnerung ins Gedächtniß rief! Dort traf ich einige Christen, deren Lage des größten Mitleids würdig war; ich wollte mich ihnen verständlich machen, aber ich kannte ja ihre Sprache nicht! Siehe da, der liebe Gott kam mir hülfreich entgegen; er ließ es geschehen, daß unter diesen Christen sich jemand befand, der ein schlechtes Portugiesisch sprechen konnte; so gelang es mir endlich, ihm verständlich zu machen, ich wäre ein Jesuit, ein Bruder ihres großen Vaters, des heiligen Franz Xavers, und sogleich umstand mich eine große Menge Volks. Alle hoben die Hände zum Himmel, und ihre Augen schwammen in Thränen; sie warfen sich zu meinen Füßen und hießen mich durch ihren Dollmetscher willkommen; sie ließen mir sagen: das Andenken an den heiligen Franz Xaver lebe immer noch in ihren Herzen, ich aber solle bei ihnen bleiben. Nur mit Thränen vermochte ich ihnen zu antworten; allein die Trauer verdoppelte sich, als ich ihnen bedeuten ließ, die Vorsehung wolle, daß ich noch weiter gehe, und daß ich also ihrem Verlangen nicht entsprechen könne. So schieden wir denn von einander, und ich kann in der That nicht sagen, ob diese Trennung ihnen oder mir mehr gekostet habe. Wir gingen neuerdings unter Segel, und gelangten endlich nach Kalkutta.

„Kalkutta, die Hauptstadt von Bengalen, liegt an einem Arme des Ganges; das Viertel der Europäer steht an Pracht den schönsten Stadtvierteln von Paris und London

nicht nach; die Zahl der Bewohner konnte mir Niemand genau angeben; aus dem Menschengewimmel, das man auf den Straßen findet, zu schließen, muß sie sehr groß seyn. Alle Religionen haben hier ihre Anhänger; es sind da Heiden, Muselmänner, Hindus, Schismatiker, Protestanten und Katholiken; letztere sind zahlreicher als die Protestanten, und doch ist ihre Zahl, im Vergleich mit den Götzendienern, sehr unbedeutend. Die Regierung legt keiner Art Gottesdienst irgend ein Hinderniß in den Weg; so geschieht es nicht selten, daß man auf den Straßen Umzügen mit Götzenbildern begegnet; diese Figuren sind eher geeignet, Furcht als irgend ein anderes Gefühl zu erregen. Vor wenigen Tagen sah ich eine solche Gestalt, die einen Elephantenkopf hatte; das gewöhnliche Ende dieser Umzüge ist, daß man das Götzenbild in den Ganges wirft, welcher die oberste Gottheit des Landes ist. Man wirft auch die Todten in diesen Fluß. Es ist in der That ein Schauder erregender Anblick, beim Eintritte in die Stadt eine Menge von Fischen und Raubvögeln auf halbzernagten Leichen umherschwimmen zu sehen; aber noch weit schrecklicher ists, das sie, von ihrer Religion dazu angehalten, die Kranken in den Fluß werfen, weil sie glauben, daß der Himmel denjenigen zugesichert sey, welche ihren letzten Athemzug in diesen Gewässern aushauchen.

„Sämmtliche Eingeborne sind von schwarzer Hautfarbe; die ganze Kleidung der Männer besteht in einer Leibbinde, die bis auf die Knie reicht. Was die Frauen betrifft, erscheinen diese selten öffentlich, und sind mit einem großen Stücke Zeug eingehüllt. Die Bewohner dieser Gegenden tragen überhaupt eine große Hochachtung gegen die Europäer; und doch würde es, troß dem, nicht klug seyn, ihnen sein Zutrauen zu schenken. Im Allgemeinen sind sie treulos, und im Nothfalle sogar eidbrüchig. Um einige Geldstücke vergiften sie ohne Bedenken ihre Herren. Die Zügellosigkeit und das Sittenverderbniß haben hier ihre höchste Stuffe erreicht.

„Der Himmelsstrich von Kalkutta ist der ungesundeste von ganz Indien; die *Cholera morbus* scheint hier eine ge-

wöhnliche Krankheit zu seyn, die Hitze ist fast unerträglich. Gegen das Ende Januars sich etwa 5 bis 6 Minuten der Sonne aussetzen, kann für einen Europäer eine tödtliche Krankheit nach sich ziehen; sogar im Winter darf man nur mit einem Sonnenschirm ausgehen und im Sommer nur in der Sänfte.

„Nun muß ich Ihnen doch etwas von unserer persönlichen Lage und von unsern Christen erzählen. Bis dahin haben wir noch kein Haus und zumal keine Kirche, was uns besonders nahe geht. Ausgesendet vom apostolischen Stuhle, haben wir auch einen apostolischen Vikar bei uns. Unsere Ankunft machte großes Aufsehen unter den Katholiken; besonders rührte sie das Hierseyn von Nachfolgern und Brüdern des heiligen Franz Xaver, und nun fangen sie an, sich enger an einander zu schließen, um eine einzige Familie zu bilden. Allein, welch eine Unwissenheit in Religionssachen! Welch Elend in Rücksicht auf die Sitten! Und wie viel des Guten aller Art ist zu thun! Der Himmel wolle unsere Anstrengungen segnen, und unsere Arbeiten reichliche Frucht tragen lassen.

„Die Zahl der hiesigen Christen betragt 8000; 400 davon sind Franzosen und Engländer, die Uebrigen Abkömmlinge der alten Portugiesen. Diese letztern bewahren, ungeachtet ihrer Unwissenheit, dennoch einen sehr lebendigen Glauben; sie sprechen ein verdorbenes Portugiesisch, das ich Anfangs nicht recht verstehen konnte; nun aber verstehe ich es gut genug, um täglich einige Personen Beicht hören zu können. Tag und Nacht werde ich zu Kranken gerufen; wie bejammernswerth ist es nicht, den Ort zu sehen, wo sie sich befinden! Vier Stöcke mit einer Matte zugedeckt, um sich vor Regen und Sonnenschein zu bewahren, das ist ihre ganze Wohnung und die bloße Erde ihr Ruhelager. Dennoch kann ich es nicht verhehlen, ich ward schon bei dem ersten Besuche, den ich ihnen machte, ungemein getröstet; denn da fing ich an zu fühlen, daß ich ein Missionär sey und seyn müsse. Da diese armen Leute entweder aus Trägheit oder andern Ursachen nur selten zur Kirche gehen, so nützte ich gewöhnlich einen Krankenbesuch, alle Christen aus der Nachbarschaft zu versammeln, Kinder, Väter, Mütter ꝛc.,

um ihnen den Katechismus zu erklären. Zuweilen bete ich dann auch mit ihnen. Alles das geschieht öffentlich, und oft sogar mitten auf der Straße, denn man achtet hier nicht auf das Urtheil der Menschen. Am Ende ermahnte ich sie noch, fleißig in die Kirche zu kommen, und gebe ihnen dann mein Kreuz zu küssen. Ein andermal frage ich, ob nicht etwa Kinder zu taufen wären; denn in diesem Stücke sind sie sehr nachläßig. Endlich suche ich auch solche auf, die in sündhaften Verbindungen leben, und ich war schon so glücklich, einige derselben zu trauen. Auch taufte ich bei 30 kleine Heidenkinder, welche ihre Eltern verlassen hatten; die meisten aus ihnen sind nunmehr Engel des Himmels, die andern wurden tugendhaften Personen anvertraut.

„Andere wichtige Nachrichten verschiebe ich auf einen künftigen Brief; und schließe den gegenwärtigen, indem ich mich nenne u. s. w.

„H. More, apostolischer Missionär aus der Gesellschaft Jesu."

Die Christengemeinde von Kalkutta verdient in der That unsere Aufmerksamkeit; sagen wir es nur noch einmal, tröstlich ists, unsere heilige Religion in Indien, wo sie einst so blühend war, gleichsam aus ihren Trümmern hervorgehen zu sehen. Wir wollen hoffen, sie werde dort in Kurzem in neuer Pracht sich offenbaren. Die Arbeiten ihres großen Apostels sind bei Gott gewiß nicht in Vergessenheit gerathen; seine Verdienste vertreten immer noch jene Völker, die er bekehrte; sie lassen seine Milde zu Gunsten der Abkömmlinge derselben nicht in Ruhe. Bei diesen selbst aber ist der Heilige, wie es scheint, noch in frischem Andenken; und wenn nun das Andenken so viel über die Menschen vermag, was wird es vermögen, wenn es neu auflebt in der Stimme neuer Apostel, die da zugleich durch mächtigen Antrieb der Gnade unterstützt wird?

Wir haben noch einen spätern Brief, als den, welchen man eben gelesen, und der von Hawra, im Bezirke Ali-

pour, Kalkutta gegenüber, unterm 12. Januar 1835 geschrieben ward. Er meldet, es erhebe sich so eben in einer Vorstadt von Kalkutta eine Kirche, die den Mittelpunkt einer drei Meilen weit reichenden Mission seyn soll. Gegenwärtig befinden sich in dieser Vorstadt ungefähr 500 Katholiken, welche aber sämmtlich sehr arm sind und größtentheils auf den Werften an Schiffsbauten arbeiten. Diese Kirche steht zwischen zwei andern Gebäuden; das eine braucht man für den Gottesdienst der Wiedertäufer, das andere für den der Anglikaner; nirgends könnte sich für die katholische Kirche eine bessere Stellung finden. Ihr Standpunkt ist geeignet, uns zu erinnern, daß die Himmelskönigin, der sie geweiht ist, alle Ketzereien besiegte, und daß zugleich Maria der Trost Aller ist, die in Trauer und Elend schmachten.

Zur Vervollständigung dessen, was wir von dem Zustande der indischen Missionen wissen, entheben wir einer gewöhnlich gut unterrichteten Zeitschrift folgende Nachrichten: — Die Stadt Madras, welche in den englischen Besitzungen von Hindostan einzig Kalkutta an Bedeutsamkeit nachsteht, wird in Kurzem einen Bischof haben, er ist bereits für diese Residenzstadt ausersehen. Die Wahl des heiligen Vaters fiel auf den Hochw. Hrn. *Dr.* Daniel O'Connor aus Kork in Irland gebürtig; er ist Provinzial der Augustinermönche dieser Insel. Der König von England stimmte der Wahl des Papstes bei. Mit sechs Priestern, die, wie er bestimmt sind, den Völkern an der Küste von Koromandel die Botschaft des Heiles zu bringen, schiffte sich der neue Bischof den 7. Mai 1835 auf einem Kriegsschiffe ein. Es begleiteten ihn noch überdieß vier junge Laien, die unter seiner Leitung zu Madras ein Kollegium stiften sollen.

Auf solche Weise verbreitet sich neuerdings das Licht des Evangeliums durch die verschiedenen Landschaften Indiens; es dringt bereits in die zwei bedeutendsten Städte der brittischen Besitzungen, und wird hernach unverzüglich auf die Pro-

vinzen der Umgegend sich ausbreiten. Dieser Anfang scheint von Seite Gottes große Plane der Erbarmungen anzudeuten! Beschleunigen wir also durch unser demüthiges Gebet den Augenblick ihrer endlichen Ausführung.

Mission von Siam.

Es hält uns schwer, uns von Asien loszureißen, diesem Erdtheile, den das Blut so vieler Martyrer geröthet, und der ein Schauplatz so mancher Grausamkeiten, so vieler Leiden, aber auch so herrlicher Triumphe und so glänzenden Ruhmes geworden ist! Immer ist das Andenken an diese Länder uns gegenwärtig; und wenden wir auch bisweilen unsere Augen weg, um sie nach einer andern Gegend der katholischen Welt zu richten, sogleich mahnt uns wieder eine geheime Stimmung der Seele an das geliebte Asien. Alsdann finden wir uns wieder in Mitte der Bekenner und so vieler Tausenden unserer Brüder, welche die weitentlegenen und nun verwüsteten Länder von Tonkin bewohnen; wir verkehren im Geiste mit den Christen von China, die von der Vorsehung gleichsam bestimmt scheinen, von Zeit zu Zeit wieder neue Martyrer dem Himmel entgegen zu senden. Dann begegnen uns andrerseits jene aufblühenden Kirchen, die frühzeitig das Feuer der Vorsehung läuterte, oder, die zwar im Genusse des Friedens, dennoch kämpfen mit Bedürfnissen aller Art, die wohl geeignet wären, unsere Herzen zu rühren und unsere Liebe in höchstem Maaße in Anspruch zu nehmen.

Da treffen wir Neubekehrte an, deren Eifer uns an die schönen Tage der ersten Zeiten der Kirche wieder erinnern; — dort sind es Völker, die schon gar lange keinen Priester mehr gesehen, und denen die Fackel des Glaubens gleichsam nur auf Augenblicke geleuchtet hat; — hier wiederum muthige Christen, die nichts einschüchtern kann, weder Gefahren auf stürmi-

schem Meere, weder Angriffe von Seite der Seeräuber, noch Länge und Beschwernisse der Reisen; die allen Hindernissen trotzen und keine Opfer scheuen, um Führer aufzufinden, die einzig ihnen den Weg zum Himmel zeigen können.

Nach drei Jahrhunderten ist das Andenken an den heiligen Franz Xaver noch lebendig in jenen Ländern, die er einstens durchwanderte; es entflammt den Eifer der Missionäre, die voll Begeisterung seine Fußstapfen verfolgen, und nach keinem andern Ruhme verlangen, als nur einige Striche jenes unermeßlichen Erbtheiles wieder anzubauen, das er seinen Nachfolgern hinterließ. Von demselben Feuer ergriffen, das ihn einstens verzehrte, eilen sie nach jenen wilden Inseln der Malayen, nach den unwirthbaren Küsten der Nias, und in alle jene glühend heißen Länder des Aequators, ihm nachsprechend, um sich in den Beschwerden des apostolischen Amtes anzufeuern: „Wir suchen Seelen! Seelen wollen wir retten und sie der Hölle entreißen! O allmächtiger Gott! könnten wir alle Herzen dir gewinnen, und sie sämmtlich in den Schooß deiner unermeßlichen Barmherzigkeit versammeln!" Dann zeigen sie uns jene Völker, die mit Ungeduld auf die Verkünder und Lehrer des einzigen Heiles zu warten scheinen, um sogleich dem Glauben zu huldigen und einzugehen in Christi Schafstall. Mit Zuversicht erwarten sie aber auch im Namen des Herrn jene kräftige Hülfe, die sie mit Recht von einem Werke hoffen dürfen, welches die göttliche Vorsehung ganz eigens zu ihrer Unterstützung ins Leben gerufen hat, daß es förderlich sey zur Ausbreitung des Glaubens in allen Theilen der Erde. Selig sind wir, wenn wir unsere Aufgabe recht verstehen; ist es ja uns gegeben worden, mit so unbedeutenden Opfern zu so herrlichen Ergebnissen beizutragen! Um die ganz geringe Leistung an Gebet und Allmosen, welche die christliche Milde von uns verlangt, nehmen wir einigermaßen Antheil an der Krone der Apostel, und Demjenigen, der nichts Gutes unbelohnt läßt, werden wir einstens sagen können: „O mein Gott! wenn diese ehemals verirrten Seelen nun dir angehören, so habe ich ja dazu beigetragen, dieselben dir zu gewinnen: nimm sie auf, o Herr! ich opfere sie dir zum

Beweise meines Dankes und meiner Liebe." — Die Mission, über die wir nun unsere Leser unterhalten wollen, erfreut sich fortwährend einer ziemlich ungestörten Ruhe. Die katholische Religion ist im Königreiche Siam geduldet; die gottesdienstlichen Ceremonien dürfen sogar öffentlich gehalten werden, und troß Allem dem, was die gefangenen oder flüchtigen Christen aus Cochinchina hier zu leiden hatten, behandelt doch der König Diejenigen aus seinen Unterthanen, die dem Evangelium huldigen, mit vieler Schonung. Den europäischen Missionären steht es frei, im ganzen Umfange seines Landes die Heilslehre zu verkünden. Leider ist ihre Zahl viel zu gering, als daß sie den geistlichen Bedürfnissen der Völker dieser Länder und jener der Nachbarschaft begegnen könnten; denn nebst dem Königreiche Siam umfaßt diese Mission auch noch die Nebenländer von Quedah und Ligor auf der Halbinsel von Malaka *), die Christengemeinde von Synkapour, welches eine englische Herrschaft ist; das chinesische Collegium auf der Insel Pinang; und endlich einen großen Theil des Gebietes von Laos. Hr. Pallegoix ist ausersehen, das apostolische Werk fortzusetzen, das Hr. Deschavannes, den ein allzufrüher Tod wegraffte, mit so schönem Erfolge in diesem Lande begonnen hatte. Zwei andere Priester, ebenfalls diesem apostolischen Vikariat angehörend, bereiten sich, in die Fußstapfen der HHrn. Vallon und Berard zu treten, welche auf der Insel der Nias als Opfer ihres apostolischen Eifers hinsanken, und vielleicht dem Neide mahomedanischer Priester die Krone der Martyrer zu verdanken haben.

Die Mission von Siam hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, indem ihr Bischof, der Hochw. Hr. von Sozopolis,

---

*) Die übrigen Länder der Halbinsel von Malaka stehen unter portugiesischer Gerichtsbarkeit. — Die Inseln von Sumatra, Borneo, Celebes, Banka, Rio, Bentam u. s. w. stehen unter jener des holländischen apostolischen Präfekten von Java, welcher zu Batavia residirt.

den 30. März 1834, in einem Alter von 72 Jahren, mit Tod abging, seinen Christen unsägliche Trauer, bei den Ungläubigen aber ein Andenken voll Segen hinterließ. Der Hochw. Hr. von Bide, sein Coadjutor, hat jetzt zur Unterstützung seines Eifers mehr nicht als eilf Missionäre und sieben eingeborne Priester, welche folgendermaaßen ausgetheilt sind: Hr. Pallegoix und ein eingeborner Priester haben ihre Bestimmung für Laos; die HHrn. Candalh und Galabert für Nias und Sumatra; die HHrn. Albrand und Jusserand leiten das Kollegium von Pinang, das seinen Vorsteher, Hrn. Lollivier, einen in jeder Rücksicht ausgezeichneten Priester, ebenfalls verloren hat; die HHrn. Boucho und Bochet, gleichfalls zu Pinang, sind mit der Besorgung der Christengemeinden dieser Insel und der Umgegend beauftragt; Hr. Barbe ist zu Synkapour; endlich sind vier Missionäre mit sechs eingebornen Priestern über den ganzen noch übrigen Theil des Landes zerstreut, also über eine Fläche von ungefähr 200 Meilen. Allein bevor wir uns in den weitern Bericht, die Mission von Siam betreffend, einlassen, müssen wir doch dem Andenken des tugendhaften Prälaten, dessen Verlust sie beweint, einige Zeilen weihen.

Hr. Maria Joseph Florens, Bischof von Sozopolis und apostolischer Vikar von Siam, war ein geborner Unterthan des Papstes. Von früher Jugend an wurde er zur Frömmigkeit angeleitet, und sein Vater war ein so eifriger Christ, daß er nicht nur sich glücklich schätzte, bereits zwei seiner Söhne den asiatischen Missionen zum Opfer gebracht zu haben, sondern von Herzen gerne gesehen hätte, daß auch seine übrigen Kinder diesem heiligen Berufe gefolgt wären.

Er machte seine ersten Studien in seinem Vaterlande; in der Folge ging er nach Paris, wo er nicht zögerte, sich in die kleine Genossenschaft von St. Sulpice aufnehmen zu lassen, wo man jedoch gewöhnlich erst dann zugelassen wurde, nachdem man vor einer ganzen Versammlung Beweise der Fähigkeit abgelegt hatte. Im dreiundzwanzigsten Jahre seines Alters verließ er sie als Diakon und trat in die Priesterschule der frem-

den Missionen; es war um das Ende des Jahres 1785. Mit allen erforderlichen Eigenschaften in vollem Grade ausgestattet, ward er in diesem leztern Hause zum Priester geweiht, und im Anfang des Jahres 1787 in die Missionen abgesendet. Ohne Zweifel hegte er großes Verlangen, sich mit seinem Bruder, Johann Ludwig Florens *), der sechs Jahre früher nach China verreiste, zu vereinigen; allein er unterwarf seine eigene Neigung dem Willen seiner Vorsteher; ob er gleich das Gelübde des Gehorsams nicht abgelegt hatte, reiste er doch ohne alle Einwendung, wie es ihm bestimmt war, nach der Mission von Siam, und sah sich des Trostes beraubt, seinen tugendhaften Bruder in diesem Leben wieder zu sehen. Hr. Florens war ein Mann von ausgezeichnetem Wohlwollen, bescheiden, friedliebend, einträchtig, ausharrend auch in den härtesten Prüfungen. Lange Jahre konnte er die Vorzüge der Armuth in vollem Maaße genießen; seine Noth bergend, nahm er mit Erkenntlichkeit die karge Hülfleistung an, die er mit Recht hätte fordern können. Erst aus einer Berichterstattung des Hrn. Pekot, der 1821 nach Siam gesendet wurde, kannte man die Lage des Hochw. Hrn. von Sozopolis genauer. Er hatte Alles, bis auf die Sacktücher, verkauft, um zur Zeit der Hungersnoth die Armen mit Reis zu versehen, und als er von dem Missionsverweser von Makao einiges Geld erhielt, gab er dem Missionär, der seine Lage aufgedeckt hatte, einen sanften Verweis. Hr. Florens war einzig für die geistigen Bedürfnisse seiner Heerde besorgt. Nach dem Tode des Hochw. Hrn. von Metolopolis, im Jahre 1811, begab sich Hr. Florens, der zu seinem Nachfolger ernannt wurde, nach Cochinchina, um dort sich weihen zu

*) Hr. Johann Ludwig Florens starb den 20. Dezember 1814 des natürlichen Todes; er war Bischof von Zela und Coadjutor des Bischofs von Tabraka, dieses Dieners Gottes, der aus Religionshaß den 14. September 1815 in der Hauptstadt von Setschuen enthauptet wurde.

lassen. Von da schrieb er einem Vorsteher des Seminars der fremden Missionen zu Paris: „Ich bin jetzt der einzige Europäer in Bang-Kok, und kann jeden Augenblick sterben; ist es Ihnen also, theurer Mitbruder! möglich, so suchen Sie uns mit einigen Nachfolgern zu versehen, sonst dürften alle unsere Missionen sich in großer Verlassenheit finden; denn ich zweifle, ob sie sich mit den einzigen indischen Priestern lange halten könnten. Doch Gott ist ja allezeit der Allmächtige, sein ist dieß Werk; wir leben der Zuversicht, es werde seiner göttlichen Milde gefallen, auf eine ersprießliche Weise dafür zu sorgen. Unsere Sache ist einzig das Gebet: Bittet den Herrn der Erndte u. s. w."

Dieses Vertrauen war nicht ohne Frucht; nach einigen Jahren der Prüfung wurde Hr. Florens von einigen Mitarbeitern unterstützt, und in der Person des Hrn. Bruguiere, den er zum Bischofe von Capsus weihete, konnte er seinen Nachfolger sehen. Allein dieser äußerte bald nachher, von glühendem Eifer durchdrungen, den Wunsch, sich ganz dem Heile der Koreaner zu weihen; der greise Bischof mochte sich, ungeachtet seiner Kränklichkeit, dem Vorhaben desselben nicht widersetzen, und brachte auch dieses so schmerzliche Opfer. Gott vergalt es ihm. Vor seinem Tode noch sah Hr. Florens seine Mission von mehrern europäischen Missionären besorgt; auch wohnte er den 30. November 1833 der Weihe seines Nachfolgers, des Hochw. Hrn. Kourvezy, Bischofs von Bide, bei *), und ging dann einige Monate nach dieser anziehenden Feier in die Ruhe seines guten Herrn ein, der ihm ganz gewiß ohne Zögerung den Lohn für seine langen Arbeiten und die heldenmäßige Ausdauer gegeben haben wird.

Um den Zusammenhang des Berichtes über den Hochw. Hrn. von Sozopolis nicht zu unterbrechen, theilen wir hier einige

---

*) Die Feier selbst vollzog der Hochw. Hr. Taberd, apostolischer Vikar von Cochinchina, der sich nach Siam geflüchtet hatte.

Briefe mit, ohne auf die Zeitordnung, in der sie geschrieben wurden, Rücksicht zu nehmen. Da uns vorstehender Bericht einen hohen Begriff von der Tugend dieses würdigen Kirchenvorstehers gab, wie theuer müssen uns nun nicht die Beweise seines Andenkens seyn, die er uns übermachte. Ehe er noch ins Grab sank, im Augenblicke, wo die menschliche Seele sich ganz enthüllet, wo die letzten Gedanken des Gerechten gleich Aussprüchen des Himmels zu achten sind, glaubte der fromme Bischof, er würde seine Arbeit nicht vollbracht haben, wenn er uns nicht auch sein letztes Vermächtniß überschickte, und uns für alles das Gute dankte, welches er durch unsere Hülfleistungen zu thun befähiget wurde. Der Hochw. Hr. von Sozopolis konnte weder schreiben noch selbst unterzeichnen, als er folgende Zeilen uns übermachte. Er übertrug die Sorge, selbe uns zuzusenden, dem Hochw. Hrn. von Bide; ganz gewiß aber haben sie, wenn auch aus der Feder seines ehrwürdigen Coadjutors geflossen, von ihrem Werthe nichts verloren.

Schreiben des Hochw. Hrn. Bischofs von Sozopolis an die Vorsteher der „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens.“

Bang-Kok, 10. Januar 1834.

Meine Herren!

„Noch einmal will ich, bevor ich sterbe, Ihnen den schuldigen Dank für Ihre Unterstützungen, die ich von Zeit zu Zeit zu Gunsten meiner Mission empfing, erstatten; ich fühle es, was ich Ihrem Eifer und Ihrer milden Freigebigkeit zu danken habe!

„O meine Herren! es war ein heiliger und überglücklicher Gedanke, in Frankreich einen Bund zu stiften, dessen Ziel es ist, den Glauben mittelst vereinten Gebetes und freiwilliger Liebessteuer unter den Ungläubigen auszubreiten. Wie viele Seelen verdanken ihm ihr Heil! Wie viele flehen nicht schon im Himmel für die frommen Katholiken, welche Glieder dieser Genossenschaft sind! . . . .

„Wenn die christlichen Herzen in Europa, fern von jenen Gegenden, die noch in den Finsternissen der Abgötterei versunken sind, bei dem einzigen Gedanken an den Zustand der Ungläubigen, in Betreff ihres Heiles, von Mitleid überfließen, was müßte es nicht für Gefühle in meinen lieben Landsleuten hervorrufen, wenn sie erst mit eigenen Augen sehen könnten, was wir sehen! Alles, was die Geschichte uns von Irrthümern, Ungereimtheiten und Thorheiten, Aberglauben und Lastern erzählt, welche früher in Aegypten, Persien, Griechenland, sogar in Rom und dem übrigen Europa herrschten, Alles das findet man hier unter den verschiedensten Benennungen; im Grunde aber kömmt Alles aufs Gleiche heraus. Möchten doch die, so das Glück haben, von dem Lichte des wahren Glaubens erleuchtet zu seyn, sich dessen erfreuen, und das Verdienst ermessen, das sie vor Gott sich erwerben können, wenn sie nach Kräften das Evangelium Jesu Christi verbreiten helfen.

„Ich übersende Ihnen einen Brief an alle französischen Katholiken, die sich der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens angeschlossen haben *); wenn Sie es dienlich finden, so mögen Sie ihn der Oeffentlichkeit übergeben. Ich empfehle mich Ihrem Gebete, und entbiete Ihnen meinen Dank und meine innigste Theilnahme, mit der ich bin ꝛc.

„† Der Bischof von Sozopolis, apostolischer Vikar von Siam und Quedah."

Welch trostvolle Reihe von Beweisen der Theilnahme und bedeutungsvoller Zusicherungen der Fürbitte bei Gott! Gunstbezeugungen folgen auf Gunstbezeugungen, und seit einigen Jahren haben sie sich noch mehr vervielfältigt, um die Genossenschaft, der wir mitzuwirken berufen sind, in den Augen der Gläubigen noch ehrwürdiger zu machen! Die Bischöfe bereichern sie mit den geistigen Schätzen der Kirche, die Martyrer

*) Dieser Brief ist uns noch nicht zu Gesichte gekommen.

beten für sie, wenn sie aufs Blutgerüst steigen, die Bekenner segnen sie in der Tiefe ihrer Kerker, in heiliger Versammlung übersenden ihr die Bischöfe die rührendsten Worte des Dankes, und auf ihrem Sterbelager, ehe sie scheiden von dieser Welt, verkünden sie noch ihr Lob. Der Herr selbst gibt der Gesammtheit dieser Dankbezeugungen die Weihe; er erhört von der Höhe des Himmels alle Gebete, gießt in Fülle seine Gaben aus, und vergilt uns hundertfältig die unbedeutenden Opfer, die wir seinetwillen darbringen. „O Gott, überschwenglicher Vergelter alles Guten! möchten wir ohne Unterlaß zur Verherrlichung deines heiligen Namens beitragen, und auch forthin zur Verbreitung seines Ruhmes in allen Zonen der Erde mitwirken!“

Der Tod des Hochw. Hrn. von Sozopolis wurde den Vorstehern des Seminars der fremden Missionen zu Paris in folgendem Schreiben, welches die erbaulichsten Schilderungen enthält, mitgetheilt.

Schreiben des Hochw. Hrn. Bischofs von Bide, apostolischen Vikars von Siam.

Bang-Kok, 3. Mai 1834.

Meine theuersten Herren Mitbrüder!

„Mit diesem Schreiben werde ich Sie zu Genossen meiner Trauer machen, aber auch die Ihrige werde ich theilnehmend beherzigen, wenn ich Ihnen den Tod des apostolischen Vikars von Siam, Hrn. Joseph Maria Florens, Bischofs von Sozopolis, berichte.

„Am Osterfeste dieses Jahrs rief ihn der Herr des Morgens um halb eilf Uhr zu sich. Er war mit allen Heilsmitteln der Religion versehen worden, und befahl, man solle seine Leiche nicht, nach der Sitte des Landes, aufbewahren, und ihm ein sehr einfaches Leichenbegängniß halten. Die Bestattung

erfolgte den nächsten Mittwoch am 2. April. Man erwies ihm die letzte Ehre auf eine Weise, wie sie selten einem bischöflichen Missionär erwiesen wird. Unsere Christen machten ihm, so arm sie sind, dennoch einen prächtig gezierten Sarg, nach Art der Siamesen. Dieser Sarg wurde auf einen langen Traghimmel, der geräumig und mit Goldpapier, Seidenstoff und Blumen ausgeziert war, erhoben, und von 70 bis 80 Männern in gleicher Tracht und Ordnung, und mit wahrhaft Ehrfurcht einflößender Würde, getragen. Es fanden sich bei der Feier zwei Bischöfe *), zwölf Priester, und dreißig theils siamesische, theils cochinchinesische Seminaristen und eine ungeheure Menge von Gläubigen ein, welche sämmtlich in Thränen zerflossen.

„Das Andenken des Hrn. Florens wird hier bleibend seyn; seine Tugenden haben ihm, während seiner mehr als siebenundvierzig=jährigen Amtsverwaltung als Missionär, Aller Herzen gewonnen. Mit einer Freundlichkeit, die sich stets gleich blieb, verband er aufrichtige Demuth, und seine Geduld war in der That bewundernswerth; in Mitte der Leiden, der Prüfungen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen, die ihn während seiner langen Laufbahn nie verließen, war er allezeit ruhig und in den Willen Gottes ergeben. Ich fand unter seinen Habseligkeiten ein Bußkleid und zwei Geißeln, welche von seinem Bußgeiste genugsam Zeugniß geben. Der Geist der Armuth war ihm so eigen, wie es Jesus Christus, unser Meister und unser Vorbild, von seinen Dienern fordert. Sein Haus, seine Geräthschaften, uud was zur Bedienung seiner Person gehörte, waren, man darf es wohl behaupten, auch unter der strengsten Einfachheit. Seine Herzensgüte und die mitleidsvolle Liebe, ließen ihn sogar das Wenige, das er hatte, noch den Armen mittheilen, uud auf das Verzicht leisten, was vielleicht der Wohlstand seiner Würde noch gefordert

*) Vermuthlich der Hochw. Hr. Taberd, apostolischer Vikar von Cochinchina, und der Hochw. Hr. von Bide.

hätte. Ich fand bei ihm fünf einzige alte Hemden, welche noch dazu seinem ersten Coadjutor, dem Hochw. Hrn. von Capsus gehörten. Seine Leibröcke wurden in Stücke geschnitten, um die frommen Wünsche der Gläubigen zu befriedigen. Er liebte den Frieden und war stets vom Geiste der Zwietracht ferne; sein Eifer für die Sache des Evangeliums erndtete alle diejenigen Früchte, die sich nur immer unter so furchtbaren und beschwerlichen Umständen denken lassen. Mehrere Jahre war er hier der einzige Europäer; er konnte weder Missionäre noch irgend andere Unterstützungen aus Frankreich erhalten. Heilig war sein Leben, und so mußte auch sein Tod vor dem Herrn kostbar seyn.

„So große Tugenden, meine Herren! sind für meine Schwachheit und Unwürdigkeit eben keine Trostgründe. Aber ihr Andenken wird mich stärken, und mit der Gnade Gottes will ich, so viel mir möglich ist, meinem Vorbilde nachstreben. Ich empfehle den Hochw. Hrn. von Florens Euerm Gebete, und auch mich empfehle ich ganz besonders in dasselbe. Sie haben mir, seit dem Eintritte in die Laufbahn eines Glaubensboten, gerade wider meine Erwartung eine auch für den Stärksten furchtbare Last aufgebürdet, und so rufe ich Sie denn auch um Ihren Beistand an.

„Ich darf es nicht vergessen, daß wir dem Hochw. Hrn. Florens den Bau der schönen Kirche von der Himmelfahrt Mariens zu danken haben, sie ist zugleich die Kirche des Kollegiums. Ein mir unbekannter römischer Kardinal unterstützte ihn; er sandte ihm 1500 Piaster unter der Bedingung, in Siam zur Ehre der allerseligsten Jungfrau und Mutter des Erlösers eine Kirche zu bauen. Ueberdieß errichtete er das Haus des Kollegiums für die Zöglinge; es ist für dieses Land ziemlich leidlich. Kurz, während er für die Bedürfnisse Anderer besorgt war, vernachläßigte er seine eigenen.

„Nahe bei Salabouri bildete sich unter Hrn. Pallegoix und einem eingebornen Priester eine kleine Christengemeinde. Letzte Woche vernahmen wir, diese Glaubensneulinge seyen von einem neuen Mandarin um des Glaubens willen ein=

gefangen und in den Kerker geworfen worden; ihre eigenen ungläubigen Eltern sollen sie überantwortet haben. Wir hoffen, ihnen die Freiheit wieder schenken zu können; ich habe in Betreff dieser Angelegenheit zwei tüchtige Schreiben, von zwei Mandarinen von Bang-Kok an den Vorsteher von Salabouri gerichtet, auswirken können. Einzelne Umstände dieser kleinen Verfolgung sind recht auferbaulich. Der Mandarin, der das Namensverzeichniß der ihm Ueberantworteten in Handen hatte, kam mit einigen schon eingefangenen Christen in das Haus eines Ungläubigen, um seine christliche Frau gefangen zu nehmen. Um sie zu befreien, sagte der Mann zu dem Mandarin: er habe seiner Frau einen Verweis gegeben, und sie von der fremdartigen Religion abwendig gemacht. Die Christin beobachtete einen Augenblick das Stillschweigen. Da fragte sie einer der gefangenen Christen alsogleich: „Wie! ists denn wahr? Du hättest also die Religion des Vaters verläugnet (des Priesters nämlich, der sie taufte)?" — „Nein, gab Jene zur Antwort, ich habe sie nicht verläugnet, ich will mit euch gehen!" Sie ward also fortgeschleppt. In einem andern Hause befanden sich zwei Kinder, eines von zwölf, das andere von dreizehn Jahren. Der Mandarin äußerte sich, sie hier lassen zu wollen, um das Haus zu hüten und das kleine Gütlein zu besorgen; allein die Kinder schrien gar bald: „Wir wollen unserm Vater und der Mutter folgen, nnd wenn es seyn muß, mit ihnen leiden und sterben." Auch diese schleppte man mit. Einer der Henkersknechte verwies es den laozischen Christen, ihre Religion verlassen zu haben, indem er sagte: es wäre die gleiche, wie die in Siam; und da sie nur einen König hätten, so sollte auch die Religion nicht verschieden seyn. Ein Christ antwortete ihm für Alle: „Ihr sagt, die Siamesen und wir Laozier hätten dieselbe Religion; warum verspotten uns denn die Siamesen wegen der Verehrung des Gottes Phi-Pho? (Es ist dieß eine Gottheit, die man sehr fürchtet, und der die Laozier Opfer bringen; sie sagen von ihm mit fester Ueberzeugung, er fresse die Eingeweide der Menschen, auch Lebendiger sogar; die Siamesen hingegen ver-

ehren ihn nicht.) Es kam ein europäischer Priester zu uns, und wir sahen, daß seine Religion gut sey; wir haben sie angenommen, und werden nimmer von ihr lassen."

„Der König von Siam verfolgt unsere heilige Religion nicht, und hat den cochinchinesischen Christen selbst vor Kurzem gesagt: sie sollten ruhig seyn, dann würden sie ihre Religion frei ausüben können. Ich bin gleichfalls der vollen Zuversicht, der Vorfall zu Salabouri werde keine Folgen haben. Der Herr wolle uns mit milden Augen ansehen, und gnädig seyn.

„Mit der Empfehlung der Mission von Siam, der Gläubigen, der Priester und ihres Vorstehers in Ihre theilnehmende Liebe, theuerste Herren Mitbrüder! schließe ich meinen Brief, und bin, in der innigsten Vereinigung mit Euern Gebeten und heiligen Opfern,

„Ihr unterthänigster etc.

Hilarius, Bischof von Bidopolis, apostolischer Vikar von Siam und Quedah."

Folgendes Schreiben ist an die Mitglieder der beiden obersten Räthe der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens gerichtet; es bedarf keiner weitern Erklärung; wer auch nur einen Funken christlicher Liebe in sich fühlt, wird es nicht ohne tiefe Rührung lesen können.

Schreiben des Hochw. Hrn. Courvezi, Bischofs von Bidopolis, apostolischen Vikars von Siam und Quedah.

Bang-Kok, 3. Mai 1834.

Verehrteste Herren!

„In Folge des Kriegszugs des Königs von Siam nach Cochinchina, wurden bei zweitausend anamitische Christen gefangen nach Bang-Kok abgeführt. Es ist ein herzergreiendes Schauspiel, die Menge dieser Unglücklichen zu sehen,

die bereits in ihrem Vaterlande um des Namens Jesu willen verfolgt wurden, ihre sämmtlichen Güter einbüßten, und nun über Alles das als Kriegsgefangene in ein fremdes Land ziehen müssen, wo ihrer kein anderer Trost wartet, als der, daß sie freier das Christenthum bekennen dürfen. Allein welche schmerzlichen Erinnerungen für diese Unglücklichen! In dem Vaterlande, das sie ausgestoßen, mußten sie einen Vater, eine Mutter, einen Gemahl, ein jammerndes Weib, jammernde Kinder zurück lassen, und das tiefste Elend wird die unausbleibliche Folge einer so grausamen Trennung seyn. Wer wird sich nun dieser Waisen, dieser Wittwen und Greise erbarmen, worunter mehrere den Namen Jesu Christi vor den Richterstühlen verherrlichten? Wenn die erbarmende Liebe unsers Herrn ihnen nicht schnell zu Hülfe kömmt, dann kann man voraussehen, daß wohl die Hälfte davon jämmerlich zu Grunde gehen werde.

„Beim Anblicke solchen Elendes wurden unsere Herzen tief ergriffen. Wir sprachen mit dem Herrn: „Mich erbarmet über dieses Volk. Allein, wo sollen wir Brod hernehmen, um es ihnen darzureichen?“

„Die Mission von Siam hat durchaus kein bestimmtes Einkommen; sie erhaltet sich lediglich mittelst der Allmosen, die ihr aus Frankreich zufließen, und die auch über unsere kärglichsten Bedürfnisse nicht hinausreichen. Könnten wenigstens unsere armen Brüder bei den Christen von Bang=Kok einige Unterstützung finden! Allein diese letztern, die jetzt noch die Folgen der vorjährigen Hungersnoth tragen müssen, und durch eine schreckliche Feuersbrunst, welche das ganze Lager vom heiligen Kreuz einäscherte, zu Grunde gerichtet worden, sind kaum im Stande, ihren eigenen Bedürfnissen abzuhelfen. Trotz ihres guten Willens, vermag ihre christliche Liebe weiter nichts, als daß sie ihren verbannten Brüdern eine Zuflucht unter ihrem Laubdache anbieten, einen Mund voll Bettel darreichen, oder andere unbedeutende Dienste dieser Art ihnen erweisen können. O könnten Sie ihr Wehklagen, ihr Flehen vernehmen! Könnten Sie dieselben sehen, wie sie mitten unter Götzendienern

bettelnd auf den Marktplätzen umherwandeln! Ein solches Schauspiel vermöchte mehr auf Ihre Herzen, als alle meine Worte!

„Meine Herren! durch diese kurze Schilderung wollte ich meinem gepreßten Herzen Erleichterung verschaffen; Ihre fürsorgende Liebe wird das Uebrige thun, wenn die göttliche Vorsehung Ihnen die Mittel dazu an die Hand giebt.

„Ich erneuere Ihnen die Versicherung meines aufrichtigen Dankes, mit dem ich zu verbleiben die Ehre habe ꝛc.

„† Hilarius Courvezy, Bischof von Bidopolis, apostolischer Vikar von Siam und Quedah."

Das Land Laos ist von dem apostolischen Vikariat in Siam abhängig; es ist eine ungeheure Landschaft zwischen den Königreichen Camboga, Siam und Cochinchina gelegen. Ein Theil desselben geht bei dem letztern Staate zu Lehen; der andere aber und zwar der beträchtlichere ist dem König von Siam zinspflichtig. Die Völker, so dieses Land bewohnen, sind sanft in ihren Sitten, und haben sogar gewisse sittliche Tugenden, was sie zum Empfange des Evangeliums sehr geeignet zu machen scheint. Hr. Deschavanne, ein Missionär voll heiligen Eifers, versuchte in Mitte dieser Völker einige apostolische Arbeiten, konnte aber ihre Früchte nicht mehr sammeln. Glühend vor Eifer, in seine Fußstapfen zu treten, faßte Hr. Pallegoix, einer seiner Freunde, den Entschluß, das Licht des göttlichen Glaubens zu den Bewohnern dieses halbwilden Landes hinüber zu tragen. Folgender Brief, an das Seminarium der auswärtigen Missionen gerichtet, enthält die anziehendsten Nachrichten über diese, den Europäern noch so wenig bekannten Völker; er berichtet ziemlich deutlich, welchen Erfolg die Missionäre hoffen dürfen, wenn ihnen von unserer Seite her die nicht allein beschwerlichen, sondern auch kostspieligen Reisen durch reichlichere Allmosen erleichtert, und je zuweilen die Mittel an die Hand gegeben würden, mit einigen

Geschenken die mehr geldgierigen als unserer heiligen Religion feindseligen Mandarine zu gewinnen.

Schreiben des Hrn. Pallegoix, apostolischen Missionärs in Siam.

„Ein kleiner König von Laos, nordöstlich von Siam, traf uns zu Bang-Kok an, und versicherte uns, wir würden ihm ein Vergnügen machen, wenn wir in seine Staaten kämen; er würde uns dann einen Götzentempel zur Wohnung einräumen und die christliche Religion seinen Unterthanen zu lehren gestatten. Sobald wir von unsern Beschäftigungen frei waren, bereiteten ein eingeborner Priester und ich uns auf die lange Reise vor. Am 15. Januar 1834 begaben wir uns auf den Weg; jeder bestieg mit zwei Ruderknechten ein kleines Boot, einzig mit Reis und etwelchen gesalzenen Fischen versehen; 60 Franken, eine sehr geringe Summe für eine so lange Reise, sollten genügen, die Kosten der Fahrt für Beide zu decken; — aber was machen? das war ja Alles, was wir hatten. So fuhren wir nun den Fluß aufwärts, Anfangs mit vielem Vergnügen; der Anblick verschiedenartiger Völkerschaften, als: Siamesen, Chinesen, Peguaner rc., die längs den Flüssen zerstreut wohnten; der Anblick von unermeßlichen Feldern, in der Ferne mit himmelblauen Gebirgen umkränzt; der Schall der Flöten und anderer ländlicher Instrumente; der Anblick unzähliger Büffelheerden, die in die Gewässer des Flusses hinabstiegen; die Schaaren der Kropfgänse, welche längs den Sandufern fischten; gaukelnde Affen, stolze Pfauen, und eine Menge anderer seltener Thiere — Alles das belustigte unsere Leute, und ließ sie die Ermüdung nicht fühlen. Als wir aber sieben bis acht Tage vorwärts geschifft, und nun auf Gebirge und Wüsten stießen, da benahm das Brüllen der Tiger und der wilden Elephanten, die Menge der Krokodile, welche an den Sandufern mit blutrothem, gähnendem Rachen bis in den vollen Tag hinein schliefen, und was

weiß ich, was sonst noch für grauenvolle Gedanken unsern Leuten den Muth, — denn beinahe hätten sie unter einander den Entschluß gefaßt, uns zu verlassen, um als Reisende auf einem andern Boote heimzukehren. Indessen fuhren sie doch, auf inständiges Bitten, noch einige Tage vorwärts, bis wir einmal einen laozischen Mandarin trafen, der auf einem gewaltigen Holzfloße, den er dem König von Siam bringen sollte, den Strom herabkam. Wir besuchten ihn in seinem Zelte, und da er bemerkte, daß wir Priester wären, grüßte er uns, wie Leute von Adel die Bonzen grüßen, gab jedem einen Wachskuchen, und versicherte uns, er werde, wenn wir anders nach seinem Gebiete uns hinbegeben wollten, es über sich nehmen, uns mit Führern, Pferden und Elephanten zu versehen; denn er selbst müsse sich unverzüglich nach Bang-Kok begeben. Die guten Gesinnungen dieser Laozier ermuthigten unsere Leute wieder ein wenig; allein gar bald waren die Vorräthe aufgezehrt in diesen Wüsten, wo man bis zwei Tagreisen machen kann, ohne eine Hütte, ein Städtchen oder einen Flecken anzutreffen. Jetzt bemächtigte sich neuerdings Muthlosigkeit ihrer Gemüther, und dießmal verweigerten sie es gänzlich, weiter zu gehen, obwohl es nur noch um 6 oder 7 einzige Tagreisen zu thun war, um am beabsichtigten Ziele zu seyn. Denken Sie sich meinen Schmerz, umsonst 17 lange Tagreisen in meinem Boote gemacht, in den Wind hinaus Pläne gefaßt, umsonst nahe an 200 Meilen zurückgelegt zu haben, also nie mein heißersehntes Ziel erreichen! — So mußten wir denn umkehren, und wir thaten es auch, bis an einen Ort, welcher Muang-Phorom (Engelstadt) genannt wird. Dort ließen wir unsere Nachen, und erreichten nach zwei strengen Tagereisen zu Fuß die östlichen Grenzgebirge zwischen Siam und Laos. Wir kamen in ein großes Dorf, wo keine Bonzen waren, und wurden sehr gut aufgenommen, weil ich schon das vorige Jahr hieher gekommen war. Gemäß ihren abergläubischen Ideen, dürfen die Bewohner dieser Länder den Fremden nur drei Tage Gastfreundschaft erweisen; weiset nach Verfluß dieser Zeit der Hausherr die

Fremdlinge nicht fort, so findet sich ihre Gottheit, oder ihr Schutzgeist, wie sie ihn nennen, beleidigt, und schickt demselben eine Krankheit. Allein zu unsern Gunsten setzten sich diese guten Leute über ihren lächerlichen Gebrauch hinweg, und gaben uns einen Zufluchtsort, bis wir selbst eine Hütte gebaut hätten. In der ersten Nacht, da ich in dem Hause ihres Vorstehers ruhte, hörte ich einen Haufen Einwohner, die beim Schimmer der angezündeten Bambusrohre wachten, über unsere Ankunft schwatzen. Die einen sagten: „Sie sind hier, uns einen einzigen Gott zu verkünden.“ „Es ist wahr, erwiederten die Andern, unsere Götzen sind nur von Thonerde.“ Andere fügten bei: „Und unsere Bonzen sind Betrüger; wie! wenn man die Gewande der Götzen einem der geringfügigsten Thiere umlegen würde, müßte man dasselbe denn ebenfalls als Gott verehren?“ — Sie glauben nämlich, die göttliche Hoheit hange dem gelben Gewande an. Ich pries den Herrn vom Grunde meines Herzens, daß er den wenigen Unterricht, den ich ihnen voriges Jahr während kaum acht Tagen geben konnte, so tiefen Eindruck auf ihre Seelen machen ließ; wirklich kam am Morgen mancher, uns zu fragen, die Sache zu prüfen, und sich unterrichten zu lassen; unter anderm versprach eine Familie, nach einer einzigen Unterredung, ihren Schutzteufel verbrennen zu lassen, und gab hernach unzweideutige Beweise ihres Glaubens.

„Alles schien nun die freundlichste Gestalt angenommen zu haben, als ein Ereigniß dazwischen kam, das mich allmählig von meinen Siamesen trennte.

„Es entstand eine große Trockenheit, und ein einziger Teich versah noch das Dorf mit Wasser; eines Tages gingen die Laozierinnen zusammen, um dort in ihre Bambusgefäße Wasser zu schöpfen; da trafen sie auf einen dürstenden Tiger, der über dem Anblicke dieser Frauen ein fürchterliches Geschrei ausstieß, sie in die Flucht jagte und bis ins Dorf verfolgte. Das Gejammer der weinenden Frauen erschreckte uns sehr; es wurde Abend, ohne daß es Jemand gewagt hätte, Wasser zu schöpfen, somit mußte man bis an den folgenden Morgen dur-

sten. Dieser Entbehrung mochten sich nun unsere Zöglinge von Bang-Kok nicht fügen; und sey es aus Furcht vor dem Tiger, oder aus Scheu, noch ein zweites Mal Wassermangel leiden zu müssen, kurz sie ließen mich ganz allein zurück, mitten in Wäldern unter den Ungläubigen; einer, und zwar ein sehr junger, willigte ein, bei mir zu bleiben. Allein Gott verließ mich nicht; und das Zutrauen, das ich bereits in diese armen Laozier setzte, war nicht ohne Grund; sie waren um mich besorgt, wie sie es um ihre Bonzen gewesen wären. So bald meine Hütte vollendet war, so wurde sie der Sammelplatz, wo ich ihnen alle Abende den Katechismus erklärte. Die Laozier, die in den Wäldern zerstreut leben, kommen 5 bis 6 Meilen weit her, einzig um mich zu besuchen, und meinen Unterricht anzuhören.

„Eines Tages stattete mir eine laozische Fürstin, die nahe an der Gegend, wo ich mich befand, vorbeireiste, einen Besuch ab; ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihr, und zeigte ihr eine Sammlung schöner und großer Bilder worüber sie sich nicht wenig verwunderte. Diese Vorstellungen gaben mir Anlaß, ihr die Grundlehren der christlichen Religion zu erklären. Sie hörte mit Aufmerksamkeit auf meine Erzählung; und bezeugte mir nachher den Schmerz, mich so bald verlassen zu müssen, drang aber auch sehr in mich, ihr Land zu besuchen.

„Eine große Anzahl junger Laozier war mir zugethan, wie die Schüler ihrem Lehrer; mit Aufmerksamkeit hörten sie meinen Unterricht, und bedienten mich, wie ich es nur immer bedurfte. Schon wiederhallte das ganze Dorf von Verwünschungen gegen die Bonzen, man spottete über die Schutzteufel und bestimmte sogar den Tag, wo man daraus ein Freudenfeuer machen würde, als ein siamesischer Kundschafter, ohne Zweifel von der Hölle dazu angespornt, die bereits mit Eifersucht auf die Fortschritte des Evangeliums bei diesem guten Volke blickte, alle diese Neuigkeiten dem Mandarin der Provinz hinterbrachte. Plötzlich erschienen vier Siamesen in schwarzen seidenen Gewanden, woran ich sie als Regierungs-

beamte erkannte. Sie luden mich sehr höflich ein, den Mandarin, der gestern eingetroffen sey, zu besuchen. Ich mußte mich ergeben, und erschien vor dem Mandarin. Anfangs nahm er eine ernste Miene an, die mich leicht aus der Fassung hätte bringen können; dann sagte er mir, er wolle mich unter Bedeckung nach Bang-Kok zum Oberminister führen lassen. Ich antwortete, er möge thun, was ihm gefällig sey; mir seyen der Oberminister und selbst die Fürsten sehr gut bekannt, und dieß würde mir Gelegenheit verschaffen, ihnen meine Aufwartung zu machen. Endlich, nach einem ziemlich langen Verhör, das mehr auf die Politik als auf die Religion Bezug hatte, schenkte ich ihm eine Flasche Oel für Verwundungen, welches in Siam sehr gesucht ist; wobei ich bemerkte, wie er allmählig sanfter wurde. Wirklich befahl er einzig, mich unter Bedeckung in meinen Nachen zu bringen. Dorthin führten mich nun zwei Soldaten, von denen einer vor mir, der andere hinter mir her ging, und von Dorf zu Dorf von Andern abgelöst wurden. Auf solche Weise, gleich einem Verbrecher weggeführt, und Allerorts, wo ich durchging, als ein Gegenstand des Gelächters behandelt, traf ich endlich gegen Sonnenuntergang von Hunger, Durst und Ermüdung halb getödtet, bei der Engelstadt ein. Des Morgens beeilte ich mich, wieder nach Juthia hinabzusteigen, und zog somit aus einer so großen Wanderung den einzigen Vortheil, etwas Weniges für den Namen unsers Herrn Jesu Christi gelitten zu haben. Einige Tage später wurde ich um Mitternacht von einem jungen Laozier aufgeweckt, und erhielt von ihm die traurige Nachricht von der Gefangennehmung aller meiner theuern Glaubensneulinge von Pak-Prio. Diese traurige Begebenheit erzählte der Knabe mir also: Man brachte die Botschaft, der Mandarin werde die Neubekehrten verhaften lassen; Niemand wagte es, zu entfliehen, weil sie fürchteten, man möchte sie beschuldigen, der Gerechtigkeit entweichen zu wollen. Am bestimmten Tage kam eine Rotte Schergen mit Stöcken bewaffnet und trieben Männer, Weiber und Kinder ohne viele Umstände zum Dorfe hinaus, um sie vor Gericht zu stellen, ge-

rade wie man eine Heerde Lämmer ins Schlachthaus führet. Wir sandten nun einen eingebornen Priester mit Geschenken, um bei dem Mandarin ihre Sache zu vertreten, und hoffen, dieses Ereigniß werde weiters keine traurigen Folgen haben. Die armen Leute haben uns einen Brief geschrieben, worin sie uns versichern, mit Gottes Hülfe ausharren zu wollen bis in den Tod, wenn man es versuchen sollte, um diesen Preis ihnen die köstliche Gabe des Glaubens zu rauben.

„Dieß ist nun der Erfolg meiner kleinen Streiferei in das Laozierland; sie gab mir einen Begriff von Allem dem, was man dort zum Vortheile unserer heiligen Religion thun könnte, und auch von den Ergebnissen, die man in diesem Lande hoffen dürfte, wenn man die nöthigen Mittel hätte, eine ununterbrochene Mission unter den Ungläubigen, die dort wohnen, zu unternehmen. Gott wolle uns mit seiner Macht unterstützen, damit sein heiliger Name auch in Mitte dieser Wälder gepriesen werde, und daß überdieß ein Volk mehr in den Schafstall seiner Kirche eingehe!

„J. B. Pallegoix, apostolischer Missionär."

Ohne Zweifel entschloß sich Hr. Pallegoix, nach der Rückkehr von diesem apostolischen Streifzuge, von einigen seiner Mitbrüder gebeten, sich an die „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens" mit folgendem Plane zur Gründung einer künftigen Mission in Laos zu wenden.

Entwurf zu einer Mission im Laozier-Lande.

Juthia, 1. August 1834.

„Nach vorausgeschickter kurzer Notiz über den an das Königreich Siam gränzenden Theil von Laos, werde ich die Gründe entwickeln, die uns bestimmen, dort eine Mission zu unternehmen, und auch der Mittel erwähnen, mit denen es uns möglich seyn würde, den Plan in Ausführung zu bringen.

„I. Laos zerfällt in mehrere kleine Königreiche, deren Anzahl mir nicht genau bekannt ist. Jedoch stimmen die in Siam gefangenen Laozier in der Aufzählung von sieben überein; nämlich: das Königreich Xeung-Mai, welches seine Bedeutsamkeit wegen des Baumwuchses anzuzeigen scheint; es liegt gerade im Norden von Siam, und beinahe an der Quelle des Flusses Me-Nam. Die Hauptstadt hat etwa 80,000 Einwohner, und ward vor ungefähr 50 Jahren von den Siamesen erobert. Oestlich von Pourfklouk, oder besser Pitsilok, und beinahe unter der gleichen geographischen Breite mit dieser Stadt, ist ein anderer laozischer Staat, Muanh-Khre (Lagerstadt) genannt; südöstlich von diesem ist ein drittes Königreich, Muang-Lom (das Reich des Windes) geheißen; es liegt nahe an der Quelle eines Stromes, der von Nordost fließt, und sich mit dem großen Mena-Xi-Strom bei Juthia selbst verbindet. (Juthia *) bedeutet einen Ort des Vergnügens, ein irdisches Paradies). Ungefähr in derselben geographischen Breite mit Muang-Lom, aber gegen Osten und an den Ufern des großen Camboga-Stroms, liegt ein vierter Staat; er ist beträchtlicher als die Uebrigen, und Vieng-Channe (Königsstadt des Mondes) ist der Name seiner Hauptstadt, welche aber auf den Landkarten sehr uneigentlich Langtehang genannt wird. Dieser ganze Staat wurde im Jahr 1828 von den Siamesen durch Raub und Brand verheert. Im Norden dieser Stadt breitet sich, in der Ferne von mehreren Tagreisen, gleichfalls am Camboga-Strome, ein fünfter Staat aus, dessen Name ist: Muang-Buang-Pho-Bang (die Königsstadt der schlanken Pappeln). Dieses Gebiet soll sehr bevölkert seyn. Es ist ganz gewiß, daß die kleinen Könige dieser fünf Reiche dem König von Siam zinspflichtig sind, und, wie man es in der Landessprache heißt,

*) Diese Stadt darf nicht mit der alten Hauptstadt des Königreichs Siam gleichen Namens, einige Meilen nördlich von Bang-Kok gelegen, verwechselt werden.

ihm Blumen, Silber und Gold darbringen müssen. Die zwei andern laozischen Staaten, die an Tonkin gränzen, gehen bei dem Könige von Cochinchina zu Lehen; überdieß sind, was ich noch beifügen muß, im Laozierlande, in Tonkin und Cochinchina kleine Staaten wilder Horden in großer Anzahl, welche gleichfalls von Cochinchina abhängig sind; jedoch darf man sie mit den Laoziern nicht verwechseln, denn sie sind von ihnen durch Benennungen, Sprache und Sitten unterschieden, und ihre Bewohner haben eine etwas schwärzliche Hautfarbe. Dieß sind nun die sämmtlichen Nachrichten, die ich bis dahin einsammeln konnte *).

*) Ein alter Missionär aus Tonkin hatte die Güte, uns über diese Völkerschaften, die sich in Tonkin und Cochinchina aufhalten, folgende Nachrichten mitzutheilen:

„Im Westen von Cochinchina und Tonkin befinden sich verschiedene Völkerschaften, die in zwei Abtheilungen zerfallen, die eine nennt sich Moi oder Moïe, die andere Muonq oder Meuonq. Die Moïes sind ganz verwilderte Horden, sie hausen zwischen Cochinchina und Camboga, und sind von schwarzer Hautfarbe, auch stehen sie in sehr geringem Verkehr mit den Cochinchinesen. Die Tonkinesen heißen Muonqs alle Bewohner der westlichen Gebirge, welche in Herkunft und Sitten von ihnen abweichen, und weniger sittliche Bildung haben, ob sie gleich nicht wie die Moïes in dem Zustand roher Versunkenheit sich befinden. Zu dieser Gattung gehören die Xu und Tho in der Provinz Tuyen, die Bewohner des Tho-Sees in der Provinz Thanh-Hou-Ngnoi, und mehrere andere gegen Mittag gelegene Horden, welche bei ihren Gebräuchen in vielen Stücken den Laoziern nahe kommen. Auch werden die eigentlichen Laozier von den Anamiten Meuongs genannt, was mit dem Namen mehrerer Königreiche von Laos, welche mit dem Worte Muang beginnen, übereinstimmt,

„Die Gesammtbevölkerung von Laos zerfällt in drei unterschiedene Stämme: Phoung-Khao (weiße Menschen), Phoung-Dam (schwarze Menschen), Phoung-Khio (grüne Menschen). Der erste Stamm bepunktet (tatouiren, oder den Leib mit verschiedenen in die Haut eingegrabenen Figuren auszieren) den Leib nicht, der zweite bepunktet ihn schwarz, der dritte grün. Die Sprache der Laozier ist sehr sanft, und dem Gezwitscher einiger Vogelarten in etwas ähnlich; dem Entstehen und den Worten nach, ist sie wenig von der siamesischen verschieden, aber sie hat andere Schriftzeichen. Jeder der drei Stämme hat eine eigene Mundart, und darum verstehen sie einander nicht. Das Kleid der Männer ist eine Art Hemde, wie in Siam, und ein Stück Tuch, mit breiten, rothen und schwarzen Streifen, dient ihnen zum Mantel. Die Frauen tragen einen kurzen Rock, mit rothen, weißen und schwarzen Streifen verbrämt; sie haben sehr langes Haar und knüpfen es auf dem Scheitel zusammen. Obwohl diese Völker dieselbe Religion, wie die Siamesen, haben, so sind sie doch in vielen Stücken weit weniger abergläubisch. Sie wandern stets in den Wäldern umher, und erlegen wilde Kühe, Tiger, Bären, Hirsche, Schlangen, Stachelschweine, Eidechsen, Fledermäuse, Pfauen und anderes Gevögel, das ihnen zur Nahrung dient. Sie sind allezeit mit einem Feuerzeuge oder mit einem Säbel bewaffnet, zuweilen auch mit einem Wurfspieße von Bambusrohr, oder mit langen Blaserohren, deren sie sich mit einer erstaunlichen Gewandtheit bedienen. Sie wohnen in sehr kleinen Hütten von Bambus, welche mit Laub oder dürren Wurzeln gedeckt und auf 6 bis 8 kleinen Pfählen befestigt sind. Unter solchen Hütten bewachen sie ihre Kühe und Büffel. Sie geben sich besonders mit der Hühnerzucht ab, und haben derselben so viel, daß sie eines um zwei

---

denn, wie es scheint, hat dieses Wort dieselbe Bedeutung mit dem Worte Muong oder Meuong, nur daß es anders ausgesprochen wird.

oder drei Kreuzer verkaufen. Den Diebstahl kannte man früher bei ihnen fast nicht; Jeder entfernte sich von seiner Hütte, wenn er zur Arbeit oder zu einer Irrfahrt durch die Wälder sich anschickte, ohne auf irgend eine Art sie bewachen zu lassen; der König von Vieng-Channe soll sogar das geringste Vergehen dieser Art mit dem Tode bestraft haben. Man erzählt, er habe einmal, als er an den Hof von Siam gekommen, und demerkt habe, wie die Gefängnisse von Bang-Kok von Dieben strotzten, sich geäußert, man möchte einige derselben zu seiner Verfügung stellen; er ließ sie sodann in seiner Hauptstadt in Bande legen, und unerbittlich in einen großen Kessel siedenden Oels eintauchen. Allein nach der Eroberung von Vieng-Channe fiel sein Volk, in tiefes Elend versunken, von seinen alten Sitten ab, und folgte nur zu sehr dem Beispiele der Siamesen. Die Laozier haben eine sehr weiße Hautfarbe; allein was sie vor allen andern Völkern, die ich bis dahin zu Gesichte bekam, auszeichnet, ist eine wundersame Einfalt, eine offene, kindliche Gemüthsart. Wenn man auf ihren Flüssen dahinfährt, so sieht man sie Wasser in ihre Bambusgefäße schöpfen, wohl auch nahe am Flusse baden; wie Kinder schauen sie die Vorüberfahrenden an, mit heiterm Angesichte, auf dem sich Offenheit, und, man möchte beinahe sagen, Unschuld abmalen. Man glaubt hier wahrhaftig Brüder anzutreffen; auf eine an sie gestellte Frage antworten sie in einem sehr anmuthigen Tone und mit lächelndem Munde; worin sie mir den Alpenbewohnern der Schweiz sehr ähnlich schienen. Wahr ists freilich, daß es wohl auch einzelne Räuber unter ihnen gibt; allein ihre geringe Anzahl, und ihre jähzornige, wilde Gemüthsart trägt nur dazu bei, ihre Abartung von dem übrigen Theile der Nation, deren Sitten so sanft und gastfreundlich sind, noch mehr hervorzuheben.

„II. Der zweite Punkt, den ich zu berühren habe, betrifft die Gründe, die uns bewogen, in Laos eine Mission zu stiften. Den ersten Grund ersieht man aus den Worten unsers Herrn: Lehret alle Völker ꝛc. Die protestantische Bibelgesellschaft macht so viele Versuche, um wo möglich den katho-

lischen Missionen das Gleichgewicht zu halten; sie berechnet dabei ihre Eroberungen nach der Anzahl der Volksstämme, die sie verführt hat; — ach! wäre es denn nicht ein Werk unvergänglichen Ruhmes, wenn die katholische Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens diesen Lehrern des Irrthums im Lande Laos zuvorkäme, wo bis dahin keine ihrer Unheil stiftenden Sekte den Fuß ansetzte? — Es würde sich hier um eine ganz neue, den Europäern meist unbekannte Völkerschaft handeln, deren Erstlinge dem Herrn sehr angenehm seyn werden. Man hat der Mission von Siam oft Unfruchtbarkeit und geringen Anwachs der Kinder unsers Herrn Jesu Christi vorgeworfen; ein ungerechter Vorwurf! Denn wenn die Gelegenheit sich darböte, wollte ich zeigen, wie sie vor der Zerstörung von Juthia so kostbare Frucht hervorgebracht, und wenn seit dem Untergange dieser alten Hauptstadt die Fortschritte der Religion gehemmt waren, so muß man es zum Theil den halben Verfolgungen, welche den Priestern nicht erlaubten, frei ihr Amt zu üben, zum Theil dem Mangel an Missionären besonders aber dem beweinenswerthen Zustande des Elendes zuschreiben, der es beständig hinderte, Christenlehrer und eingeborne Priester zur Verkündigung des Evangeliums auszusenden. Nun aber, wenn es Gott gefällig ist, daß wir freier athmen können, werden wir diese neue Mission aus ihrer Ruine hervorheben, und man wird es in Kurzem sehen, wie sie, die da so lange Zeit unfruchtbar, gleichsam zu Grabe getragen und so zu sagen, gänzlich verlassen war, mit ihrem Ehrenschmucke neuerdings bekleidet, hervortreten wird. Die Bewohner von Laos lassen treffliche Anlagen an sich erblicken; Hr. von Bissachere in seinem Werke über Cochinchina und überhaupt alle Missionäre, die von den Laoziern Bericht erstatten, stellen sie, als für das Reich Gottes herangereift, und mit moralischen Tugenden ausgeschmückt, dar, die zum Voraus den guten Erfolg, den unsere Predigten haben müßten, verbürgen. — Hat endlich auch meine Meinung irgend ein Gewicht, so füge ich bei, daß ich selbst fünf laozische Städte und mehrere in Wäldern zerstreute Nationen durchwanderte,

und überall dieselbe Empfänglichkeit für das Wort Gottes wahrnahm. Hr. Deschavannes, der sich zuerst dem Heile derselben weihete, bekehrte ein Dorf und bereitete auch in vier andern Ortschaften eine große Menge Neubekehrter zum Empfange der heiligen Taufe, und noch ist es uns leider nicht möglich gewesen, sie zu besuchen. Es ist dieß die Erbschaft, die er mir sterbend hinterließ, und ohne Zweifel habe ich es der Macht seiner Fürbitte, die er bei dem Herrn im Himmel für seine lieben Laozier einlegt, zu verdanken, daß ich, trotz meiner natürlichen Schüchternheit, es wagen darf, diesen Brief an die „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens" zu richten.

„Die Versuche, so ich meinerseits gemacht, hatten sogar bei einem zahlreichen Volke, das weder Götzentempel noch Bonzen hat, ziemlichen Erfolg; und den Augenblick harren diese armen Leute auf meine Ankunft und betrüben sich über meine lange Abwesenheit sehr. Letzthin kam auch der König von Muang-Khre nach Bang-Kok, er hatte eine Zusammenkunft mit einem eingebornen Priester und lud ihn, nach einem Gespräche über die Religion, sehr dringend ein, ihm in sein Reich zu folgen, mit dem Versprechen, ihm einen Götzentempel zur Feier des Gottesdienstes anzuweisen und sich und seine Unterthanen in der christlichen Religion unterrichten zu lassen.

„Die Mission von Laos gewährte, wenigstens für die Gegenwart, auch den Vortheil, einigermaßen vor Verfolgungen sicher zu seyn; denn jeder dieser kleinen Staaten ist von andern unabhängig und nur dem Königreiche Siam zinspflichtig. Wenn es sich nun träfe, daß einer dieser kleinen Könige sich bekehrte, oder wenigstens den Unterthanen es erlaubte, die christliche Religion anzunehmen, gar bald würde dann eine blühende Kirche heranwachsen, wo die Christen nimmer vor Bedrängnissen zittern müßten, und wo auch Jene der benachbarten kleinen Staaten Schutz fänden.

„III. Ich gehe nun zum dritten Gegenstande meines Briefes über, zu den Mitteln nämlich, derer wir bedürfen, das Ihnen so eben vorgelegte Unternehmen in Ausführung zu bringen. Allererst ist es uns ein Leichtes, Führer zu finden,

die uns die Wege weisen, und uns mitten unter diese so gut gesinnten Völker geleiten können. Wir wählen sie unter den laozischen Glaubensneulingen, welche in ihrer Gefangenschaft zu Siam getauft wurden, selbst aus; ein christlicher Mandarin hat deren mehrere in seinem Dienste, und dieser würde uns gerne einige für Christenlehrer überlassen; einen habe ich schon, und andere können wir unter den laozischen Neubekehrten dazu heranbilden. Dann haben wir zwei, sogar drei eingeborne Priester, die nach dem Glücke seufzen, an diesem erhabenen Werke arbeiten zu können, und ich selbst, so unfähig und unwürdig ich es bin, wage es, um die Gnade anzuflehen, ihnen beigesellt zu werden; wenn ich auch nicht so viel zu ihrer Bekehrung beitragen werde, wie sie, hoffe ich doch, wenigstens durch meine Reden sie aufzumuntern, und wenn es möglich ist, etwa zehn junge, gutgesittete Laozier um mich zu versammeln, um sie zu unterrichten und eine Schule mit ihnen zu gründen, die ich dann in ihrem Lande selbst, oder, wenn es sich besser schicken sollte, auf den Trümmern unserer alten Kirche zu Juthia anlegen werde. Es wird nicht schwer seyn, die Laozier zu vermögen, uns ihre Kinder anzuvertrauen; schon bei seiner ersten Reise, welche Hr. Deschavannes zu ihnen machte, überließ man ihm, auch ohne ihn zu kennen, vier junge Laozier zur Erziehung, die bis zu seinem Tode seine treuen Begleiter blieben. Später wollte man auch mir etwelche übergeben; allein aus Mangel an Reis, um sie zu nähren, sah ich mich genöthigt, sie abzuweisen. Welch ein Schatz, wenn man neuerdings zehn und mehr solcher armen Kinder versammeln könnte! Vor Allem würde man wahre Christen aus ihnen bilden, und dann von ihnen einige Christenlehrer auswählen. Aber ach! wenns darauf ankömmt, Ihnen ein würdiges Gemälde von unserm tiefen Elende zu entwerfen, da versagt mir die Feder ihren Dienst. Wohl entwerfen wir Tag und Nacht Pläne zur Verherrlichung Gottes; aber Alles das wird immer wieder zu Wasser. Wahrlich, wir dürfen es sagen: „Unsere Seelen verschmachten, sie verdorren und erschöpfen sich," ohne irgend eine Frucht zur Reife zu bringen. O wenn Sie

es selbst ansehen könnten, wie unsere arme Mission so ganz an Allem Mangel leidet; gewiß! dann würde unsere Klage nur zu sehr als überflüssig erscheinen; Ihre Herzen würden erweicht werden, und gewiß, Sie würden keinen Augenblick zögern, derselben die Früchte Ihrer unerschöpflichen Liebe zukommen zu lassen. Möge es denn Gott gefällig seyn, daß diese Zeilen an Sie gelangen. O ja! viel des Guten wäre hier zu thun; allein unsere armen und nicht sehr zahlreichen Christen vermögen es nicht, uns in Verbreitung des Evangeliums behülflich zu seyn, denn theils sind sie selbst an den Dienst des Königs gebunden, theils reichen ihre Gaben nicht einmal zum Unterhalte des Hochw. Hrn. Bischofs hin. Zudem würde ein Missionär in diesen Gegenden, wo beinahe keine Polizei ist, wenn er anders nicht auf allen seinen Reisen von wenigstens zwei Personen begleitet wird, nur zu bald ausgeplündert, wie es Hrn. Deschavannes begegnete; oder gar ermordet, wie man es bis zum dritten Male an ihm versuchte. Außer dem Aufwande, welchen solche Reisen erfordern, muß man den Christenlehrern zur nöthigen Nahrung beisteuern, beständig einen Nachen unterhalten, hier und dort Hütten bauen, um sich darin entweder zum Unterrichte, oder zum Gottesdienste versammeln zu können. Wie sind nun so große Unkosten zu bestreiten, und überdieß noch der Lohn und der Unterhalt der Ruderknechte zu decken? O meine Herren! die Ihr durch Euere Liebeswerke die Stütze des erhabenen Unternehmens der Missionen geworden seyd, urtheilt selbst, ob wir nur darum mit so großen Kosten den größten Gefahren preis gegeben wurden, um nun in den Gegenden, welche die Vorsehung uns zum Erbtheile anwies, müssig zu sitzen! oder nicht vielmehr, um sie mit unserm Schweiße zu bethauen, und sogar, wenn es seyn muß, mit dem eigenen Blute zu befruchten, um eines Tages in denselben reichliche Frucht für das ewige Leben zu sammeln?

„Erst nach langem Bitten meiner Mitbrüder konnte ich mich dazu verstehen, diese Bittschrift der „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens“ einzureichen. Wenn sie sich nun herab

lassen wird, der Mission von Laos einige Hülfe angedeihen zu lassen, um das so eben erwähnte Unternehmen in Ausführung zu bringen; o wie werden wir dafür danken, ewig, ewig danken, und der Herr selbst wird es göttlich vergelten!

„Ich bin u. s. w.

J. B. Pallegoix,
apostolischer Missionär im Laozierlande..

Die Stimme des Hrn. Pallegoix wird Erhörung finden, wir hoffen es; die Liebe der Gläubigen, die an unserm Werke Theil nehmen, wird bei sich mehrenden Hülfsmitteln es auch gestatten, daß reichlichere Unterstützung der Mission von Siam zufließe. Nein, der brennende Eifer, der die Missonäre beseelt, soll nicht gezwungen werden, unthätig zu bleiben; wir haben vielmehr das Vertrauen, es werde bald unter dem göttlichen Schutze im Lande Laos eine neue Kirche entstehen, um den Namen des allein wahren Gottes zu verherrlichen, der seine Auserwählten unter allen Völkern der Erde erwählet, und auch um unser Werk zu preisen, und die himmlischen Segnungen auf dasselbe, so wie auf Frankreich, dem es seinen Ursprung verdankt, herabzuflehen.

Obschon die folgenden Briefe etwas früher geschrieben worden sind, als die, so wir eben mitgetheilt haben, glaubten wir dennoch, dieselben, um den zusammenhangenden Bericht über die Laozier nicht zu unterbrechen, an dieser Stelle einrücken zu müssen. Die Nachbarschaft und die Handelsverhältnisse ziehen eine sehr große Menge Chinesen nach Bang-Kok, im Königreich Siam und der Halbinsel von Malaka, an deren Spitze die Insel Synkapour liegt, welche ebenfalls noch zum apostolischen Vikariate von Siam gehört. Sie sollen sich über eine Million belaufen. Unsere Leser werden eben nicht ungerne diese Chinesen, die sie bereits zum Theil in ihrem eigenen Lande kennen gelernt, nun auch in

fremdem Lande betrachten, wo sie andern Gesetzen folgen und mehr Freiheit genießen; man wird ganz gewiß sich mit uns überzeugen, daß das Evangelium in dem ungeheuern Kaiserreiche China sich schnell ausbreiten würde, wenn es vergönnt wäre, dasselbe frei zu verkünden.

Schreiben des Hrn. Albrand, apostolischen Missionärs, an Hrn. Barran, Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen.

Synkapour, 10. Dezember 1833.

Innigstgeliebter Herr Mitbruder!

„Synkapour ist ein allgemeiner Götzentempel, wo alle erdenklichen Gottheiten verehrt werden. Oft genug bin ich Zeuge der Festlichkeiten und Umzüge, wo Götzenbilder aller Gestalten im Gepränge herumgetragen werden; o wann wird einmal der Tag anbrechen, wo diese armen Völker endlich dem Lichte ihre Augen öffnen werden?

„Es sind hier bei 300 Christen; auch ist das Kirchlein, welches Hr. Courvezi zu bauen begonnen, nun zu Ende; ich segnete es ein, und weihete es dem guten Hirten und dem heiligen Franz Xaver; es sieht wohl äußerst ärmlich aus, und besteht aus vier Mauern und einigen Brettern, die zum Altare dienen, und dazu kömmt noch, daß ich es sehr bald werde vergrößern müssen. Alle Jahre kommen Christen aus allen Gegenden Indiens, um auf Synkapour sich niederzulassen. Zudem gewinne ich täglich einige neue Christen; seit Ostern empfingen fünfundzwanzig die Gnade der heiligen Taufe; auch habe ich eine beträchtliche Anzahl Neubekehrter, voll des heiligsten Eifers, von welchen vier oder fünf am heiligen Weihnachtstage die Taufe empfangen werden. Lob und Dank dem Herrn! Die Chinesen scheinen vor allen andern Völkern der Umgegend für unsere heilige Religion reif zu seyn. Ein Theil des Hauses, das ich bewohne, dienet ihnen zur Schule, welche sie ordentlich alle Abende in großer Menge besuchen. Da pre-

digt ihnen mein Christenlehrer von 8 bis 10 Uhr, dann singen sie gemeinschaftlich ihre Gebete, nachher ziehen sie sich zurück. Am Tage gehen meine Christenlehrer und ich umher, und geben den Heiden heilsame Ermahnungen, und dann haben wir zuweilen das Glück, am Abende einige anlangen zu sehen, denen wir während des Tages Unterricht ertheilt hatten. Leider kann ich nur etwas Weniges von ihrer Sprache herausstammeln, und auch das nur in der Mundart, welche mein Christenlehrer spricht; die Mundart von Fo-Kien, wie die von Thang-Tcheou *) welche von zwei Drittheilen der chinesischen Bevölkerung von Synkapour gesprochen werden, ist mir noch ganz fremd. Doch glaube ich, ihnen bald einen zweiten Christenlehrer geben zu können; und dieser wird, so hoffe ich es wenigstens, Viele bekehren, wenn er anders so tugendhaft ist, wie der, welcher mir gegenwärtig dienet. Ich will Ihnen doch einiges über den frommen Wandel dieses Mannes mittheilen.

„Dieser Christenlehrer ist ein Arzt; er verreiste vor ungefähr 8 Jahren aus China, um anderswo sein Glück zu versuchen. Er verweilte zwei Jahre in Batavia, und erwarb sich dort ein großes Vermögen, dann kam er nach Synkapour, wo er von einer neuen Religion sprechen hörte, die da den Chinesen von Pinang verkündet würde. Von Neugierde und Theilnahme, oder besser von der Gnade Gottes angetrieben, kam er nach Pinang, ward dort getauft, und als er sich in der christlichen Glaubenslehre gut hatte unterrichten lassen, ging er nach seinem Vaterlande, wo bis dahin noch kein Christ gewesen war, um seinen Verwandten und Freunden die wahre Religion zu offenbaren; er taufte fünf oder sechs Personen, und kam wieder zurück, um sich noch besser in der heiligen Religion unterrichten zu lassen. Im Verlauf seiner

*) Tchang-Tcheou ist eine der ersten Städte der Provinz Fo-Kien, wo man eine andere Sprache spricht, als in der Hauptstadt dieser Provinz.

Reise landete er zu Sambas, auf der Insel Borneo, wo er nur Zeit hatte, zu bemerken, dieser Ort, fast einzig von Chinesen bewohnt, würde die Wahrheit mit bereitwilligem Herzen aufnehmen, wenn nur irgend Jemand sie dort verkündete; da bittet er mich denn Tag und Nacht, ich möchte mich doch mit ihm dorthin verfügen. Diese Chinesen sind nämlich alle aus seiner Provinz; eben so denkt er sehr oft an die Insel Banka, wo er landete, als er von Sambas kam, und fünf Menschen zum Glauben bekehrte. Diese schrieben ihm unlängst einen sehr rührenden Brief, worin sie ihn baten, er möchte sie nicht vergessen, und ihnen, gemäß seinem Versprechen, einen geistlichen Vater senden, der sie taufen möge, ehe sie dahin stürben. Vor einem Jahre kam er nach Pinang zurück. Bei seiner Ueberfahrt von China nach Pinang gewann er mit Ausübung seiner Kunst 25 Piaster, allein er behielt sie nicht lange; er verschenkte Alles, was er hatte. Oft sah ich ihn, sich seiner Kleider berauben, um irgend einen Unglücklichen damit zu decken. Ich habe ihn seit sechs Monaten bei mir, und fühle mich mit Schaam bedeckt, wenn ich den Glauben, die Demuth und den Eifer betrachte, welche ihn auf seinen Wegen, in seinen Unterweisungen und Gebeten beseelen. An ihm habe ich in der That einen Schatz gefunden; er ists, der die Chinesen bekehrte; nicht selten geschieht es, daß wir nach einer einzigen Unterweisung, die er gegeben, die in chinesischen Schriftzügen geschriebenen Gebote Gottes statt des Götzenbildes oder der Bildnisse der Ahnen aufgestellt sehen.

„Die Chinesen auf Synkapour gehören geheimen Gesellschaften an, welche jenen der Freimaurer sehr ähnlich sind, ein Umstand, der ihre Bekehrung zur christlichen Religion nicht wenig erschwert. Die Häuptlinge dieser Gesellschaften kamen bei der Bekehrung der vier ersten, welche das Evangelium annahmen, vor Wuth ganz außer sich. Zum Glücke waren diese edelmüthigen Christen schnell begründet im Glauben; aber Tag für Tag hatten sie mit dem Vorsteher der Gesellschaft, der sie angehört hatten, und der den Namen:

„Teufelskopf“ trägt, heftige Kämpfe zu bestehen. Als er ihnen eines Tages drohte, sie in China zu verschreien, ihnen den Haarzopf auszureißen und sie der chinesischen Kleidung zu berauben, gab ihm einer derselben folgende Antwort, welche beweist, wie groß ihr Glaube ist: „Wir fürchten dich nicht; gehen wir nach China zurück, so bleiben wir Christen; tödtet man uns, so gehen wir in den Himmel ein. Was den Haarzopf und unsere Kleidung betrifft, die magst du uns nehmen, magst den Kopf uns sogar abschneiden, magst uns die Haut abziehen: siehe, wenn du uns Uebels zufügen willst, so erweisest du uns eine große Wohlthat.“

„Diese Christen lassen von ihrem ersten Eifer nicht ab; und seit ich sie mit dem Leibe des Herrn gespeiset, gehen sie selbst aus, die christliche Lehre ohne Furcht zu verbreiten. Als ich ihnen von der heiligen Religion sprach, konnten sie sich der Thränen nicht enthalten. Der Jüngste aus ihnen ist fünfundzwanzig Jahre alt. O! daß es mir vergönnt wäre, sie in Frankreich einigen frommen Priestern vorzustellen! gewiß der einzige Anblick würde genügen, sie zu bewegen, die frohe Botschaft des Heils in eigener Person diesen Völkern zu bringen. Diese vier neuen Christen werden zwar nicht mehr beunruhigt; allein der Teufelskopf raubte mir eine große Menge Seelen. Er folgt mir an allen Orten, wo ich das Evangelium verkündige, auf dem Fuße nach, um die Frucht meiner geringen Arbeiten zu zernichten. Indessen glauben vielleicht mehr als hundert Chinesen in Synkapour an Jesus Christus, und werden sich endlich entschließen, die Furcht, so man ihnen einflößte, zu beseitigen.“

Den 26. Dezember.

„Vor Allem haben zwei Glaubensneulinge, die alle Tage, ohne sein zu achten, sich zum Unterrichte eingefunden, des Teufelskopfs Groll aufgeregt; er erhitzte die Köpfe ihrer Frauen so sehr, daß dieselben ihren Männern drohten, sie aus dem Hause zu werfen, welches sie ihnen als Eigenthum über-

lassen hätten. Die wackern Männer kamen zu mir und erklärten: Alles das werde sie nimmer verhindern, Christen zu werden; und der eine von ihnen wurde am Weihnachtstage getauft.

„In diesem Augenblicke langte mein Christenlehrer, ganz vom Schweiße bedeckt, an; er ist aber ganz von Wonne erfüllt, weil er sichere Hoffnung hat, einer großen Menge seiner Landsleute den Weg zum Himmel gebahnt zu haben. Er versicherte mich, wir würden in einem Jahre mehr denn dreihundert Christen unter ihnen zählen. Kaum kann ich es glauben; auch vor drei Monaten hatte er mir verheißen, am Weihnachtsfeste würden wir mehr denn hundert in der Kirche beisammen sehen, und sieh' es waren ihrer kaum dreißig. Allein ich hege Vertrauen zu seinem frommen Wandel; er ist in der That ein heiliger Mann; unaufhörlich flehe ich zum Herrn, er wolle ihn mit einem glücklichen Erfolge segnen. Ich weiß nicht, ob meine Beobachtung richtig ist oder nicht; aber es scheint mir wenigstens, die Chinesen lassen sich in fremden Landen leichter bekehren, als in ihrem Vaterlande; hier schreckt sie aber auch kein Mandarin und kein verrätherischer Mitbruder; sie leben hier unter dem Schutze einer aus Politik duldsamen Regierung. Wollen die Bösen ihnen Unrecht thun, so klagen sie mir ihr Leid, und ich nehme sie bei der Obrigkeit, so viel möglich, in Schutz. Diese Theilnahme macht mir allmählig die redlich Gesinnten gewogen, und sie öffnen dem Lichte der Wahrheit ohne Zögern die Augen. O! daß doch in allen Pflanzländern, wo so viele Chinesen sich aufhalten, ein eifriger Missionär zugegen wäre, der ihre Sprache gut verstände! Gewiß würden die zwei Provinzen Canton und Fo-Kien bald größtentheils den christlichen Glauben bekennen; denn insgemein kehren nach einigen Jahren diese ausgewanderten Chinesen in ihr Vaterland zurück, und bekehren, ihren heiligen Eifer bewahrend, ihre Familien, ihre Nachbarn und zuletzt ihre Dörfer, wie mehrere Thatsachen solches beweisen. So zählt man gegenwärtig in einer Gegend, wo vor acht Jahren noch kein Christ zu finden war, und kein Priester sich je gezeigt

hatte, viele ganz christliche Familien. Schon von hier aus, gleich nach ihrer Taufe, schreiben die Chinesen an ihre Eltern, und ermahnen sie, den christlichen Glauben anzunehmen.

„Ich bin u. s. w.

„R. Albrand, apostolischer Missionär."

Schreiben eben desselben an Hrn. N. N.

Synkapour, 22. November 1834.

Mein Herr!

„Schon bin ich beinahe zwei Jahre auf Synkapour. Als ich ankam, fand ich den jetzigen Bischof von Bidopolis, Hrn. Courvezi, mit dem Baue einer Kirche beschäftigt; es war ihm dieß durch eine Vorausbezahlung, zu der chinesische Handelsleute, englische Protestanten, armenische Schismatiker allgemein gesteuert hatten, möglich geworden; ich habe nun den Bau vollendet. Bis dahin hatten wir die heiligen Geheimnisse einzig in einem Speicher feiern können, wo wir auch unsere wenigen Christen versammelten; unsere wenigen, sage ich, denn wir hatten selten mehr als dreißig Personen beisammen. Doch zählte man schon über 350 Christen zu Synkapour, aber leider sehr unwissende und allzunachläßig in Erfüllung ihrer Religionspflichten. Ich gab mich zuerst vorzugsweise mit ihnen ab, und hatte den Trost, sie nach und nach sich bessern zu sehen. Gegenwärtig versammeln sich an großen Festtagen mehr als 250 Seelen um mich, worunter gegen 50 neugetaufte Chinesen und Malaien gehören. Nächst den Christen ging meine erste Sorge auf die Malaien, denn ich verstand die chinesische Sprache nicht, und Christenlehrer hatte ich keinen. Da ward mir die Freude, etwa zwanzig derselben dem Herrn zu gewinnen; freilich auf Kosten meiner Gesundheit, denn auch die stärkste Menschennatur vermag es in diesen glühend heissen Himmelsstrichen nicht, den Beschwerlichkeiten einer zwei bis drei Meilen weiten Reise zu Fuß, Tag für Tag, die Spitze zu bieten. Selbst die englischen Kauf-

eute machen die unbedeutetsten Reisen nie anders, als im Wagen; der arme Missionär aber hat weder Wagen und Pferd, jedoch, er ermuthigt sich mit den Worten des Psalmisten: „Diese verlassen sich auf Wagen, jene auf Rosse, wir aber trauen auf den Namen des Herrn.“ (Ps. 19, 8).

„Einige Monate später schenkte mir die Vorsehung einen chinesischen Christenlehrer, und ich konnte nun auch etwas von seiner Sprache lernen. Während des Tages reisten wir, jeder auf seinem Wege, aus, um die Heiden einzuladen, uns auf den Abend zu besuchen. Da hatten wir denn vollauf zu thun, Tabak, einige Bambusröhrchen in Form von Pfeifen, und Thee im Ueberflusse zu bereiten. Unsere Katechumenen versammelten wir in einem großen Saal, welcher uns von einem in Synkapour sich aufhaltenden Franzosen recht gerne eingeräumt wurde. Wir setzten ihnen Thee vor, und gaben ihnen dann Unterricht über die Religion; mein Christenlehrer übernahm die Chinesen, während ich mich mit den Malaien abgab. Stets ward unser Hörsaal zahlreich besucht; dennoch haben erst Einundfünfzig die heilige Taufe empfangen, und einige Andere werden sie am heiligen Weihnachtstage erhalten; die Uebrigen sind verschwunden. Nie hätte ich jedoch bemerken können, daß ein Chinese etwas Böses über unsere heilige Religion gesagt, noch es gewagt hätte, sie mit der seinigen zu vergleichen. Der gewöhnlichste Einwurf, den sie machen, ist der: „Um Christ zu werden, muß man ein tugendhaftes Herz haben, das meinige ist es aber noch nicht.“ Das heißt mit andern Worten: „Ich will euch ferner nicht hören.“ Was die Malaien betrifft, legen die Muselmänner, welche sich unter ihnen befinden, einen unerhörten Eigensinn an den Tag; sprecht ihnen von Religion, sie hören euch ganze Stunden zu, und stimmen euch in Allem vollkommen bei, nur darf man ihnen nicht sagen, sie sollen Christen werden. Einst traf es sich, daß ich ihnen einen sehr langen Unterricht ertheilte, am Ende aber hatten sie keinen andern Vortheil aus meinen Reden gezogen, als daß sie die wichtige Entdeckung gemacht, es liege in meiner Gestalt etwas, das sich von der ihrigen unterscheide.

Größtentheils sind sie sehr unwissend, selbst in Dingen, die den mahomedanischen Gottesdienst angehen. Bei den andern Malaien, die nicht Müselmänner sind, dürfte man wohl noch einige Frucht hoffen; denn bei diesen ist einzig die Unwissenheit zu besiegen; dasselbe gilt von den Timorinen, den Nias, den Battas u. s. w. Ich dürfte beinahe behaupten, die Bekehrung eines Muselmannes sey rein unmöglich, wenn Gott je etwas unmöglich seyn könnte; aber dieser Gott hat dem Gebete alle Macht in die Hand gegeben, und die Glieder der „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens“ können uns in dieser Rücksicht große Hülfe leisten. Welch ein Glück wäre es nicht um die Bekehrung der Mahomedaner! So groß ist ihre Zahl, und wie traurig ists nicht, zu denken, daß sie Alle haufenweise ins Verderben stürzen sollen! O! beten wir zum heiligen Geiste, der da anhauchet, wen er will, er wolle auch ihnen die Gnade des Heranreifens zur Frucht des Glaubens in Fülle werden lassen.

„Nun auch etwas von den Protestanten. Unter den Glaubensneulingen, die ich taufte, befanden sich auch Vier derselben, die ihren Irrthümern abgeschworen. Es befindet sich hier ein protestantischer Predikant von der englischen Confession; allein er gibt sich einzig mit seinen Glaubensgenossen ab, und ich weiß nicht, daß er irgend einen Versuch gemacht hätte, auch nur einen einzigen Menschen für seine Religion zu gewinnen. Mit einem andern Predikanten aus Amerika verhält es sich ganz anders; immer ist er mit seinen Bücherträgern auf der Straße, um nach allen Seiten Bibeln u. s. w. auszutheilen. Einer seiner Freunde, der ihm Weihrauch streuen wollte, sagte mir, er habe in den wenigen Monaten, die er sich hier aufhalte, bereits zwölf große Kisten voll hier ausgetheilt. Wie groß muß nicht die Achtung seyn, in der er bei seinen Landsleuten in Amerika steht, da diese die Menge der Bekehrungen, die sie machen, nach der Zahl der Personen berechnen, welche die Bibel empfangen haben! Ich aber, der ich selbst an Ort und Stelle bin, und den Gebrauch kenne, den man von diesen Büchern macht, bin ganz anderer Meinung. Kein Tag ver-

geht, wo ich nicht irgend einen Gegenstand unter die Hände bekomme, der mit Blättern irgend einer protestantischen Abhandlung eingewickelt ist. Und in wie vielen Häusern auf der einzigen Insel Synkapour sind nicht die Seitenwände und die Zimmerdecken mit Blättern einiger hundert Bibeln wie mit Tapeten besetzt!

„Nach Allem diesem ist es denn auch allerliebst, von den protestantischen Predikanten in Indien zu vernehmen, wie die Chinesen so begierig nach der heiligen Schrift greifen, und was sie nicht für einen Beweis dafür anführen! Rathen Sie doch einmal! Es hätten Jene, sagen sie, sogar die Bücherkisten ihnen bei Nacht entwendet! . . . . Wohl ist es für mich immerhin gleichgültig, in wie großer Anzahl sie die Bibeln austheilen, doch wünschte ich, sie möchten es uns sagen, ob denn dieses die Chinesen seyen, welche sie, oder ein anderer Sachwalter ihrer Sekte bekehrt haben?

„Der protestantische Geistliche, der sich in Synkapour aufhält, ging einst an dem Hause vorüber, wo meine chinesischen Neubekehrten sich zum Gebete und zum Unterrichte versammelten; er bot ihnen seine Bücher an, und einer aus ihnen nahm eines aus Neugierde. Durch diesen unerwarteten Versuch ermuntert, kam der Geistliche zum zweiten Mal; allein nun war der Christenlehrer da, dieser sagte ihm: „Geht nur weiters mit diesem Gifte des Irrthums.“ — „Ihr steckt im Irrthum, entgegnete ihm der Geistliche, ihr betet die heilige Jungfrau und das Kreuz an.“ — „Keineswegs, erwiederte der Christenlehrer, uns dient das Kreuz, um uns an Jesus Christus zu erinnern, und wir bezeugen demselben, als einem Andenken an ihn, unsere Hochschätzung. Denn wenn wir einfältige Leute vor einer Mauer beten, so denken wir an die Mauer, und beten wir vor einer Thüre, so denken wir an die Thüre; beten wir aber vor einem Christusbilde, so denken wir an Jesus Christus; zur heiligen Jungfrau hingegen flehen wir, sie wolle unsere Mittlerin seyn; aber anbeten? nein, das thun wir sie nicht!“ Sichtlich betroffen über eine seinen Vorwurf so bestimmt ablehnende Antwort, entfloh der protestantische

Geistliche, und kam das dritte Mal nicht wieder. Ich habe vernommen, er habe jetzt den Heiden 20 Franken für den Monat eingereicht, wenn sie ihn täglich hören wollen; allein mit Allem dem brachte er nicht mehr als Zehn zusammen. Zu dem hege ich gar keine Furcht, daß er sie etwa zum Protestantismus bekehre; an dem Tage, wo er aufhören wird, ihnen Geld zu spenden, werden sie verschwinden, wie dieß schon einmal sich in Pinang ereignet hat. Das ist Alles, was ich Ihnen für dießmal berichten kann; wenn Sie etwa wünschen, ich möchte Ihnen auch von Siam Bericht erstatten, so antworten Sie mir Ihrerseits nur, und bitten Sie für den armen Missionär.

„R. Albrand, apostolischer Missionär."

Schreiben des Hrn. Anton Albrand, Vorsteher des Collegiums von Pinang, an die HHrn. Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen *).

Pinang, 10. Januar 1834.

Theuerste Herren Mitbrüder!

„Dieselben Umstände, die mich hätten nöthigen sollen, Ihnen bald möglichst zu schreiben, hielten mich sogleich bis auf den heutigen Tag hin. Könnte ich Ihnen zum Ersatz nur gute Nachrichten mittheilen! Aber leider, es verhält sich ganz anders. Der Herr hat uns eben mit sehr empfindlicher Prüfung heimgesucht, und einen vielleicht unersetzlichen Verlust über un-

---

*) Der Wunsch, die Nachrichten, die wir aus einer und derselben Gegend erhalten, ein wenig zu ordnen, bewog uns oft, die Briefe nicht nach der Zeitangabe an einander zu reihen; auch schien uns diese Maaßnahme die Anzüglichkeit des Gegenstandes zu fördern.

sere Schulanstalt kommen lassen; denn sie verlor auf einmal Denjenigen, der zugleich ihr Stifter und ihr Vorsteher war! Nach einer siebentägigen Krankheit, von der wir weiter keine Folgen befürchteten, gab Hr. Lolivier seine Seele in die Hände ihres Schöpfers auf; er hatte 43 Jahre im apostolischen Amte gearbeitet. Die schwächliche Gesundheit, so er aus Europa mitgebracht, und die unzähligen Entbehrungen, die er im Verlaufe seines apostolischen Wirkens zu ertragen hatte, verkümmerten ihm jeden Augenblick durch immerwährende Leiden. Dennoch arbeitete er, ungeachtet aller seiner Kränklichkeit, welche auch die großmüthigste Seele darniedergebeugt haben würde, bis an seinen letzten Athemzug. Man weiß, wie viel des unschätzbaren Guten er während 15 Jahren zu Fo-Kien in China gestiftet. Und seit der Errichtung des Collegiums, sind die seeleneifrigen und gut unterrichteten Priester, welche die Hoffnung der blühenden Mission von Su-Tchuen und der Trost ihres Bischofs sind, lebendige Beweise für den apostolischen Geist, der ihn durchdrungen. Anfangs schien seine Krankheit nur ein wenig bedeutendes Uebelbefinden zu seyn; allein auf einmal nahm sie einen furchtbaren Charakter an; schon am zweiten Tag fing er an irre zu reden, und seither hatte er nie wieder auf längere Zeit lichte Augenblicke, um durch das heilige Bußsakrament und die heilige Wegzehrung zum Tode sich vorbereiten zu können; zum Glücke hatte er Sonntags zuvor noch Gelegenheit gehabt, das heilige Meßopfer zu entrichten. Nach einem sechs Tage andauernden harten Todeskampf ward es stiller mit ihm, und eine halbe Stunde nachher gab er sanft seinen Geist auf, es war am 18. Dezember 1833.

„Nicht um ihn zu betrauern fließen meine Thränen, sondern vielmehr um meinetwillen; er ruhet nun im Schooße Gottes, für den er gearbeitet, von seinen nicht ganz geringen Mühen aus; mich aber ließ er auf dem Kamplatze, unfähig, seine Stelle auszufüllen, und tausend Gefahren ausgesetzt. Eins nur tröstet mich, daß wir Kinder der Vorsehung sind; mit Ihrer Hülfe und Ihren weisen Räthen hoffe ich endlich noch

den Absichten, welche sie mit mir haben mag, nach meinen Kräften zu entsprechen.

„So wenig ich auch geneigt bin, Bauten zu unternehmen, die allezeit große Summen erfordern, sehe ich mich doch in der traurigen Nothwendigkeit, unsere ärmliche Wohnung auszubessern, wofern wir nicht einstens unter ihrem Schutte begraben werden wollen. Ich sage: „unsere ärmliche Wohnung;“ denn wie könnte ich ein übelgebautes, 70 Jahr altes Holzhaus, das von den weißen Ameisen ohne Schonung zu Grunde gerichtet wird, und nie noch eine bedeutende Ausbesserung erhalten hat, ein Collegium nennen? Größtentheils ist es vermodert, das Uebrige aber wurmstichig und zernagt von kleinen Insekten, die uns fast lebendig verzehren. Nebst dem thut es Noth, daß unsere Schüler, um die Gesundheit zu bewahren, sich gleich nach eingenommener Mahlzeit ein wenig erholen können; was aber hier weder bei der Mittagsschwüle, noch am Abende möglich ist. Da jene Abtheilung des Hauses, den unsere Zöglinge bewohnen, kaum vier Fuß über der Erde erhaben ist, so wäre es sehr zu wünschen, man könnte sie zu der Höhe dieses Landes bringen *), um unter denselben spazieren zu können; denn nach meinem Dafürhalten ist dieß unsern Zöglingen eben so nothwendig, als das wenige Reis, das ich ihnen gebe.

„Ich hoffe, Sie werden fortfahren, das Collegium, wie bisher, mit Büchervorräthen und andern Gegenständen gütigst zu versehen.

„Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

„F. A. Albrand, apostolischer Missionär.“

---

*) Gewöhnlich sind in diesen Gegenden die Häuser, so auf den Ebenen gebaut sind, auf 7 bis 8 Fuß hohen Pfählen errichtet; das Erdgeschoß ist nach allen Seiten offen, damit das Wasser, nach der Regenzeit jener heißen Himmelsgegend, freien Ablauf habe, und die Wohnzimmer nicht erreiche.

Schreiben des Hrn. Galabert an Hrn. Desquibes, Seelsorger im Necker-Spitale.

Pulo-Pinang, 25. Januar 1834.

Mein lieber Herr und Freund!

„Mehr denn 8 Monate sind vorübergegangen, seit ich von Frankreich Abschied nahm, und bald sind es 9 Monate, daß ich Sie zum letzten Mal an mein Herz drückte, und Sie versicherte, ich würde mich alle Tage Ihrer erinnern, und am Altare mich bei Ihnen einfinden.

„Von Batavia aus habe ich an Sie geschrieben, und ich denke, Sie werden meinen Brief wohl empfangen haben; ich werde also nicht wiederholen, was ich Ihnen schon damals berichtete. Den 3. September verreiste ich von Batavia, und langte am 9. gleichen Monats, Abends 6 Uhr, zu Synkapour an. Auf dieser Insel fand ich den lieben Mitbruder, Hrn. Albrand, er empfing mich mit einer Freudigkeit, die man selbst mit ansehen muß, um sie begreifen zu können. Aber auch meinerseits war das Vergnügen nicht geringer; fand ich mich ja nun, wenn gleich nicht am Ziele meiner Reise, dennoch wenigstens in der Mission, für die ich bestimmt war; ich sah die Länder und Völker, die seit langem schon der Gegenstand meiner Wünsche und Gedanken waren. Gerne wäre ich sogleich in meine Amtsverrichtungen eingetreten; hätte gerne zu den Menschen geredet, die mich umgaben; aber ich mußte meinen Eifer mäßigen; denn ich würde wohl ein trefflicher Redner gewesen seyn, da sie mich eben so wenig verstanden hätten, als ich ihre Sprache, trotz aller meiner Aufmerksamkeit, verstehen konnte. Auf Synkapour verweilte ich bei 7 Wochen, theils um mich von den Anstrengungen der Schifffahrt zu erholen, theils auch um die Befehle meiner Obern daselbst abzuwarten. Der liebe Mitbruder, Hr. Albrand, den ich krank fand, äußerte den Wunsch, ich möchte bei ihm bleiben, und schrieb in dieser Angelegenheit an den Vikarverweser; allein die Lücke, welche einer unserer Mitbrüder, der nach

Korea verreiste, zu Pinang veranlaßt hatte, ließ es nicht zu, ihm zu willfahren, und ich bekam also den Befehl, nach Pinang zn verreisen, was auch am 29. Oktober geschehen ist. Ehe ich noch Synkapour verließ, ward mir das Vergnügen, die HHrn. Barentin und Candalh dort zu sehen, der eine von ihnen war drei, der andere fünf Wochen vor mir daselbst angelangt. Ich weiß nicht, ob Ihnen Hr. Candalh geschrieben hat, wie er zu thun mir versprach; denn er muß noch auf den Meeren herumirren, ohne zu wissen, wann er in seine Mission werde eindringen können.

„Den 29. Oktober verließ ich Synkapour, und langte den 2. November zu Malaka an. O mein Freund! welche Gefühle bestürmen unwillkürlich das Herz, wenn man die Erde betritt, wo ein heiliger Franz Xaver so lange gewandelt, wenn man zu sich selber sagt: Sieh! hier ist der Ort, wo dieser große Heilige landete; da ist die Stätte, wo er gepredigt; da der Ort, wo er den Menschen als ein Muster aller Tugenden geleuchtet hat! Wie steht man nicht so beschämt da, wenn man die erhabenen Tugenden dieses großen Dieners Gottes betrachtet, und sich selbst so weit unter ihm fühlt! Obwohl mitten im Zerfalle, und beinahe unter Trümmern ehemaliger Ueppigkeit begraben, zählt Malaka doch noch bei 2000 Katholiken, Abkömmlinge der Portugiesen, die zuerst dieses Land erobert haben. Sie freuen sich, unter dem Schutze der Engländer, die nun Herren von Malaka sind, vollkommener Ruhe und Freiheit; sie haben eine Kirche und zwei portugiesisch-indische Priester; der eine ist ein Ordensmann, der andere ein weltgeistlicher. Bei ihnen verweilte ich zwei Tage, und kann die edelmüthige Weise, mit der sie Gastfreundschaft an mir übten, nicht genug loben.

„Die Ueberfahrt von Malaka nach Pulo-Pinang geschah in fünf Tagen, und am 9. November war ich bei Hrn. Boucho, welcher apostolischer Vikarverweser des südlichen Theils des apostolischen Vikariats von Siam und Quedah ist. Die Insel Pulo-Pinang, oder Prinz-Walles-Insel hat 8 bis 9 Meilen im Umfange; sie liegt hoch, ist sehr

gebirgig, und hat eine Bevölkerung von 45,000 bis 50,000 Seelen, von denen zwei Drittheile Malaien, Siamesen oder Bengalen, die übrigen aber Portugiesen oder Chinesen sind. Außer der Besatzung und der Bürgerbehörde sind daselbst sehr wenige englische Einwohner. Aber auch einige Juden und schismatische Armenier sind hier anzutreffen; letztere haben eine Kirche und einen Priester von ihrem Glaubensbekenntnisse. Der katholischen Christen sind bei 4000, nämlich ungefähr 2000 zu Tanjang, welches die Stadt und der Sitz des Vikarverwesers ist. Sie hat ein recht niedliches Kirchlein, das mit Weißzeug und Kirchenschmuck wohl versehen ist; dann 500 Christen zu Pulo-Tikous, wo ich mich aufhalte; ich habe noch keine Kirche, wohl aber einen Anfang dazu gefunden, allein der Geldmangel nöthigte mich, im Werk inne zu halten; um es zum Ende zu bringen, wären wenigstens 1500 Fr. vonnöthen. Die übrigen Christen leben zerstreut auf der ganzen Insel. Die Mestizen sind überhaupt schlechte Christen; die Tugendhaftern sind die Chinesen, und einzig unter diesen gelingt es uns, Seelen für den Glauben zu gewinnen; sie sind betriebsame, fleißige und geschickte Leute, und die einzigen Künstler und Handwerker. Die Uebrigen sind träge und in tiefes Elend versunken, und ihre Bekehrung ist sehr schwer. Redet man mit ihnen, so haben sie darauf gar nicht Acht, und wenn man ihnen den Vorschlag macht, sich zum Christenthume zu bekehren, so erwiedern sie sogleich: „Was geben Sie mir?“ Sagt man dann, man müsse nicht darum Christ werden, um hienieden reich zu werden, sondern um seine Seele zu retten und in der Ewigkeit glücklich zu seyn; so wenden sie den Rücken, und kein Rufen brächte sie mehr zum Umkehren. Flehen Sie, mein Lieber! für dieselben, und lassen Sie in der gleichen Absicht flehen, daß der Herr huldreich ihre Herzen rühren wolle, und meine Bemühungen unter ihnen mit reichlicher Frucht segne.

„Hier hat jedes Volk seine eigene Sprache; die Vornehmste und Gebräuchlichste ist jedoch die Malaische und ein verdorbenes Portugiesisch. Letzteres nach der Schriftweise und

der Aussprache der Europäer gesprochen, würde von Niemanden verstanden werden. Sonst ist diese Sprache sehr leicht zu lernen, zumal für einen Franzosen aus den südlichen Gegenden. Die malaische Sprache ist schön und anmuthig, und wird ohne sonderliche Mühe erlernt. Ich erlernte sie in weniger als drei Monaten, und am Ende des zweiten Monats konnte ich schon predigen und Beichte hören. Die malaische Sprache hat keine Umwandlungsarten (Conjugationen), und die verschiedenen Zeiten werden nur mit Worten, die man den Zeitwörtern beifügt, oder durch die Redensart angezeigt; z. B. *Makan* heißt: „Essen;" — *Saia makan lah*: „ich aß;" — *Saia nanti makan*: „ich werde essen;" u. s. w. Die meisten andern Zeiten fehlen, und man kann sie nur durch Umschreibung andeuten. Sie hat auch keine Mehrzahl; selbe wird einzig durch zweimalige Setzung des Hauptwortes ausgedrückt; z. B. *Orang*: „der Mensch;" — *Orang Orang*: „die Menschen." Will man das Geschlecht bezeichnen, so muß man das Wort, welches dasselbe ausdrückt, beifügen. So heißt *kuda* zugleich Pferd und Stute; wollten Sie also von einem männlichen Pferde oder Hengsten sprechen, so müßten Sie sagen: *kuda jantan*; von einer Stute müßten Sie sagen: *kuda betina*. Die Aussprache ist im Malaischen ganz gleich wie im Französischen, außer daß *j* wie *dj*, *a* und *g* immer hart ausgesprochen wird; das *s* wird betont wie im Griechischen; das *x* wird weich, und *k* am Ende der Wörter gar nicht ausgesprochen; *u* lautet wie *ou*. Dieß ist der einzige Unterschied.

„Als ich noch in Paris war, redeten Sie mir oft von den HHrn. Ballon, Berard und Suat; letzterer starb eines natürlichen Todes, die zwei andern sind, wie wir vermuthen müssen, auf der Insel Nias, wohin man sie schickte, vergiftet worden. Es waren dieß die ersten Priester, welche dieses Land betraten. Ich weiß nicht, wann sie ersetzt werden; ich habe mich dafür angeboten, man nahm den Antrag an, allein die Christen warfen sich dem Vikarverweser zu Füßen und ließen nicht nach mit Bitten und Thränen, bis der Obere

mir befahl, in ihrer Mitte zu bleiben. Da bin ich denn, und ohne Zweifel für längere Zeit, auf der Ratteninsel, denn das wollen die zwei malaischen Worte: „Pulo-Tikous," bedeuten; und in der That, die Insel führt den rechten Namen; die Ratten verheeren hier Alles, und was diese übrig lassen, verzehren vollends die Ameisen. Diese kleinen Insekten sind hier so häufig, daß es beinahe unmöglich ist, zu essen oder zu trinken, ohne einige mit hinunter zu schlucken.

„Zu Pinang ist die Luft, ungeachtet der großen Hitze, dennoch gesund; ich befand mich seit meines ganzen Hierseyns keinen einzigen Tag unwohl. Da ich diesen Brief schreibe, und ihn mit Schweißtropfen benetze, ists eben Januar, und ohne Zweifel sitzen Sie an einem tüchtigen Feuer. Ich wüßte nicht, welche von beiden Plagen die größere wäre; ich glaube die meinige, denn Sie können sich wenigstens vor dem Froste bewahren, aber wer vermöchte sich hier vor der Hitze zu schützen? Doch das müssen Sie mir ja nicht als eine Plage ansehen. O nein! ich bin nie vergnügter, als wenn ich, von der Sonnenglut niedergedrückt, über Berg und Thal wandere, und meine Christen besuchen kann.

„Leben Sie wohl, und beten Sie für den armen Missionär, daß Gott mir Gnade und Erbarmung wolle angedeihen lassen, um eines Tages Denjenigen im Himmel wieder zu finden, dessen ergebenster und aufrichtigster Freund ich hier auf Erden bin und verbleibe.

„A. Galabert, apostolischer Missionär."

Das nachfolgende Schreiben gibt uns einige Nachrichten über die HHrn. Vallon und Berard, die auf der Insel Pulo-Nias umgekommen sind. Die Muthmaßung des Hrn. Boucho über die Ursachen ihres Todes scheinen mit den spätern Nachrichten, die man aus der Nachbarschaft dieser Inseln von denjenigen ihrer Mitbrüder, die ihnen nachfolgen sollen, nicht im Einklange zu seyn. Doch sey es wie es wolle, sie

wurden wenigstens Opfer ihres Eifers, und das Martyrerthum der Liebe, das sie heldenmüthig überstanden, entmuthigt den Eifer der Missionäre keineswegs; sie brennen erst recht vor Begierde, in ihre Fußstapfen treten zu können.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Boucho, apostolischen Missionärs, an Hrn. Langlois, Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen.

Pinang, 14. Maj 1834.

„Der Diener der beiden HHrn. Valon und Berard ist von seiner traurigen Wanderung nach Nias, sobald er mit eigenen Händen seine zwei theuern Herren beerdigt hatte, zurückgekehrt. Hören Sie den Hauptinhalt des Berichtes, den er mir über diese zwei theuern Mitbrüder zugesandt hat. Ich erzähle ihm von Wort zu Wort nach:

„Hr. Vallon, meine Frau und ich verreisten von Natal, um uns nach Nias zu begeben. Bei unserer Ankunft auf dieser Insel wurden wir im ersten Orte, wo wir gelandet hatten, sehr übel empfangen; man nöthigte uns sogar, das Land zu verlassen. Wir stiegen also neuerdings in unser Boot, und landeten in einer andern Gegend, die Kunostaly genannt wird; hier trafen wir einen englischen Abtrünnigen, oder Abkömmling der Engländer, der nahm uns auf und bat, wir möchten hier warten, bis er von der Reise, so er eben vorhabe, zurückgekehrt sey. Als wir nach acht Tagen sahen, daß er noch nicht komme, wünschte Hr. Vallon die Gebirge zu ersteigen. So brachen wir denn von diesem Orte auf, und kamen in ein Dorf, das auf dem Gipfel eines Berges lag. Der König des Bezirks nahm uns sehr gut auf, und schenkte uns sogar ein kleines Haus zur Wohnung. Hr. Vallon lebte ungefähr drei Monate unter den Bewohnern von Nias, und beschäftigte sich während dieser Zeit mit Erlernung ihrer Sprache, und mit Bereisung des Landes. Er wurde schon sehr wohl

von den Bewohnern aufgenommen; man berieth sich mit ihm in Krankheitsfällen, und bei solchen Anlässen konnte er drei kleinen Kindern die heilige Taufe ertheilen. Zwei derselben starben gleich nach dem Empfange, das dritte rang eben mit dem Tode, als Hr. Wallon selbst im Herrn entschlief." . . .

„Nie ging ein Todesfall mir so zu Herzen; ich war durch die zartesten Bande der Freundschaft mit diesem guten, ehrwürdigen Mitbruder verbunden. Seine Hingebung in den Willen Gottes, die Anmuth seines Charakters und die Einfalt in seinem ganzen Wandel machten ihn Allen, die das Glück hatten, ihn zu kennen, theuer. Am Ende wurde sein Verlangen noch erfüllt; es war nämlich allezeit sein sehnlichster Wunsch gewesen, einen Nias dem Himmel zu gewinnen, und sieh', zwei Seelen sind ihm ins himmlische Vaterland vorausgegangen. Er wurde ein Opfer seines Eifers; da er in der Sonnengluth, ohne auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen, die Gebirge durchwanderte, wurde er von einem bösartigen Fieber, das ihn innert sieben Tagen in die Grube brachte, ergriffen. Sein Leichenbegängniß war eben nicht glänzend, wie man sich es leicht vorstellen kann; sein Diener und einige Heiden erwiesen ihm die letzte Ehre. Die gute Sophie, die Frau des Franzisko, seines Dieners, starb gleichfalls bald nachher, und Franzisko selbst kehrte mit der kleinen Habe seines Herrn zu dem früher erwähnten Abtrünnigen zurück und erwartete da die erste Gelegenheit nach Padang zurückzukehren. Unterdessen kam Hr. Berard auch beim gleichen Abtrünnigen an; als nämlich dieser liebe Mitbruder den Tod des Hrn. Wallon vernommen hatte, beeilte er sich, nach Nias zu verreisen, um das Werk Gottes dort fortzusetzen. Auf der Ueberfahrt ward er von einem Fieber ergriffen, das er schon früher gehabt, und von dem er noch nicht vollkommen genesen war. Halb sterbend, langte er zu Nias an, und gab drei Tage nachher seinen Geist auf. Er hatte zu Padang, wo man viel des Guten wirken kann, unermüdet gearbeitet. Hr. Bouet, Resident auf der kleinen Insel Tapanooli, ließ, sobald er den Tod unserer Mitbrüder vernahm, ein Schiff ab-

segeln, um eine Untersuchung über die Veranlassung ihres Todes vorzunehmen, und sich ihrer Habseligkeiten zu versichern, welche ihm Franzisko auch wirklich übersendete. Man sieht also, daß unsere theuern Mitbrüder eines sehr natürlichen Todes dahinstarben, und daß man auf Nias nichts zu befürchten hat, als das Fieber, wie auf der ganzen Küste von Sumatra.

„Boucho, apostolischer Missionär."

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Candalh, apostolischen Missionärs, an Hrn. Desquibes.

Batavia, 9. Juli 1834.

Hochwürdigster Herr!

„Ich habe die zwei Briefe, von Ihrer gütigen Hand geschrieben, den einen durch Hrn. Blasin, den andern durch Hrn. Jurines, erhalten. Gerade zur rechten Zeit langten sie an, um mich in Mitte der Trübsale, mit denen ich bis dahin zu kämpfen hatte, zu ermuthigen, und mich in der Hingebung an jene, so der Herr mir noch für die künftige mühevolle Laufbahn vorbehalten haben mag, zu befestigen. Der Gedanke, wie Sie und die Ihrer Leitung anvertrauten frommen Seelen für uns bedacht sind, und ihre Hände für die Missionen und ihre Missionäre zum Himmel erheben, wird stets meinem Geiste vorschweben, wird mich ermuthigen, mit Ausdauer die Drangsale zu bestehen, die meiner im Kampfe für die Sache des wahren Gottes harren.

„Als wir bei drei Monaten an der Küste von Koromandel umhergeirrt, und Augenzeuge der schrecklichsten Hungersnoth *) und der furchtbaren Verheerungen der *Cholera morbus* gewesen waren, gingen wir an Bord eines Schiffes, das uns

---

*) Siehe oben „Mission von Malabar" Seite 382.

nach der Insel Pulo=Pinang brachte, wo unser chinesisches Collegium sich befindet. Der Obere dieser Anstalt rieth mir, die Ankunft neuer Mitbrüder abzuwarten. Etwas später begab ich mich an Bord eines bengalischen Schiffes, um über Synkapour nach Makao zu gehen. Da waren uns aber die Passatwinde entgegen; wir mußten in die hohe See stechen und einen großen Umweg machen, um günstigen Wind zu gewinnen, was unsere Fahrt sehr langweilig und gefahrvoll machte, denn wir mußten, um in das stille Meer zu kommen, die Inselmeere, welche von Malaien bewohnt werden, durchschiffen. Das vorzüglichste und beinahe einzige Gewerbe dieser Inselbewohner ist Seeräuberei, weil dieß für sie weniger beschwerlich und ohne Zweifel einträglicher ist, als der Anbau ihrer zum Erstaunen fruchtbaren Landschaften. Diese Seeräuber sind immer auf der Lauer, und stets bereit, die Schiffe, so in ihre Seestriche kommen, anzufallen, um wenigstens den Versuch zu machen, dieselben zu berauben. In den ersten Tagen des Dezembers verfolgten uns vier Praonen, oder große Fahrzeuge, jedes mit fünfzig wohlbewaffneten Männern besetzt, da wir hingegen kaum fünfundzwanzig Bengalen an Bord hatten, die nichts weniger als tapfer waren, und im ersten Augenblicke der Gefahr sich in den untersten Schiffsraum geflüchtet haben würden, um den Feind um Gnade zu bitten. Doch wir hatten zum Glücke einen Vorsprung auf der Reise, und die Nacht kam uns auch gut zu Statten, so entkamen wir glücklich der Gefahr; aber erst am Weihnachtstage 1833 entwanden wir uns diesen Inseln gänzlich und stachen in die hohe See, indem wir durch die Meerenge von Gilolo, welche unter dem 130. Grade pariser Länge sich befindet, schifften. Beim Eintritte in das große Weltmeer hofften wir günstigern Wind; allein die Windstille hielt uns im Angesichte der Küste von Neu=Guinea, oder der Landschaften der Papouaner, in die fünfzehn Tage hin, dazu trieb uns die Fluth, ohne daß wir es verhindern konnten, gegen das Ufer; und schon waren wir an einer Stelle der Küste, welche die Engländer das Land der Meuchelmörder heißen, und von Menschenfressern bewohn-

ist, nahe gekommen. Wären wir ans Land getrieben worden, so würde Tod oder Sklaverei unser Loos gewesen seyn. Ich meinerseits warf mich gänzlich in die Arme der Vorsehung; konnte aber auch nicht glauben, daß der Gott, der mich so vielen andern Gefahren entrissen, mich nun in dieser werde stecken lassen. In der That sendete uns Derjenige in dem Augenblicke, wo Alles verloren schien, Er, der da in die Grube führet und wieder herauszieht, Er, der den Winden und Wogen gebietet, beinahe auf einmal einen günstigen Wind; da wurde unsere Trauer in Freude verwandelt, und wir gewannen das Weite.

„Indessen waren wir noch nicht am Ende der Trübsale; man hatte bei der Abfahrt nur für vierzig Tage Lebensmittel eingenommen, und jetzt waren wir schon zwei Monate auf dem Meere; die tägliche Nahrung beschränkte sich nunmehr auf dürres Reis, mit etwas Salz gewürzet. Die bengalischen Matrosen, von denen einige noch aus dem Französischen wenige Worte behalten hatten, umringten mich und sagten: „Vater! ich nicht essen, nicht trinken, ich sterben vor Hunger!“ — „Muth, meine Freunde! antwortete ich ihnen, ich habe festes Vertrauen auf den großen Gott, dem ich diene und den ich anrufe, ich hoffe, wir werden einen guten Landungsplatz finden; das aber seht ihr wohl, daß ich keinen bessern Theil bekomme, als ihr, und es mir also unmöglich ist, euch Linderung zu verschaffen.“ Diese wenigen Worte ermunterten die armen Leute wieder. Noch übrigte uns ein kleiner Vorrath Reis; allein das Wasser ging uns gänzlich aus. Da sendete uns am 6. Januar, am Tage der Erscheinung des Herrn, am Schutzfeste der Congregation der auswärtigen Missionen, der gütige Gott in seiner huldreichen Erbarmung, ohne Zweifel auf die Fürbitte der Gläubigen und der Mitglieder des Vereins zur Verbreitung des Glaubens hin, einen so reichlichen Regen, daß wir acht große Fäßer damit anfüllen konnten, und nunmehr Wasser im Ueberflusse hatten.

„Erst unter dem 140. Grade der Länge und 9. Grade der nördlichen Breite bekamen wir günstigen Wind und machten in

vierundzwanzig Stunden mehr als sechszig Seemeilen. Wir hatten bis nach Canton noch 400 Meilen zu machen, als wir auf einmal einen Leck entdeckten; allein schleunige und andauernde Hülfe vermochte ihn glücklicher Weise zu stopfen.

„Endlich sah man die Gebirge der Insel Formosa; schon glaubte ich am Ende alles Mißgeschickes zu seyn, als uns wieder neue Gefahren drohten. Schnell umzog dichtes Gewölk den Himmel, und so blieb er 72 Stunden lang; das Land verlor sich wieder aus unsern Augen; es war unmöglich, die Tiefe zu ermessen; der heftige Wind und die hochgehende See nöthigten uns, alle Segel zu streichen, einen einzigen ausgenommen, und dieser zerriß bald nachher; jeden Augenblick erwarteten wir, die Masten stürzen zu sehen. Wir stießen auf die Trümmer eines Schiffes, das in diesem Sturme zu Grunde ging.

„Wenn der Herr einen einzigen Augenblick nachläßt, über uns zu wachen, rief ich bei diesem Anblicke, so haben wir bald ein gleiches Schicksal, wie das zertrümmerte Schiff, zu erwarten. Ich stieg aufs Verdeck, wo wir uns an den Stricken festhalten mußten, um von den Windstößen nicht herunter geschleudert zu werden. Indessen hielt das Schiff guten Stand, oder besser, die Hand Gottes rettete uns. Nach fünf Tagen legte sich der Sturm, und da wir glaubten, eine große Strecke aus unserer Bahn herausgeworfen worden zu seyn, erblickten wir plötzlich Pedro=Bianko, einen sehr hohen Felsen, welcher den Schiffen, die von Osten her nach der Bucht von Canton fahren, zum Wegweiser dient.

„O mein Freund! aus der Schilderung aller dieser Gefahren, denen wir entrannen, und so vieler andern, deren ich gar nicht erwähne, mögen Sie die treue Sorgfalt der göttlichen Vorsehung erkennen, und einsehen, wie huldreich sie über Jenen wachet, die Alles verließen, um ihren heiligen Namen diesen wilden Völkern zu verkünden. Im Hafen angelangt, glaubte ich zu Makao von den Beschwerden der Seereise ausruhen zu können; da vernahm ich aber, unser Verwalter sey zu Canton beim französischen Konsul; wie sollte ich nun zu ihm kommen? zumal die Chinesen sich den Fremden eben

nicht sehr geneigt zeigen, außer wenn man sie recht reichlich beschenkt. Zum Glücke fand ich ein englisches Fahrzeug, und der Kapitain hatte die Güte, mich ohne irgend eine Bezahlung an Bord zu nehmen. Ich fand unsern Verwalter endlich; er ließ mich ein anderes Fahrzeug besteigen, und auch dießmal war die Fahrt unentgeltlich, und ich wurde überdas noch sehr gut behandelt. Wir mußten in die hohe See stechen, allein sogleich wieder umkehren und uns gegen Synkapour wenden, und von da nach Pulo-Pinang. Doch gestattete man mir, als wir Makao vorüberfuhren, ans Land zu steigen; ich verweilte dort einen Tag, und hatte den Trost, die heilige Messe lesen zu können, ein Glück, das mir seit drei Monaten nicht mehr zu Theil geworden war. Da ich wegen der Verfolgung, so in Tonkin und Cochinchina wüthet, in keine dieser Missionen mich begeben kann, so glaubte der Vikarverweser der Mission von Siam, Hr. Boucho, auf den Wink unseres Verwalters, des Hrn. Legregeois, meine Bestimmung ändern, und mich nach Pulo-Nias, der neuentstehenden Mission, senden zu können, wo Hr. Vallon und Hr. Berard nichts erzielen konnten, als einen frühzeitigen Tod, nachdem sie dort genügende Beweise ihrer erhabenen Tugenden und ihres apostolischen Eifers abgelegt hatten. Gerne wäre ich nach Tonkin gegangen, wo so viele heilige Missionäre meines Vaterlandes die schönsten Eroberungen zurückließen, und welches in den neuesten Zeiten mit dem Blute neuer Martyrer gedüngt worden; aber der Rathschluß Gottes fügte es anders; so geschehe denn sein heiliger Wille!

„Den 4. Mai verließen Hr. Galabert und ich Pulo-Pinang, und begaben uns neuerdings nach Synkapour, wo wir ein Schiff fanden, das uns nach Batavia übersetzte; daselbst wurden wir von Seite des holländischen apostolischen Präfekten mit wahrhaft zuvorkommender Güte empfangen; er überhäufte uns mit Ehrenbezeugungen. Morgens werden wir nach Padang abreisen; Hr. Jurines, den wir hier angetroffen, wird uns begleiten. Wir haben den Auftrag, an der Westküste von Sumatra, zu Padang oder Natal, uns

niederzulassen; dort werden wir die Sprache der Nias lernen, und wenn wir einmal das Land ausgekundschaftet und uns an den Himmelsstrich gewöhnt haben, werden wir es versuchen, in dieses Eiland einzudringen. Das Fahrzeug, so wir nun besteigen, ist das dreizehnte, auf das ich mich, seit meiner Abreise von Bordeaux, begebe.

„Bis hieher, mein Lieber! sind wir gekommen; die drei Missionäre, die beauftragt sind, diese neue Mission zu gründen, sind weder Ihnen noch den guten Schwestern des Necker-Hospitals unbekannt *). Sie beschwören Euch, sie in Euern Gebeten nie zu vergessen, und sie oft den heiligsten Herzen Jesus und Maria zu empfehlen. Große Schwierigkeiten haben wir zu bekämpfen, unzählige Hindernisse zu übersteigen; allein der Herr ist mit uns, wer wird wider uns seyn? Voll Vertrauen auf das Kreuz Jesu Christi, hoffen wir mit seiner Gnade allerorten obzusiegen. Empfehlen Sie dem Herrn unsere arme Mission ganz besonders, und bitten Sie ihn, er wolle den apostolischen Geist uns einhauchen und ihn stets in uns erhalten.

„Ich geharre im Gebete vereint ꝛc.

„Candalh, apostolischer Missionär.“

---

*) Dem vorigen Briefe zufolge scheint es, Hr. Galabert sey nicht mehr bestimmt, nach dieser Mission abzugehen, und dieselbe sey einzig Hrn. Candalh und Hrn. Jurines anheim gefallen.

Schreiben des Hrn. Jurines, apostolischen Missionärs, an Hrn. Peala, Vorsteher des großen Seminars von Puy.

Padang, an der Küste von Sumatra,
13. September 1834.

Hochwürdigster Herr Superior!

„Nun ists doch einmal Zeit, Ihr Schreiben, mit dem Sie mich von Paris aus beehrt haben, zu beantworten. Die Antwort ließ freilich lange auf sich warten, aber im Herzen Asiens geschrieben, wird sie jetzt nur noch willkommener seyn; zudem glaube ich von Ihrer natürlichen Herzensgüte milde Nachsicht für meine Nachläßigkeit hoffen zu dürfen, besonders wenn ich Ihnen sage, wie sehr es mit meiner Abreise von Paris Eile hatte, und ich somit keine Zeit finden konnte, einen Brief zu schreiben. Heute beeile ich mich, die Gelegenheit zu nützen, welche ein Schiff, das nahe an der Küste, wo ich mich befinde, und die ich Morgens ohne Zweifel verlassen werde, vor Anker liegt, darbietet, um Ihnen diesen Brief zu senden; denn ich weiß nicht, wann es dem lieben Gott gefallen wird, mich einen neuen an Sie schreiben zu lassen.

„Den 11. März verließ ich die Hauptstadt Frankreichs, um mich in Havre mit sechs andern Missionären einzuschiffen, und am 23. gleichen Monats, an dem Tage, wo die Kirche den feierlichen Einzug unsers Herrn Jesu Christi zu Jerusalem festlich beging, bestiegen wir ein Schiff, das den Namen Edmund führt, um es nicht eher zu verlassen, als bis wir bei 5000 Meilen würden zurückgelegt haben.

„Ich werde mich einer ausführlichen Schilderung unserer langen Seereise enthalten, denn nebst dem, daß ich Ihnen darüber wenig Bedeutendes mitzutheilen habe, lasen sie auch oft genug Schilderungen solcher Art. Meine sämmtlichen Seefahrten von Europa bis Indien sind ziemlich traurig. Im Allgemeinen boten sich dem, von dem immerwährenden Anblicke derselben Gegenstände ermüdeten Auge nur der Himmel und die

Wasserfläche zur Betrachtung dar. Den Reisenden ermüdet es sehr, nur das Brausen der Wogen, oder das durchdringende Geschrei einiger Wasservögel, die von Zeit zu Zeit in der Nähe des Schiffes umherflattern, zu hören; und dazu ist er noch wechselweise der unausstehlichen Hitze unter dem Gleicher, und dem Froste, der auf den Meeren, welche das Vorgebirg der guten Hoffnung bespühlen, sehr empfindlich ist, ausgesetzt; besonders wenn man dieses Wettervorgebirg zur Winterszeit, wie wir gethan, umschiffet. Durch diese Seestriche fuhren wir, vierzehn Tage oder drei Wochen lang, den furchtbarsten Gewittern überlassen. Der Kapitain selbst, obwohl ein erprobter Seemann, der auf dem Meere grau geworden, betheuerte, er habe noch nie so furchtbare Wogen gesehen. Da thut der Missionär wohl daran, seinen Blick auf die verschwundene Bahn so vieler Schiffe zu wenden, welche jene Menge von Aposteln trugen, die zuerst die frohe Botschaft den Völkern Asiens verkündeten; er könnte wohl ausrufen: „Wunderbar ist der Aufruhr des Meeres, wunderbarer der Herr in der Höh'!" O ja! wie wunderbar ist Er nicht, der Gott Israels! in allen seinen Werken; wie mächtig nicht und über die Maaßen gütig gegen seine Diener! Wer ihm vertraut, hat nichts zu fürchten, denn alle Geschöpfe stehen unter seiner unumschränkten Gewalt. Ganz gewiß hat Er, der da die Wuth der Wogen bändigt, uns mitten aus den Gefahren gerissen, und glücklich an die Ufer von Java gesetzt.

„Den 27. Junius sahen wir zum ersten Male Asiens Gestade. Seit unserer Abreise aus Frankreich hatten wir nie mehr den Fuß auf das Festland gesetzt. Zwar fuhren wir sehr nahe an einigen Inseln, wie an Madera, den kanarischen und Dreifaltigkeits-Inseln vorbei, allein ohne anzuhalten. Am gleichen Tage fuhren wir in den engen Paß der Sunda ein; und am Morgen des folgenden Tages sahen wir eine Menge kleiner Nachen uns entgegen kommen. Es waren Javaneser, die uns vom Ufer her bemerkten, und nun mit ihren schwachen Fahrzeugen daher kamen, uns von den Erzeugnissen des Landes gegen Kleinigkeiten aus Europa, die bei ihnen

in großem Werthe stehen, auszutauschen. Diese armen Leute gehen beinahe ganz nackt, und sind von der Sonnenhitze verbrannt; die meisten tragen ein Stück Tuch um ihre Lenden, und nach Art der Muselmänner ein Schnupftuch auf dem Haupte.

„Immer an der Küste hinfahrend, erreichten wir endlich die Rhede von Batavia. Noch am gleichen Abende, an dem wir ankamen, erschien ein Nachen bei unserm Schiffe. Anfangs glaubte man, es werde dieß ein Ehrenbesuch seyn, den man unserm Kapitain machen wolle; allein der Irrthum dauerte nicht lange, da man auf gut Französisch fragen hörte, ob nicht irgend ein französischer Missionär auf unserm Schiffe sich befinde. Kaum hatte man bejahend geantwortet, als wir zwei unserer Mitbrüder, die HHrn. Candalh und Galabert erkannten, welche so eben auf einem entgegengesetzten Wege zu Batavia angekommen waren, und nun nach der Insel Nias verreisten. Die Freude war beiderseits unaussprechlich; aber doch wurde sie einigermaßen durch den Bericht dieser Herren getrübt, da sie uns von den immer größern Fortschritten der Verfolgung in Tonkin und Cochinchina und von den blutigen Auftritten, die in diesem unglücklichen Lande sich ereignen, erzählten. Diese traurige Nachricht jedoch, weit entfernt, uns niederzuschlagen, entflammte nur noch mehr unsern Eifer, und das Beispiel unserer Mitbrüder, die hochherzig für den Glauben ihr Leben gelassen, trug nicht wenig dazu bei, unsern Muth neu zu beseelen, und uns anzutreiben, etwas weniges für einen Meister zu leiden, der so freigebig in Belohnung seiner Diener ist. Diese zwei Herren beeilten sich, uns zu fragen, ob nicht irgend ein Missionär aus uns die Weisung nach Siam erhalten; denn von den Vorstehern dieser Mission wurde ihnen die Verfügung ertheilt, einen solchen mit sich nach Nias zu führen. Auf solche Weise entschied sich der Wille Gottes offenbar für meine Person; denn ich war ja nach Siam bestimmt, und, obgleich ziemlich schwach und noch kränklich, war ich doch keinen Augenblick unschlüssig, diesen eifrigen Arbeitern zu folgen, und mich ihnen in der Stiftung dieser beschwerlichen und gefahrvollen Mission beizugesellen. Somit

sagte ich denn meinen lieben Mitbrüdern, mit denen ich von Frankreich nach Batavia reiste, das letzte Lebewohl; und sie betrachteten mich als einen Menschen, der dem nahen Tode entgegen geht. Auf Wiedersehn im himmlischen Vaterlande, wo keine Trennung zu fürchten, keine Leiden zu bestehen seyn werden, wo man nicht mehr vor Gefahren und Todesnöthen zittern muß, schieden wir von einander.

„Ich verließ nun das französische Schiff, und bestieg eines mit der holländischen Flagge; da fand ich Leute aus unzähligen Nationen, Chinesen, Malaien, Kaffern, Malabaren u. s. w., und nach einer drei Wochen langen Schifffahrt gingen wir bei Padang, an der Küste von Sumatra, vor Anker. Hier waren wir willens, uns für einige Zeit niederzulassen, um die Sprache der Nias zu erlernen.

„Wir sind hier von Malaien umgeben, die uns den dürftigsten Lebensunterhalt theuer genug bezahlen lassen. Reis ist unsere gewöhnliche Nahrung; Wasser unser Trank, und der Boden unserer zerfallenen, nur mit Kokosblättern gedeckten Hütte dient uns zum Ruhebette; dieß sind die Erstlinge unsers apostolischen Lebens. Wir leiden ganz gewiß; aber wie süß wären uns diese Leiden, wenn wir gegründete Hoffnung hegen dürften, daß es uns glücken werde, die Nias zur Erkenntniß unserer heiligen Religion unsers göttlichen Meisters zu bringen. Ach! allen Nachforschungen, die wir machten, gemäß, hat es den Schein, daß wir beinahe unübersteigliche Hindernisse zu besiegen haben werden, wenn nicht Gott augenscheinlich Hand anlegt, um diese armen Inselbewohner zu gewinnen. Welch' eine Schilderung hat man uns von diesem Volke, und dem Lande, das es bewohnt, gemacht! Niemanden gelingt es, wie man uns versichert, in eines ihrer Dörfer zu dringen, ohne es auf der Stelle mit dem Tode büßen zu müssen. Allein darum werden wir die uns anvertraute Mission nicht verlassen, diese Mission, welche der Tod unserer zwei Mitbrüder, der HHrn. Vallon und Berard, uns noch theurer machen würde, wenn es möglich wäre. Hr. Candalh und ich werden, das Anerbieten des Hrn. Residenten von Tapanoli nützend, uns

nach Nias überschiffen lassen. Der Herr, der unsere Entschlüsse kennt, und dessen Vorsehung die, welche sich ihrer Leitung ohne Rückhalt überlassen, auf sonderbare Weise schützet, wird uns auch Erfolg gewähren, wenn es anders so in seinen erbarmungsvollen Absichten liegt; in jedem Falle wird uns nichts zustoßen, was er nicht erst vorgesehen hätte, und zu unserm eigenen großen Glücke zuläßt. Ich reise froh ab; gibt es Kreuze zu erndten und Gefahren zu bestehen, gleichviel; der Herr sieht uns; und komme, was da wolle, er wird uns für das Wenige, so wir für ihn thun, zu lohnen wissen.

„Ich zweifle keineswegs, daß es diese tröstlichen Gedanken unsers Glaubens waren, welche, tief in ihren Herzen wurzelnd, unsere Vorgänger bewogen haben, Gefahren und Widerwärtigkeiten aller Art, die sie als gewiß in dieser neuen Mission vorsehen konnten, die Spitze zu bieten. Es gingen verschiedene sich widersprechende Meinungen über die Veranlassung ihres Todes im Lande herum; allein es scheint nun gewiß, daß sie in Folge einer Vergiftung, die ihnen nach dem Eintritte in die Insel beigebracht wurde, gestorben seyen. So haben wir es von dem Residenten von Tapanooli, welcher auch ihre Ueberfahrt nach Nias begünstigte und ihre wenigen Habseligkeiten, die man nach dem Tode auffinden konnte, sorgfältig sammelte. Er setzt noch bei, der Raja, der zunächst an der Gegend sich befindet, wo Hr. Vallon gelandet, habe sogleich einen Preis auf den Kopf dieses unerschrockenen Apostels gesetzt, und dem, welcher ihm denselben bringen würde, 1000 Piaster versprochen. Da kann man sich leicht denken, daß der arme Missionär nicht entrinnen konnte. Hr. Berard wollte sich mit seinem theuern Mitbruder vereinigen, *fand ihn aber todt*, und folgte ihm nach wenigen Tagen *selbst* nach in den Himmel. Glückliche Missionäre! Schon ihr Anfang auf der apostolischen Laufbahn wurde mit den Lorbeeren des Martyrerthums gekrönt. Wie ist ihr Loos so beneidenswerth! Wenn es uns möglich wäre, auf der Insel zu bleiben, würde ich mir auf eine Weise den Trost zu verschaffen suchen, über dem Grabeshügel dieser überglücklichen Mitbrüder ernste Betrachtungen

anzustellen, und dort, nicht zwar Rache für ihren Tod über ihrer Asche zu fordern, wohl aber sie zu bitten, daß sie diese armen Wilden bei dem Vater der Erbarmungen vertreten, daß er sich würdigen möge, einen Blick der Güte und Liebe auf sie zu werfen. Ich würde sie auch bitten, mir ein wenig von ihrem hochherzigen Muthe zu erflehen, der sie dem feurigen Verlangen, die Ehre ihres Gottes zu befördern, Alles hinopfern ließ; würde aber auch nicht vergessen, ein kleines Kreuz in jene Erde zu graben, welche ihre köstlichen Ueberreste bedeckt; würde den Herrn beschwören, er wolle gnädig verleihen, daß eines Tages würdigere Missionäre, welche unsere Fußstapfen betreten werden, das Glück haben mögen, an diesem Zeichen die Gegend zu erkennen, wo die heiligen Leiber beerdigt worden, und mit feierlicher Pracht ein anderes Kreuz zu errichten, um den gläubig gewordenen Wilden den Ort anzuzeigen, wo einst die Leiber ihrer ersten Apostel ohne Ehre hingelegt wurden.

»Ich kann meinen Brief nicht schließen, ohne Ihnen die Freude zu bezeugen, die Sie mir machten, als Sie berichteten: wie der Herr des Weinbergs sich wohl einige Arbeiter unter ihren eifrigen Seminaristen auswählen könnte. O! mögen sie der Stimme Gottes folgen, mögen sie nicht taube Ohren haben gegen den Zuruf der Schutzgeister dieser Länder, der an sie ergeht, wie er einst vom Engel Mazedoniens an den Weltapostel ergangen: „Wenn du durch Mazedonien reisest, so stehe uns bei!“ Ja, kommt hieher, kommt, unterstützt uns, jene Seelen dem Himmel zuzuführen, die unserm Schutze anvertraut sind! — O möchte es auch mir vergönnt seyn, aus dem Herzen Asiens alle Diejenigen, welchen der Herr kein Verlangen ins Herz gegeben, hier Kreuze zu erndten, und diese unfruchtbaren Gegenden mit ihrem Schweiße, vielleicht sogar mit ihrem Blute zu befeuchten, mit den Worten des Apostels aufzufordern: „Ich beschwöre euch bei den Verdiensten unsern Herrn Jesu Christi, und bei der Liebe, die der heilige Geist über unsere Herzen ausgegossen hat, mich durch euere glühenden Gebete zu Gott in dem Kampfe, den ich vorhabe, zu unterstützen;“ daß mein Herz und mein Geist allezeit mit meinem Gott ver-

einigt bleibe, während der Körper in den Wüsten Asiens umherirret.

„Ich habe die Ehre zu seyn rc.

„J. G. Jurines, apostolischer Missionär.“

Schreiben des Hrn. Barbe, apostolischen Missionärs von Siam, an Hrn. Langlois.

Moliniea, 10. März 1832.

Lieber Herr Mitbruder!

„Ich habe in diesen Tagen einen Brief von Ihrer gütigen Hand erhalten, welcher unterm 20. November 1830 geschrieben war; daraus mögen Sie entnehmen, wie selten sich für mich die Gelegenheit darbietet, Briefe abzusenden.

„Man sandte mich im Januar 1831 nach Moliniea, einem neuen englischen Pflanzlande unweit Martaban, einer birmanischen Besitzung. Als ich hier ankam, fand ich weder ein Haus, wo ich hätte wohnen können, noch eine Kirche für den Gottesdienst; somit baute ich ein Haus und eine Kirche, und gegenwärtig lasse ich ein Waisenhaus errichten; Alles dieses kostete mich wenigstens 4000 Roupien (ungefähr 10,000 Franken).

„Es befindet sich hier ein europäisches und ein inländisches Regiment Soldaten; im europäischen befinden sich 400 Katholiken, die übrigen gehören verschiedenen ketzerischen Sekten an. Die Wiedertäufer, die sich in dem Pflanzlande niedergelassen haben, sind sehr thätig. Einzig darauf bedacht, *wie sie die armen Eingebornen verführen können, theilen sie in großer* Menge Schriften aus, die eine sehr feindselige Stellung gegen die katholische Religion einnehmen. Ich meinerseits gebe ihnen einige Bücher, welche über streitige Glaubenslehren handeln, und sie lesen dieselben mit großer Aufmerksamkeit; es ist mir sehr leid, daß ich derselben nicht mehrere habe. Neun Werklein über streitige Glaubenssachen, sind mein ganzer englischer Bü-

cherschatz; und täglich kommen ganze Schaaren von Soldaten, um mich um solche Bücher zu bitten. Außer diesen zählt meine Christengemeinde noch beinahe 300 Malabaren und 200 bis 300 Personen aus verschiedenen Ländern. Was mir hier in Verbreitung des Glaubens große Hindernisse in den Weg legt, ist der verdorbene Wandel und die unanständige Kleidung der Frauen. Indessen habe ich doch einigen dieser letztern die heilige Taufe ertheilt, und einige andere bereiten sich dazu vor.

„In den Wäldern, die uns umgeben, wohnt ein Völkerstamm, den man die Kreaner nennt; es sind sehr einfache Leute, und, wie ich glaube, mehr als die Birmanen für unsere Religion empfänglich. Als ich im verflossenen Jahre in Tawai war, bot sich mir die Gelegenheit dar, mit einem Familienvater dieses Volkes durch einen Dollmetscher mich zu unterhalten; da redete ich ihm auch von unserer Religion. Er war sehr vergnügt mit dieser Unterhaltung und erklärte mir, er wolle Christ werden; käme ich aber selbst in das Land, so würden sich alle Nachbarn taufen lassen. Allein da er mehrere Tagreisen von meiner Wohnung entfernt zu Hause ist, und ich nach Molinica verreisen mußte, so war ich genöthigt, seine Einladung abzulehnen. Hätte ich keine Familie, sagte er dann, so würde ich mitgehen. Meine Abreise entlockte dem guten Manne Thränen; um ihn ein wenig zu trösten, versprach ich ihm, künftiges Jahr ihn zu besuchen.

„In wenigen Tagen werde ich auch wirklich zu den Christen, die sich zu Tawai und Merguy aufhalten, hinreisen; und dann bin ich willens, durch die Gegend zu gehen, wo dieser gute Kreane wohnt, er wird etwa drei Tagreisen vom Meere entfernt seyn.

„Ich bin u. s. w.

„Barbe, apostolischer Missionär.“

Mission von Mogol.

Obwohl der folgende Brief etwas älter ist, so brachte uns dennoch seine kunstlose Darstellung der Bedürfnisse, die er angibt, auf den Gedanken, unsere Leser möchten ihn nicht anders als mit Theilnahme aufnehmen.

Die Mission von Mogol wird von den ehrwürdigen Vätern Kapuzinern der Propaganda besorgt. Ihre Vorfahren, ebenfalls von der Propaganda gesandt, hatten sich früher, um das Jahr 1707, im Lande Thibet niedergelassen. Allein der Haß der Lamas oder Götzenpriester dieses Landes nöthigte sie bald, dasselbe zu verlassen, und so begaben sie sich auf diesen Punkt des mogolischen Reiches, der nachher an die Engländer abgetreten wurde. Dort befinden sich bei 5000 Christen, und mehrere Kirchen und Herbergen, die meistens in Städten nahe an den Ufern des Ganges, stromaufwärts von Baguelphur bis Agra und Delhi liegen. Von da aus schrieb der gegenwärtige Vorsteher dieser Mission in lateinischer Sprache, was hier in treuer Uebersetzung folgt.

Schreiben des Ehrw. P. Antonin Pezzoni, Bischofs von Esbona und apostolischen Vikars von Thibet, an Hrn. N. N.

Agra, St. Franziskus 1833.

„Als ich aus einem Briefe, den mir der Ehrw. P. Bastianelli den 18. Juni 1831 von Paris aus schrieb, den Bericht vernahm, die katholische Gesellschaft, die sich in Frankreich zur Unterstützung der Missionen durch Gebet und Allmosen der Gläubigen gebildet, habe in ihrer Milde eine Summe

von 2785 Franken für unsere Mission zu Thibet bestimmt, ward ich mit unaussprechlicher Freude erfüllt; ich dankte dem Herrn und beschwur ihn, seine Gnadenschätze über diesen frommen Brüderbund auszugießen. Es ist aber auch gewiß wahr, wenn der Herr nicht von Zeit zu Zeit in seinen unerforschlichen Erbarmungen die Gläubigen anregte, dieser armen Mission zu Hülfe zu kommen, sie würde sich nimmer halten können. Trotz ihrer ungeheuern Ausdehnung, indem sie ganz Hindostan in sich begreift; trotz der großen Länderstrecken, welche eine Kirche von der andern trennen, hat sie dennoch sehr wenig Missionäre, die noch überdas mit den wesentlichsten Bedürfnissen zu kämpfen haben, und außer Stand sind, für den Unterhalt gottesdienstlicher Gebäude Sorge zu tragen. Wir haben neun Kirchen, aber sie befinden sich in einem solchen Zustande des Verfalls, daß die einen zur Hälfte zerstört, die andern dem Einsturze nahe sind. Der Missionäre sind sechs, und von diesen noch zwei altersschwache Greise; drei neue, welche die Congregation uns senden mußte, werden noch immer erwartet; dann beherberge und nähre ich noch zwei Schottländer, deren geistliche Erziehung ich leite. Da haben Sie die ganze Geistlichkeit dieser Mission beisammen; aber dennoch braucht es etwas, den Unterhalt aller dieser Personen zu bestreiten, und so karg man auch leben mag, so übersteigen dem ungeachtet die Kosten in dieser Gegend alle Erwartung. Zu dem haben wir von der Propaganda keine bestimmten Einkünfte, oder irgend eine regelmäßige Beisteuer; die Hülfe, so uns zukömmt, ist ganz ein Ungefähr, und die Armuth, wie die geringe Anzahl der Gläubigen macht es Ihnen unmöglich, etwas Namhaftes für uns zu thun. Freilich sind wir Alle aus dem Orden der mindern Brüder des heiligen Franziskus, oder Kapuziner, wie man sie zu nennen pflegt, und haben also das Gelübde der Armuth strenge zu beobachten. Wir üben es wirklich an Orten, wo man aller zeitlichen Sorge überhoben seyn kann. Allein hier zwingt uns die Noth, mit Sorgen uns abzugeben, worüber sogar die Weltkinder in Seufzer ausbrechen. Wenn wir nur auf die Stimme der Natur Acht hätten, wür-

den wir dieses unfruchtbare Land unverzüglich verlassen; allein davon sind wir ferne, weil es zu befürchten stünde, daß der christliche Name in diesen ungläubigen Ländern erlöschen würde. Und demnach konnte uns eine Unterstützung von 2785 Franken nicht erwünschter seyn. Alles, was immer der Ehrw. P. Bastianelli den Mitgliedern des Verwaltungsrathes von dem dürftigen Zustande der Mission von Thibet erzählt haben mag, kann keineswegs in Zweifel gezogen werden, und Niemand kann ein glaubwürdigeres Zeugniß davon ablegen, als eben er, der da viele Jahre sich gemeinschaftlich mit mir dort aufgehalten, und also die sämmtlichen Bedürfnisse nicht nur vom Hörensagen, sondern als Augenzeuge von Grund aus kennt. Uebrigens werden wir in unsern Gebeten und heiligen Opfern unsere Wohlthäter insgesammt nie vergessen.

„Da ich mich nicht französisch auszudrücken vermag, ob ich gleich etwas Weniges von dieser Sprache verstehe, so konnte ich mich nicht an sämmtliche Häupter der Gesellschaft selbst wenden, was ich ganz gewiß gethan haben würde, wenn ich es für schicklich geachtet hätte, ihnen in lateinischer Sprache zu schreiben; somit muß ich Sie ersuchen, mein Vertreter und Fürbitter bei ihnen zu seyn.

„Ich bin rc.

„F. Antonin Pezzoni, Bischof von Esbona und apostolischer Vikar von Thibet.



Die lebhafte Theilnahme, die man der Mission von Korea schenkt, macht es uns zur Pflicht, keinen Augenblick die Kundmachung eines neuen Schreibens vom Hochw. Bischof von Capsus zu verzögern. Hier folgt dessen wesentlicher Inhalt.

Chan-Si, 20. September 1834.

„Der Brief, den ich meinen Eltern den 6. Juni geschrieben, gibt Ihnen einige Kunde von unserer gegenwärtigen Lage; sie ist eben nicht sehr anziehend. Wir sind unserer vier Missionäre, die für Korea bestimmt worden, drei Europäer und ein Chinese. Dieser drang schon vor neun Monaten in Korea ein; wir aber stehen noch immer an der Pforte und klopfen an, allein man kümmert sich sehr wenig darum, uns aufzumachen. Die Koreaner wollen jetzt chinesische und keine europäischen Priester; zwar wäre es ihr Wunsch, der König möchte uns den Eintritt gestatten, allein das wird gewiß nicht geschehen. Jetzt haben sie über Mittel nachgedacht, die nur verderblich für unsern Plan seyn können; darum sind wir ernstlich darauf bedacht, ihnen ihre seltsamen Entschlüsse auszureden; werden wir auch wohl Gehör finden? Gott weiß es. Glückt es uns nicht, so ist kein anderes Mittel mehr, als einzudringen, und zwar auch ohne ihren Beistand; freilich ein verzweifelter Entschluß, den man erst in der äußersten Noth zur Ausführung bringen darf. Indessen werden wir uns zu versammeln suchen, um zu überlegen, was wohl zu thun das Beste wäre. Hr. Chastan ist bis an die Gränze von Korea vorgedrungen, allein er fand Niemanden, der ihn ins Land geführt hätte; er kehrte also nach China zurück, und harret dort einer bessern Gelegenheit. Hr. Maubant wurde genöthigt, Pekin zu verlassen, und verreiste nach der westlichen Tartarei, wo ihn ein chinesischer Priester aus der Versammlung der französischen Lazaristen zu sich nahm; zu diesem werde ich mich nun in zwei Tagen begeben.

Den 8. September langte mein Zögling, Joseph Taou, den ich ausgesandt hatte, einen neuen Weg nach der westlichen Tartarei (den Ländern, welche die Tartaren Mant-Cheoux

bewohnen) aufzufinden, hier wieder an. Es ist dieses, die Heimreise mit eingerechnet, ein Weg von mehr denn 900 Meilen. Er bestund in einer Wüste von 100 Meilen Ausdehnung große Gefahren, allein der liebe Gott hat ihn davon befreit, die Reise selbst machte er meistens zu Fuß.

„Dem Berichte koreanischer Eilboten zufolge, sind in Korea 40,000 Christen; sie haben sich wechselweise bekehrt, denn bis dahin hatten sie einen einzigen Priester, welcher 1800 die Martyrerkrone erlangte, und somit waren sie 34 Jahre ohne Missionäre. Im verflossenen Jahre nahm man neun Christen gefangen, sechs Männer und drei Frauen; und Alle diese haben heldenmüthig dem Glauben Zeugniß gegeben, ja sogar gebeten, man möchte sie zum Tode führen, damit ihnen das Glück werde, ihr Blut um Jesu Christi willen vergießen zu können. Allein die Frauen wurden entlassen, die Männer aber blieben im Gefängnisse. Der Ausgang dieses Ereignisses ist mir noch verborgen.

„Um wieder auf uns zu kommen, muß ich bemerken, daß wir uns in großer Verlegenheit befinden. Sollen wir vordringen? Ich weiß es nicht. Wie es auch geschehen mag, wir sind einmal entschlossen, dem Feinde jeden Fuß breit streitig zu machen, und erst dann werden wir uns zurückziehen, wenn uns keine Hoffnung mehr schimmert, das Feld behaupten zu können. Gott gebe, daß wir durch so viele Hin- und Herreisen, durch so viele Anstrengungen endlich das Paradies gewinnen! Was ich Ihnen jetzt berichte, und was ich in frühern Briefen mitgetheilt, reicht hin, um Ihnen darzuthun, wie so nöthig uns der Beistand des Himmels ist. Nun denn, haben Sie die Güte, den Gott der Erbarmungen anzuflehen, daß er uns in so großen Trübsalen unterstützen und uns endlich einführen wolle in das Land der Verheißung.

„† Bartholomäus Briguiere, Bischof von Capsus, apostolischer Vikar von Korea."



Rechnungsausweis
über
die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft für das Jahr 1835.

	fl.	k.	Fr.	C.
I. Einnahmen.				
An die H. Vereinsdirektion der Schweiz sind eingegangen:				
1) An ordentlichen Beiträgen	2915	28	6282	93
2) An Extragaben	143	12	308	83
3) Ertrag aus dem Verkauf der Hefte .	87	33	188	66
4) Vorjährige Kassabaarschaft	570	55	1230	25
Summa:	3717	9	8010	67
II. Ausgaben.				
1) Nach Lyon gesendet	2320	18	5000	
2) Für Bücher *)	219	2	472	
3) Auslagen für die Annalen und Administration der Gesellschaft	373	33	804	96
4) Kassabaarschaft	804	15	1733	71
Summa:	3717	8	8010	67

Die Einnahmen in der Diözese Straßburg, Metz und Nancy, in der französischen Schweiz, wie in den mit Straßburg korrespondirenden deutschen Rheinlanden wurden unmittelbar an die Hauptkasse nach Lyon eingesendet; daher dieselben in dieser Rechnung nicht erscheinen. Da nun aber die Administrationskosten der Gesellschaft auch für genannte Provinzen einzig auf der Schweizerkasse lasteten, und diese ungeachtet der ungünstigen Umstände auch dieses Jahr wieder 1496 Fr. 86 Ct. mehr einnahm, als im Jahr 1834, so beschloß die Central-Direktion in Lyon, von nun an alle Kosten auch für die Schweiz

*) Es zeigte sich eine sehr günstige Gelegenheit zum Ankaufe werthvoller Werke, besonders heilige Kirchenväter. Dieselben wurden an Hrn. Kenrick, Bischof von Philadelphia, gesandt, und deren Empfang von diesem ehrwürdigen Prälaten mit einem sehr schönen Dankschreiben angezeigt.

und benannte Provinzen aus der Hauptkasse zu bestreiten. Folglich werden die künftigen Einnahmen der Gesellschaft in der Schweiz nur in dem allgemeinen Rechnungsausweis sowohl in den französischen als deutschen Annalen aufgeführt. .

Zu Erzielung größerer Einheit werden diese Annalen fortan in genauer vollständiger Uebersetzung zu vier Heften im Jahre erscheinen, und demnach keine besondern Korrespondenzen mehr aufnehmen.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß an die Stelle des nach Bayern berufenen Hochw. P. Gregorius Waibel, als Präses der Gesellschaft für die Schweiz getreten ist der Hochw. P. Gallus Morel, Professor der Philosophie und Bibliothekar im löbl. Stifte Einsiedeln. An diesen wollen sich also in vorkommenden Fällen die verehrlichen Mitglieder wenden.

Ende des dritten Bandes.



Inhalt des III. Bandes.

Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens.

Nordamerikanische Missionen.

Asiatische Missionen.

Mission von Cochinchina.

Mission von Mogol.

Mission der Malabaren.

Missionen auf den Inseln des großen Weltmeers.

Missionen in der Levante.



